Joseph Nassy.

Joseph Nassy.

Erzählung

aus dem 16. Jahrhundert.

Von

Johann v. Wildenradt.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich,
K. R. Hofbuchhändler.

An Auguste!

Dir, meinem Weibe, weih' ich dieses Buch,
Das unter Deinem Liebesblick entstanden,
Ein Bild aus alter Zeit und fernen Landen,
Von Judas Sehnen und von Judas Fluch.
Was darin ernst und feierlich Dich mahnt,
Mög Dich's erfreuen! — Was darin mißlungen,
Ein Zeugniß sei es Dir, daß ich gerungen,
Und was ich Großes kühnen Sinn's geplant!

Nicht wo der tolle Lärm des Marktes rauscht
Siehst Du mich stehen, nicht in jenen Kreisen
Wo nach des Tages just beliebten Weisen
Die eitle Ohnmacht sich geschäftig bauscht.
Klein ist die Schaar, die mich zu hören liebt;
Dich aber weiß ich mir verwandt im Streben
Nach jenem hohen, freien Geistesleben,
Für das es keine Glaubensschranken giebt!

So hab ich ehrlich einst um Dich gefreit,
So bist Du mein in treuem Herzensbunde, —
Und schlug uns auch das Schicksal manche Wunde,
Wir standen ungebeugt in Sturm und Leid.
Laß mich Dir danken nach Poetenart,
Dies Buch mit Deinem lieben Namen schmückend,
Dich und mich selbst durch solches Thun beglückend
Und Alles, das sich liebend um uns schaart!

Pforzheim, im August 1888.

Der Verfasser.

I. Buch.

Erstes Kapitel.

Venedig, Constantinopel, Cypern, — welch' ein Dreiklang seebeherrschender Namen! Das mittelländische Meer und die ihm benachbarten Fluthen umspülen die Marmorpaläste der fürstlichen Venetia, die sich in zauberischer Pracht aus den Lagunen erhebt, — die Hügel am Bosporus, welche auf ihrem Rücken die glänzende Hauptstadt zweier machtvollen Reiche tragen, — und die Felsen und üppigen Gestade jenes Eilandes, das um seiner Fruchtbarkeit willen von den Alten „das selige" genannt wurde.

Aber zerronnen ist die Macht, erloschen der Glanz, erstorben der Geist und das kraftvolle Leben, das sich vor Jahrhunderten hier entfaltete; nur die erhabenen Reste einer großen Vergangenheit, die in ihrer Verödung noch schönen Ruinen, künden von jener Herrlichkeit, welche einst diese Stätten erfüllte.

Doch nicht nur von dieser! Sie singen ein stummes und doch so beredtes Lied von dem Stolz, der Herrschaft und Lüsternheit untergegangener Geschlechter, von den Kämpfen voll wilder Barbarei und antiker Heldengröße, deren Schauplatz die Insel nicht minder, wie die beiden Königinnen unter den Städten, war. Furchtbar ringt der Löwe von Sanct Marcus mit dem Halbmond Selims des Zweiten, gewaltige Erregung ergreift das ganze Abendland, hunderte von Geschützen donnern und speien Tod und Verderben über Freunde und Gegner. Von Cypern steigt dichter Pulverdampf empor und lagert sich wie eine weiße Wolke über die stürmisch=bewegte Salzfluth, Alles umhüllend, die zerschossenen Bastionen Famagustas, die Moscheen Constantinopels, wie die Paläste Venedigs.

Aber aus dem wogenden Nebel taucht ein Heer von Gestalten auf, Angehörige der verschiedensten Nationen, Helden und Verworfene, finstere Fanatiker und hochsinnige Schwärmer, Männer und Frauen, die Liebe und Leid empfunden und gewaltig mit dem Schicksal gerungen haben. Mit sicherer Hand, in scharfen Umrissen, hat der Griffel der Geschichte die Bilder der Einen in Erz gegraben, während er die der Anderen nur zaghaft und scheu, als ob er seiner

Sache ungewiß sei, auf weiches Wachs zu skizziren versuchte. Was Klio nur halb vollbrachte, sei ihrer fantasiereicheren Schwester zu vollenden vergönnt! Liebevoll versenkt sie sich in die Tiefen der Menschenbrust, mit verhaltenem Athem lauscht sie dem leisen Hauch, der die Saiten ihrer Leier geheimnißvoll erklingen macht. Wo die strengere Gefährtin nur verworrenes Geräusch hört, vernimmt Kalliope vielstimmige Akkorde, bald voll lieblichen Wohllautes, bald voll banger Klage. Und was sie hingebend erlauschte, verwebt sie zu einem neuen Gebilde, einem neuen Liede von dem ewigen Sehnen des Menschenherzens nach Verwirklichung seiner Ideale und Träume!

Wenn diesem Sehnen die Erfüllung zumeist versagt bleibt, — klagt die Muse darum nicht an! Auch sie dient als geweihte Priesterin der Wahrheit, jener höheren Wahrheit, welche voll hehren Ernstes lehrt, daß der Erfolg nicht immer ein unbestechlicher Richter ist über den Werth menschlicher Gedanken und Thaten.

* * *

Himmelfahrtstag! — Prangend war die Sonne aus dem Busen der Adria emporgestiegen, ihr goldenes Licht in dem Golf, den Lagunen und Kanälen Venedigs wiederspiegelnd. Melodisches Glockengeläut,

in das sich der dumpfe Schall der Kanonen mischte, hatte den Anbruch des Tages begrüßt und allem Volk verkündet, daß Venedig eines seiner höchsten Feste, die Vermählung des Dogen mit dem Meer, feiere.

Da rüstete sich die Menge in den prachtstrotzenden Palästen der Großen, den mit Waaren und Schätzen gefüllten Behausungen der Schiffs- und Handelsherren, sowie den einfacheren der Handwerker; da füllten sich die schmalen Gassen, die Fondamenta und Rivieren, da regte es sich auf den Kanälen, deren Fluthen sich nach und nach mit festlich-geschmückten Gondeln, Barken und leichtbeweglichen Fahrzeugen aller Art bedeckten.

Nach dem Marcusplatz eilte und drängte Alles, denn an ihm mußte das imposante Schauspiel seinen Anfang nehmen. Noch standen die Buden, welche um die Zeit der großen Messe hier errichtet werden durften, unvermindert; aber heute galt die Aufmerksamkeit des Publikums nicht den tausend Dingen, die verlockend zur Schau gestellt waren. Die Händler selbst achteten nur mit halbem Auge ihrer Waaren und mancher hatte seinen Stand geschlossen, um Zeuge des feierlichen Aufzuges zu sein, den die nahende Mittagsstunde herbeiführte.

Immer größer wurde das Gedränge; die Ober-

fläche des Wassers verschwand den Blicken unter den Gondeln, welche sie trug, und schon lag das Staatsschiff Venedigs, der Bucentauro, an der Piazetta bereit, des Augenblickes harrend, in welchem der Doge ihn besteigen werde.

Endlich verkündeten die Glocken auf dem Campanile die zwölfte Stunde und im Haupt-Portal des Palastes von Sanct Marco erschien Pietro Loredano, der bejahrte fürstliche Repräsentant der Republik, im hermelinverbrämten Mantel aus Goldbrocat, auf dem Haupte die mit Gold und Edelsteinen verschwenderisch gezierte Herzogsmütze. Ihm vorauf schritten die Träger von sechs Standarten der kriegerischen Venetia, eine Anzahl Trompeter in himmelblauer Gewandung, ihren silbernen Instrumenten schmetternde Fanfaren entlockend, sechs Pfeifer in rother Seide und zwölf schwarzgekleidete Schildträger. Einige trugen die lange Schleppe des Dogen-Mantels, andere einen goldenen Schirm über dem Haupte Loredanos, wieder andere einen Thronsessel.

Lauter Zuruf der vielköpfigen Menge empfing den Zug, welchem sich hinter dem Dogen der Großkanzler und der erste der Sekretäre anschlossen. Ihnen folgte der Träger des herzoglichen Schwertes und auf diesen in langer Reihe, die nicht enden zu wollen

schien, die Signorie, Senatoren, Savj und die Gefürchteten vom Rathe der Zehn, mächtiger als der Doge selbst, in rothen, violetten und schwarzen Roben, — ferner die Pregadi und Procuratoren, Provveditoren und Inquisitoren mit der Gesammtheit der Nobili und Beamten der Republik. Weder der päpstliche Nuntius, noch die Vertreter der auswärtigen Mächte fehlten in der Nähe des Dogen; sie waren von Kaisern und Königen, Großfürsten und Herzogen gesandt, bald um für ihre Gebieter die Gunst Venedigs zu erwerben, bald um schwebende Händel beizulegen oder neue Bündnisse zum Abschluß zu bringen. Gravitätisch schritten sie mit ihrem Gefolge im Zuge einher; ihnen war das Schauspiel nichts Neues, und doch sprach sich auch in ihren Mienen staunende Bewunderung aus, als sie nun den Bucentauro bestiegen.

Welch eine Fülle verschwenderischer Pracht war über das eine Fahrzeug ausgegossen! Alle anderen an Größe ungeheuer überragend, erhob es sich in zwei Stockwerken hoch über die Fluthen. Treffliche Bildhauer-Arbeit zierte es von außen und innen, reich geschnitzte Balustraden umgaben seinen Bord, welchen am Steuer die Halle mit dem Thron des Dogen, am Vordertheil der gewaltige Doppelschnabel

hoch überragte. Alles strahlte von Gold und selbst der Teppich von purpurfarbigem Sammet, welcher den Boden bedeckte, war mit Gold in künstlerischer Zeichnung benäht.

Schnell füllte sich das obere, wie das untere Verdeck. Der Admiral des Arsenals, dem die Hut des Schiffes für diesen Tag anvertraut war, gab seinen Untergebenen das Zeichen zur Abfahrt; die Anker wurden gelichtet, aufs Neue donnerten die Kanonen, und von vierzig Rudern bewegt, durchschnitt der Koloß die hochaufspritzenden Wasser.

Brausend erschallte am Ufer der Jubel der Zurückbleibenden, Bürger und Arsenalotten, während tausende von Gondeln sich dem Staatsschiff anschlossen und hinter ihm die breite Gasse durchschwammen, welche im Kanal von Sanct Marco für sie offen gelassen war. Seidene, mit goldenen und silbernen Franzen besetzte Teppiche hingen, im Wasser lang nachschleppend, über den Bord der reichen Fahrzeuge; aber auch die einfachste Barke war heute festlich geschmückt. Von den Masten und Segelstangen der im Hafen vor Anker liegenden Kriegs- und Kauffahrtei-Schiffe grüßten bunte Wimpel und Flaggen, Geschützdonner und Musik; immer neue Festtheilnehmer

ruderten heran und weiter ging die Fahrt auf der von keinem Sturm gefährdeten Wasserbahn.

Eine breite, schimmernde Fläche dehnte sich hier die Lagune aus, von den Fluthen der Adria nur durch die Inseln getrennt, welche sich gleich langgestreckten Bollwerken aus dem Meeresgrund erhoben. Ungezwungener entfaltete sich das fröhliche Treiben; die Blüthe des venetianischen Adels, die stolzen und schönen Frauen, für welche es auf dem Bucentauro an Platz mangelte, umschwärmten jenen in zahllosen Jachten und Gondeln. Lautenklang und Lieder erschallten, farbige Tücher wurden zum Gruß von schönen Händen geschwenkt und manche scherzhafte, manche ernste Wechselrede wurde laut.

Unter den begleitenden Fahrzeugen war besonders eines, welches durch den Reichthum seiner Ausstattung, die stimmungsvolle Harmonie seiner Farben, und vor Allem durch den Glanz und die Schönheit seiner Insassen aus der Menge hervorstach. Herrliche jugendliche Mannesgestalten standen theils aufrecht, theils weilten sie auf den mit Teppichen und Polstern bedeckten Bänken neben den dunkeläugigen Töchtern Venetiens. Aber Haupt und Brust, die sonst den blinkenden Helm und Harnisch, oder das würdekündende Staatskleid zu tragen gewohnt waren, bedurften

heute keiner Wehr. Knapp umschloß das enganliegende Wamms den Oberkörper, doch umso üppiger bauschte sich der geschlitzte Stoff um Arm und Hüfte, und das kurze Mäntelchen schien nur als Zierrath auf der Achsel befestigt.

In der Kostbarkeit ihrer äußeren Erscheinung erfolgreich mit Jenen wetteifernd, ihnen an Anmuth und Lieblichkeit überlegen, tauschten die Damen Blicke und Worte mit den Nobili, unter welchen Einer sich der allgemeinen Aufmerksamkeit in hervorragendem Maaß zu erfreuen hatte. Nicht minder reich, als die Übrigen, aber etwas fremdartig und durchaus in dunkle Farben gekleidet, stach er nicht allein durch seine Tracht von Jenen ab; auch sein Antlitz trug ein geistiges Gepräge besonderer Art. Von blauschwarzen Locken umrahmt, wölbte sich hoch und mächtig die Stirn, unter welcher die dunklen Augen wohl hin und wieder feurig aufblitzten, doch nur, um sich im nächsten Augenblick mit jenem Flor zu umziehen, der den ideal angelegten Schwärmer verrieth. Aber die kühn geschwungene Nase gab dem Antlitz dennoch etwas Gebieterisches und den schön geschnittenen Mund umspielte ein ewig wechselnder Zug, der bald tiefe Schwermuth, bald ehernen Trotz und überlegenen Spott anzudeuten schien. Mochte ein tiefschwarzer

krauser Bart auch die Oberlippe, Kinn und Wangen beschatten, — dem aufmerksamen Beobachter konnte nicht entgehen, daß er einem Manne gegenüberstehe, der trotz seiner Jugendlichkeit das Leben schon von seiner ernstesten Seite hatte kennen lernen.

Die ganze Erscheinung des Fremden verrieth, daß er im Kampf mit dem Schicksal bisher Sieger geblieben war, wie tiefe Wunden er auch davongetragen haben mochte. Seine Haltung war stolz und in sich abgeschlossen, als ob er stets zu einem neuen Gang mit den finsteren Mächten, die seine Vergangenheit bedroht hatten, bereit sei. Und dennoch war sein Herz von einem tiefen Sehnen nach Frieden erfüllt, einem Sehnen, das zum Theil dem Verlangen nach einem Gut, welches er zeitlebens schmerzlich hatte entbehren müssen, zum Theil aber dem Quell einer Leidenschaft entsprang, die er vergebens in seiner Brust zu beschwichtigen trachtete.

Zu ernsten Verhandlungen mit der Signorie von Venedig war er aus dem fernen Constantinopel hergekommen; würdevoll und mit ausgesuchter Höflichkeit hatten ihn, den außerordentlichen Gesandten und Günstling des Sultans Selim, die Häupter der Republik empfangen und die ersten Familien ihm gastlich ihre Häuser geöffnet. Ihm war nicht unbekannt geblieben,

daß Venedig ein Circe sei, an deren Reizen sich kein Allzukühner ungestraft erfreuen durfte. Er kannte das System der heimlichen Justiz, des Späherdienstes und der Verrätherei, das in Venedig wie eine furchtbare Krankheit wucherte und doch dauernder blieb, als alle Anstrengungen muthiger Männer zu seiner Beseitigung. Und dennoch hatte der Blick Don Joãos sich dem Liebreiz einer Einzigen nicht verschließen, sein Herz sich nicht waffnen können gegen den süßen Zauber, der ihm aus ihren Worten, ihrem ganzen Wesen überwältigend entgegenströmte.

Diese Eine war Leonore Quirini, Tochter des hochbetagten Vincentio, Schwester Giovan' Antonio und Marcus Quirinis. Die Brüder hatten vom Senat den ehrenvollen Auftrag erhalten, Wirthe und Hüter des hochstehenden Fremden zu sein. Von der vollendet weltmännischen Erscheinung desselben, noch mehr von seinem Wesen und Wissen eingenommen, hatten sie ihren Gast mit offenen Armen empfangen und in den väterlichen Palast geführt.

Das bei aller Sicherheit zurückhaltende Auftreten Don Joãos, der geheimnißvolle Reiz, der sich an seine Persönlichkeit heftete, hatte ihn binnen Kurzem zum Liebling von Alt und Jung gemacht; ganz besonders aber fühlte Leonore sich zu Jenem hinge-

zogen. Nicht die Schätze voll orientalischer Pracht, die er bei seinem Eintritt in den Palast Quirini mit vollen Händen ausgetheilt hatte, waren im Stande gewesen, das Herz der Jungfräulichen so zu fesseln. Ihr Antheil bestand ja nur in einem kleinen, kunstvoll geschnitzten Kästchen aus Sandelholz, von Patriarchenhand am heiligen Grabe zu Jerusalem geweiht. Aber die Worte, die er dazu gesprochen, hatten sich ihr tief eingeprägt! So, meinte sie, könne nur ein Mann reden, der nicht nur dem Scheine nach, sondern von Herzen, gläubiger Anhänger Christi war, ob man seine Herkunft auch von mosaischen Eltern ableitete, ob man auch behaupten wollte, daß er am Hofe des zweiten Selim zu einem eifrigen Bekenner des Propheten geworden sei.

Vor Jenem, wie vor Diesem, hatte der strenggläubigen Katholikin anfangs gegraut. Doch mit jeder Stunde, welche Don Miquez unter dem Dach ihres väterlichen Hauses verweilte, war die Scheu fern und ferner gerückt, und jetzt schlug das Herz Leonorens dem ernsten Fremden in heißer Zuneigung entgegen. Vergessen war in ihrem kindlich-unschuldigen Gemüth die Kluft, welche zum Abgrund ihrer Liebe werden konnte. Sie sah, sie hörte nur den Einen; in ihm ging sie selbst auf, sein Lächeln be-

glückte, sein Ernst erhob sie, und selten stieß sie auf einen Zug in seinem Wesen, der ihr räthselhaft dünkte.

In solchen Augenblicken hätte sie sich wohl an die Brust des heimlich Geliebten schmiegen und ihn von Herzen bitten mögen, ihr Alles, das ihn bedränge, zu vertrauen. Allein sie selbst wies den Gedanken als einen vermessenen zurück. Noch hatte Don João zu ihr kein Wort gesprochen, das sie berechtigte, ein solches Vertrauen von ihm zu fordern; und wie innig seine Blicke auch oftmals auf ihr weilten, — sie erbebte doch stets aufs Neue, wenn sie ihr Antlitz zu ihm erhob.

Mit ihren Brüdern und Anderen abwechselnd, hatte die Tochter Vincentios dem Fremden die Bedeutung und die Vorgänge der eigenartigen Feierlichkeit erklärt. Lächelnd, in glücklichem Selbstvergessen, lauschte Don Miquez ihrem holden Geplauder, das ihn mehr noch, als das glänzende Schauspiel, anzog. Der Bucentauro war inzwischen bis an die Insel Sanct Helena gelangt; hier stieß eine vergoldete Barke vom Ufer und fuhr dem Staatsschiff entgegen.

Während Marcus Quirini inmitten der Gondel stand und seinen Untergebenen Befehl ertheilte, damit sie durch das Gewühl sicher steuerten, deutete die Hand Giovan' Antonios auf das neue Fahrzeug

und er begann: „Seht hin, Don João! Jene Barke trägt den Patriarchen mit seinen Chorherren. Bald wird von ihrem Bord ein Behälter voll Wasser sich in das Meer ergießen; es ist von Priesterhand geweiht und soll die Kraft besitzen, Venedig und den Bucentauro vor jeglichem Unwetter zu beschirmen!"

Ein flüchtiges Lächeln umspielte den Mund des Sprechers, als ob er selbst nicht allzu fest von der Wunderkraft des gebenedeiten Wassers überzeugt sei. Fragend sah Leonore den Gast an; doch dieser wich einer entschiedenen Meinungsäußerung klug aus und erwiderte nur: „Venedig darf sich rühmen, unter dem Schutz einer Macht zu stehen, deren Segen es sichtbar fördert. Möge es desselben niemals verlustig gehen!"

„Dazu sag' ich Dank und Amen!" entgegnete Marcus Quirini. Und aufrichtig fuhr er fort: „Bei Sanct Marco, meinem Schutzpatron! Ich hätte Euch kaum eine so freundliche Gesinnung für das Heil unserer erlauchten Republik zugetraut."

„Seit ich als Gast derselben das hohe Glück hatte, Euch, Signor Capitano, und die Euren kennen zu lernen, hat sich meine Bewunderung Venedigs in herzliche Theilnahme verwandelt. Auch weiß ich die Gebote der Staatskunst sehr wohl von jenen höheren

Geboten zu unterscheiden, für welche es keinen Richter giebt, als die untrügliche Stimme des Gewissens."

Don João wollte noch mehr sagen; doch der Donner der Geschütze von den Kastellen am Eingang des Hafens ließ ihn verstummen und seine ganze Aufmerksamkeit den Vorgängen um ihn her zuwenden. Schon befand sich der Bucentauro im offenen Meer jenseits der Hafen-Einfahrt; da sah der Gesandte Selims, wie jener gewendet wurde, sah den Dogen an die Brüstung treten und die Hand über die Fluth ausstrecken, in welche er einen blinkenden Gegenstand fallen ließ, während der Patriarch und die Geistlichkeit in ihrer Barke die Hände flehend himmelan hoben.

Brausender Jubel erschallte über die leichtgekräuselte, schimmernde Fläche; dann rauschte das Staatsschiff durch das Gewirr der begleitenden Fahrzeuge, die ihm ehrerbietig auswichen, in die Lagune zurück.

Noch war Don João sich über das zuletzt Geschaute nicht klar, als er neben sich die melodische Stimme Leonorens vernahm: „Saht Ihr den goldenen Reif, den Pietro Loredano ins Wasser warf? — Mit diesem Ringe vermählt sich Venetia jährlich aufs Neue der Adria zum Zeichen ewiger Herrschaft!"

Tiefes Roth stieg bei den Worten plötzlich in die

Wangen Leonorens. Es bemerkend, fiel Marcus Quirini rasch ein: „Wer Dich so reden hört, Schwester, der muß bei sich denken: Venetien ist ein selbstsüchtiger Freier. Und fürwahr, wir dürfen nicht leugnen, daß der Arm von Sanct Marco sich nur ausstreckt, um ungestüm zu werben und zu herrschen, wo er mit Glück geworben hat!“

„Es ist das Recht des Stärkeren, das Sanct Marcus geltend macht, ein Recht, das die Zeit geheiligt und doch nicht zu adeln vermocht hat!“ entgegnete Miquez. „Dennoch kann ich von ganzem Herzen nur den Bund glücklich preisen, bei welchem die Umworbene dem Werber so theuer geworden ist, daß ihm ein Gelüst nach wilder Herrschsucht nie in den Sinn kommt. So denke ich mir das Streben des echten Weisen, der sein Herrscheramt nur übt, wenn er zugleich beglücken kann; so denke ich mir das Streben des tief und wahr Liebenden, der nur besitzen mag, was ihm gleichsteht, was sich von ihm emporheben und von seinem Geist durchdringen lassen mag. Er sei die Sonne, sie das Meer, das in der Gluth seiner Strahlen schimmert und leuchtet, Feuer von seinem Feuer, Licht von seinem Licht! Er sei die Palme, sie die Rebe, die sich an seiner Kraft zu gleicher Höhe emporrankt, — er der Quell, sie die

duftende Oase, die jener nährt und mit Blüthen und Früchten bedeckt!"

Ein Leuchten flog über das Antlitz Joãos während er so sprach; und wie zum Beweis seiner Worte verklärte die gleiche Begeisterung die Züge Leonorens. An seinem Munde hingen ihre Blicke, an den Lippen, die das offenbart hatten, was unausgesprochen in ihrer eigenen Seele schlummerte.

Aber lächelnd unterbrach Giovan' Antonio Jenen: „Unser werther Gast liebt in Bildern zu reden! Es wäre vielleicht gut, wenn Euch die Signorie gehört hätte; die Gebieter Venedigs dürften sich manches Eurer Worte zu Herzen nehmen. Doch leider gelten im Ringen der Völker härtere Gesetze und dienen muß, wer nicht zum Herrschen Kraft besitzt, wie schwer ihn das Joch auch drücke. Das vermögen die Edelsten und Besten nicht zu ändern!"

Die Stirn Joãos umwölkte sich und seiner Brust entstieg ein schmerzlicher Seufzer, als er nun antwortete: „Die Edelsten und Besten! — O, daß ich Euch nicht mit Thaten widerlegen kann, daß ich Euch, soweit unsere Blicke bis jetzt reichen, Recht geben muß! Aber ich hoffe auf eine schönere Zeit, auf ein gerechteres Walten jener Mächte, welche die Erde beherrschen. Möchten dann die Besten einen gewaltigen

Bund schließen, stark genug, um auf Sklavendienste verzichten zu können, hochsinnig genug, um den im Joch der Knechtschaft Verkommenen die Bruderhand zu reichen. Groß ist, wer die Gleichstrebenden zu hohem Ziele führt; größer dünkt mir Derjenige, der sich voll Liebe und Geduld zu den Mühseligen und Beladenen niederbeugt und ihnen den Weg zu jenen Höhen bahnt, auf denen er selbst wandeln darf! — So lange uns nicht vergönnt ist, unser Hoffen erfüllt zu sehen, laßt uns an der Zuversicht festhalten, daß einst, daß bald Wirklichkeit werde, was jetzt nur als schöner Traum in den Häuptern Weniger lebt!"

Ein dankbarer Blick Leonorens belohnte Miquez, während ihre Brüder um eine Antwort verlegen waren. Sie theilten die Hoffnungen ihres Gastes nicht, aber sie mußten seine Gesinnung hochachten und waren zu weltmännisch erzogen, um durch einen Widerspruch den idealen Geistesflug desselben mit kühlen Vernunftgründen zu bekämpfen.

Der Bucentauro hatte mittlerweile auf seiner Rückfahrt an dem Lido Anker geworfen. Don João sah den Dogen mit seiner gesammten Begleitung das Staatsschiff verlassen und sich in die Kirche Sanct Niccolo begeben. Das war der Moment, auf welchen die Menge mit Ungeduld geharrt zu haben schien,

denn die Besichtigung des wunderbaren Fahrzeuges war in dieser Stunde Jedem gestattet, der eine venetianische Maske trug.

Die Mehrzahl der Gondeln strebte dem Ufer zu, ihre Insassen drängten sich, um zuerst an Bord des Bucentauro zu gelangen. Auch Marcus Quirini befahl seinen Ruderknechten, eine günstige Stelle für die Landung zu erspähen. Bald sprang er an das Ufer, hob Leonore vom Bord und reichte dem Gast die Hand zum gleichen Zweck.

Doch es war nicht die Absicht des Kapitäns, das Gedränge auf dem Dogenschiff zu mehren. Einer alten Gewohnheit folgend, der er sammt dem Bruder sich nicht entziehen konnte, suchte er vielmehr einen Weg durch das Menschengewühl, um mit den Geschwistern und Genossen den Eintritt in die Kirche zu gewinnen und der feierlichen Messe dort beizuwohnen.

Mit wenigen Worten theilte er seine Absicht dem Gast mit, ohne zu bemerken, daß dieser unwillkürlich seinen Schritt hemmte. Wohl aber achtete Leonore darauf; sie sah den Schatten, der flüchtig über das Antlitz des Geliebten zog, und bittend kam über ihre Lippen die Frage: „Ihr geleitet uns doch, Don João?“

Der Angeredete fuhr leicht zusammen; aber ein

Blick in die angstvoll gespannten Züge Leonorens entwaffnete seine Widerstandskraft und er zwang seinen Mund zu einer Bejahung, die er doch lieber in ihr Gegentheil verkehrt hätte. Schweigend schritt er an der Seite Leonorens den Anderen nach; das bunte Gewoge ringsum gestattete keine Unterhaltung. Nur die Wangen Joãos schienen blasser, denn zuvor, nur der Zug um seine Lippen schien einen Schmerz auszudrücken, für den es in diesem Augenblick keine Worte gab.

So gelangten sie an das Portal. Hier wurde die Menschenmenge womöglich noch dichter; maskirte und unmaskirte Gestalten schoben sich vorwärts, Miquez sah sich plötzlich von Leonore getrennt und hörte die Stimme eines Verlarvten, der ihn mit fester Hand am Arm packte und ihm in hebräischer Zunge zuraunte: „Joseph Nassy, gedenk Deiner Ahnen, gedenke —“

Die letzten Worte verhallten unverstanden; neue Scharen drängten sich zwischen den Sprecher und den Angeredeten, der sich vergebens nach Jenem umsah, vergebens darüber nachsann, wer ihn hier trotz des anderen Namens, den er trug, erkannt haben konnte. Unruhe und peinliche Bestürzung ergriffen ihn, doch es blieb ihm keine Zeit, solchen Gefühlen

nachzuhängen. Schon stand er auf der Schwelle des Gotteshauses; Leonore wartete sein und gleich ihr benetzte er die Finger mit geweihtem Wasser, gleich ihr machte er das Zeichen des Kreuzes. Aber die Worte, die er dabei vor sich hin murmelte, hatten Nichts gemein mit der von der Kirche vorgeschriebenen Formel.

„Verzeih mir, o Mutter!“ — so klang es leise und schmerzbewegt; „verzeih mir, du schuldlose Dulderin!“ wiederholte er, als er mit der Menge der Andächtigen die Knie zur Verehrung des Allerheiligsten beugte. Mit geheimem Widerwillen vernahm er die Worte des Priesters, denen er früher so oft gezwungen gelauscht hatte; Musik und feierlicher Gesang schallten an sein Ohr, doch seine Seele erhoben sie nicht!

Denn vor sein geistiges Auge trat das Bild eines betagten Mannes, den die Schergen der Inquisition in Lissabon zu den Qualen der Tortur und des Scheiterhaufens schleppten, — das Bild einer Frau, welche den Richtern und Henkersknechten händeringend zu Füßen fiel und ihren Vater doch nicht vom Flammentode retten konnte. Und jene Richter waren Priester und Verkündiger Christi, jene Frau aber die Mutter Don João Miquez', wie er in seiner

durch Gewalt erzwungenen Taufe, Joseph Nassys, wie er zuvor genannt worden war!

Bei allem Glück, das sich später an seine Fersen geheftet hatte, konnte er das tragische Geschick seines Volkes nicht vergessen; tief in seiner Brust lebte die Erinnerung an die furchtbaren Eindrücke seiner Jugend, an den Jammer, der die Tage seiner Mutter verkürzt hatte. Er sah unter dem Meßgewand des Patriarchen nicht den Verkündiger der unendlichen Liebe, welche der Stifter seiner Religion als oberstes Gebot gelehrt hatte; er sah in Jenem nur einen herrschsüchtigen Pfaffen, der, wenn es die Gelegenheit mit sich brachte, ebenso fühllos, wie seine Amtsgenossen in Spanien und Portugal, dem Scheiterhaufen täglich neue Opfer zuführen würde.

Eine brennende Thräne netzte die Wimpern Josephs; in ihrem zitternden Tropfen wurden die Kerzen zu glühenden Fackeln, der Altar zum Holzstoß, die Dämpfe, die aus den Weihrauchbecken aufwirbelten, zu Wolken vom Brande unglücklicher Schlachtopfer religiösen Wahnes. Purpur und Gold an der Gewandung des Patriarchen schienen ihm in einer einzigen, ungeheuren Flamme aufzulodern, von der das Leidensbild des Gekreuzigten sich erschauernd abwandte. Ein Zittern überlief Joseph, — „verzeih

mir, o Mutter!" flüsterte seine zuckende Lippe, — da fühlte er seine Schulter abermals von fremder Hand berührt.

Er fuhr zusammen, als ob ihm selbst ein Abgesandter des Großinquisitors nahe; aber freundlich schlug an sein Ohr die Stimme Giovan' Antonios, welcher zu seinem Gaste sprach: „In Andacht versunken, habt Ihr nicht bemerkt, daß die Messe zu Ende und der Doge schon aufgebrochen ist. Kommt, Don João, wenn Ihr nicht die Rückfahrt im Kielwasser des Bucentauro versäumen wollt!"

Wie aus einem wirren Traum erwachend, fuhr Miquez sich über die Stirn. Doch im nächsten Augenblick war er sich seiner Situation vollbewußt; und ohne durch ein Wort den Sturm von Gedanken, der ihn jäh durchtobt hatte, zu verrathen, schritt er mit seinen Gastfreunden an den Strom hinab.

Nur Leonore war die tiefe Bewegung des ihr so theuren Fremden, die geisterhafte Blässe und der furchtbare Ernst, die auf seinem Antlitz lagerten, nicht entgangen. Mit Jenem trauerte sie; aber sie war von einer zu tiefen, aus Liebe und Bewunderung gemischten Scheu befangen, um den Muth zu einer Frage zu gewinnen. Schweigend wandelte sie an der Seite Joãos, bis die Gondel erreicht war und

mit schnellen Ruderschlägen den anderen Fahrzeugen nachsetzte.

Bald steuerte die Flotille in den Kanal von Sanct Marcus, bald hielt der Bucentauro an der großen Treppe, welche von der Piazzetta an die Fluth hinabführt. Hier verließ der Doge das Schiff, mit ihm seine Begleiter, die heute zum großen Theil seine Gäste waren und sich mit Loredano in den Marcus-Palast begaben.

Auch der Gesandte Selims zählte zu den Geladenen, aber ungern ließ er sich daran erinnern; ihm stand der Sinn nicht nach leiblichen Genüssen. Er wandte ein, daß man ihn unter der Menge schwerlich vermissen werde; doch Giovan' Antonio widersprach und rieth dringend zur Theilnahme. So verabschiedete sich Don João denn von Leonore, ihren Brüdern und der übrigen Gesellschaft mit dem Versprechen, sich um die Zeit des Sonnenunterganges an der Landungstreppe einzufinden, um mit den Quirini dem Wassercorso auf dem Kanal der Giudecca zuzuschauen.

Eine Zeit lang blickte er vom Ufer aus der schnell dahinschießenden Gondel nach. Ihm war, als ob ihm die Hand Leonorens winkte, aber bald

verschwand sie im Gewühl, seinen Blicken nicht mehr erkennbar. Sinnend stand Joseph Nassy noch einige Minuten; dann schüttelte er mit einer ungestümen Bewegung das Haupt, als gelte es eine Reihe peinlicher Gedanken entschlossen zu verscheuchen, und begab sich elastischen Schrittes in den Dogenpalast.

Zweites Kapitel.

Das Festmahl war ohne Störung verlaufen und Miquez hatte ihm bis zum Schluß beigewohnt. Dennoch athmete er leichter, als Loredano endlich die Tafel aufhob und die Menge der Gäste, vom reichlichen Genuß edlen cyprischen Weines angeregt, plaudernd und scherzend die prachtstrotzende Sala de Conviti verließ. Zum Wassercorso zog es die Mehrzahl und auch der Günstling Selims war seines Versprechens eingedenk; er sehnte sich, die dumpfe Schwüle, welche allmählig den Saal erfüllt hatte, mit der kühlenden Frische ob den Fluthen zu vertauschen.

Aber noch mehr sehnte er sich, Leonore wiederzusehen, deren liebliches Bild ihn unausgesetzt umschwebt hatte. Sinniger und schwermüthiger, als zuvor, war ihm der Ausdruck ihres Angesichtes zuletzt erschienen; wenn er ihre Blicke und Worte richtig deutete, so gehörte ihm das Herz der Anmuthreichen, so durfte er hoffen, dereinst auch ihre Hand sein zu nennen.

Sein! — Eine heiße Blutwelle stieg ihm in die Wangen, ein Schauer durchbebte ihn bei dem beseligenden Gedanken. Allein mit seinem Entstehen gesellte sich ihm auch der Dämon des Zweifels, ob ihm soviel Glück vergönnt sein werde. Doch er durfte ja nur wollen, so erfüllte sich sein Wunsch und keine Kluft trennte ihn mehr von der Geliebten; er durfte nur an dem aufgedrungenen Kultus festhalten und jede Gemeinschaft mit den verpehmten und verachteten Hebräern ablehnen, so —

Wieder erbebte er, wilder schoß ihm das Blut bis in die Schläfen; denn in seiner Brust regte sich neben der heißen Liebessehnsucht das Gefühl der Mannesehre, des Mannesstolzes, das ihm verbot, was die Liebe so lockend anrieth. O, wenn die Neigung Leonorens nur halb so wahr und tief war, wie die seine, so konnte sie dieses Opfer nicht fordern!

Vertrauensvolle Hingabe an ihn selbst und seine hohen Gedanken, das war es, das er vor Allem von Derjenigen erwarten durfte, die er zur Gefährtin seines Lebens und seiner Thaten zu machen herzliches Verlangen trug. Denn höher, als die Schranken, die von Menschen ersonnen und errichtet waren, stand ihm das Gebot der echten Liebe, vor deren siegender Macht es kein Entrinnen gab. Er wußte, daß dieses

Gebot seit undenklichen Zeiten mit Füßen getreten und in Strömen Blutes erstickt worden, aber er wußte auch, daß es trotz alledem unsterblich war. Er selbst hatte sich von dem Himmelsodem der Liebe getroffen gefühlt, er wandelte noch in ihrem Bann, den er mit all seinen Schmerzen nicht um alles Erdenglück hätte vertauschen mögen.

Und nun, da das Licht des Tagesgestirnes langsam verglomm und der zauberische Schimmer des vollen Mondes sich flimmernd in der Lagune widerspiegelte, nun ergriff Joseph Nassy ein unwiderstehliches Sehnen nach der Nähe Derjenigen, die er liebte, ohne es ihr gestanden zu haben. Spähend weilte er auf der Treppe, Gondel auf Gondel fuhr vorüber, alle nach dem Kanal della Guidecca steuernd; nur die Gondel der Quirini suchte er bis jetzt vergebens. Immer belebter wurde die Wasserfläche, schon dünkte es ihm unmöglich, jedes Fahrzeug zu beobachten; aber dort, in einiger Entfernung, glaubte Nassy die bekannte Gondel nahen zu sehen.

Da schlug an sein Ohr eine Stimme, die er schon einmal vernommen haben mußte, und er sah neben sich eine Maske, die ihn mit höflichen Worten einlud, ein bereitliegendes Boot zu besteigen und sich der Führung des Sprechenden anzuvertrauen.

Joseph zögerte; ein prüfender Blick auf den Vermummten ließ ihn erkennen, daß er es mit keinem gewöhnlichen Gondolier zu thun habe. Er richtete deshalb an den Letzteren die Frage: „Wer bist Du, Maske?“

„Kein Abgesandter der Zehn, — das genüge Dir!“ schallte es als Antwort flüsternd zurück.

Doch Joseph war damit nicht befriedigt, sondern fuhr fort: „Und warum suchst Du gerade mich, während ringsum genug Fahrlustige stehen?“

„Du allein bist es, den ich für würdig erachte, in meiner Gondel Platz zu nehmen, — frage nicht weshalb! Dir soll kein Leid geschehen, nur die Augen sollen Dir geöffnet werden!“

„Dazu bedarf ich keiner Hülfe. Geh Deines Weges, mir gebeut mein Wort, hier auszuharren!“

Unmuthig wandte Joseph dem Anderen den Rücken; allein dieser ließ sich so leicht nicht abweisen. Er trat dicht zu Miquez hin und raunte ihm in's Ohr: „Bei Allem, das Dir heilig ist, Joseph Nassy, folge mir!“

Nun erkannte der Gast der Quirini am Ton der Stimme den seltsamen Warner wieder, der ihm bei dem Gang in die Kirche Sanct Niccolo in den Weg getreten war. Ein Gefühl der Bestürzung be-

mächtigte sich seiner aufs Neue. Wer war außer seinen türkischen Dienern in Venedig, der ihn kennen, so genau kennen konnte, um selbst den Namen zu wissen, welchen Nassy aus Vernunftgründen verschwieg? Wollten ihm die Zehn eine Falle legen, — oder war es ein Freund, von dessen Anwesenheit er keine Ahnung hatte?

Wer es auch sein mochte, — es galt dem Mitwisser des Geheimnisses zu zeigen, daß er einem Mann gegenüberstehe, dem alle Furcht fremd war. Und der Gesandte Selims entgegnete dem Maskirten: „Zum Beweis, daß Deine Worte mich nicht zu schrecken vermögen, will ich Dein Fahrzeug besteigen. Du aber, wenn Du nicht willst, daß ich gering von Dir denke, enthülle Dein Angesicht und zeige Dich mir als Derjenige, der Du in Wahrheit bist!"

„Was Du begehrst, soll geschehen, aber nicht an dieser Stelle, denn hier würde es Dir und mir nicht frommen. Folge mir dennoch; bei dem Gott Israels, — Du wirst es nie bereuen!"

Die letzten Worte entschieden; schon betrat Nassy mit dem einen Fuß den Rand der Gondel und antwortete dem Vermummten nur: „Sorge, daß ich bald wieder hier sein kann!" Dann stieg auch der Letztere an Bord und steuerte das Fahrzeug geschickt durch die Wellen.

Schweigend fuhren die Beiden dahin; erst als Nassy bemerkte, daß die Gondel sich nicht nach der Giudecca, sondern in dem Kanal geradaus weiterbewegte, unterbrach er die Stille durch den Zuruf: „Du schlägst die falsche Richtung ein; beim Korso erwarten mich die Freunde!“

„Laß den Korso und sie, welche Du Freunde nennst!“ tönte es unter der Maske hervor. „Ich führe Dich andere Wege zu abgelegeneren Stätten!“

„Du wagst viel!“

„Warum sollte ich nicht? — Joseph Nassy wagte mehr, als er sich vom Hofe Selims in die Pesthöhle Venedig begab!“

„Vermessener, — wenn Dich Jemand hörte!“

„Darum rede ich in einer Sprache, die Alle hassen, aber Keiner versteht.“

„Doch wohin führst Du mich? — Bei dem Namen Dessen, den Du selbst anriefest, steh’ mir Rede!“

„Später! — Bis dahin gedulde Dich.“

Die ganze Unterredung war halblaut geführt worden. Joseph Nassy sah ein, daß ihm, wenn er kein Aufsehen erregen wollte, Nichts übrig blieb, als sich dem Zwange zu fügen, welchen sein räthselhafter Begleiter auf ihn ausübte.

So ging es denn weiter durch den Kanal grande. Noch immer fuhren zum Fest eilende Gondeln an den Beiden vorüber, aber es wurden ihrer stets weniger, bis zuletzt nur hin und wieder ein einzelnes Fahrzeug des Weges kam.

Schon hatten sie die Rialto=Brücke hinter sich und wieder fragte Nassy voll Ungeduld, ob das Ziel noch immer fern sei.

„Wir haben die Hälfte des Weges zurückgelegt", tröstete der Gondolier, ohne die Fahrt zu unterbrechen. „Bald wirst Du Deinen Fuß auf festeren Grund setzen dürfen."

Weiter ging die Fahrt durch den großen Kanal, der in Form eines S Venedig in zwei ungleiche Hälften theilt. An den Marmorpalästen, die sich im Mondenlicht geisterhaft aus der Fluth zu erheben schienen, glitten die Beiden stumm vorüber; doch bevor das Ende des Kanals erreicht war, bog die Gondel in einen Seitenarm desselben, den Rio de Canareggio, ein. Schmäler wurde hier die Fahrstraße; bald sollte sie noch enger werden, denn nach einigen Minuten lenkte der Vermummte sein Boot in ein Netz von Kanälen, die sich in Bogen und Winkeln zwischen einem Gewirr von Häusern zu verlieren schienen.

Joseph Nassy wußte sich nicht mehr zu orientiren; er sah nur, daß die Gegend öder und armseliger wurde, er fühlte sich von einem Hauch der Dürftigkeit umwittert, der in schneidendem Gegensatz zu dem Glanz und der Üppigkeit stand, aus welcher er selbst herkam. Eine Empfindung des Unbehagens überlief ihn; aber seine Spannung hielt jener Empfindung das Gegengewicht und ließ ihn geduldig der ferneren Entwickelung harren.

Endlich hielt die Gondel an einem fest verschlossenen Thor, von welchem sich zu beiden Seiten eine hohe, düstere Mauer weithin ausdehnte. Das Licht des Mondes barg sich hinter schnell vorüberjagenden Wolken, Fledermäuse umflatterten mit unhörbarem Flügelschlag die verfallenden Giebel.

Befremdet blickte der Günstling Selims auf; doch bevor er den Mund zur Frage öffnete, sprach sein Begleiter: „Wir sind am Ziel!“

„Ein Gefängniß, in das Du mich führen willst?“

„Das Gefängniß eines ganzen Volkes, das umsonst auf den Messias wartet! — Du hast, gleich der Taube Noahs, den Flug zu gesegneten Gefilden genommen; willst Du nicht, gleich Jener, mit dem Ölblatt der Verheißung zu Deinen Brüdern wiederkehren?“

„In den Ghetto Venedigs?“

„Du sagst es!“ antwortete der Vermummte. Und damit Du wissest, wer Dich hergeführt, erfahre, daß ich, auch ohne den gelben Hut, den zu tragen das Gesetz der Christen mir geböte, wie Du ein Jude bin, Simon, der Sohn des Rabbi Elieser! — Ein Anderer, der Dich besser kennt, als ich, zeigte mir Deine Spur; jenen Anderen wirst Du innerhalb dieser Mauern finden. Allein nicht mit Zwang darf ich Dich einführen, nur wenn es Dein freier Wille ist; wenn nicht, sprich nur ein Wort, und ich bringe Dich unbehelligt zu Jenen, welche Du Deine Freunde nennst, zurück!“

Forschend, mit unheimlichem Glanz, richteten sich unter der Maske zwei Augen auf Nassy. Dieser fühlte, wie ihm die Wange roth wurde, und er hätte sich geschämt, jetzt noch umzukehren. Hastig sprach er: „Nicht zu einem Possenspiel hast Du mich den Kreisen Jener entführt; was ich hier auch sehen und erfahren soll, — laß öffnen!“

Da pochte Simon dreimal an die Pforte. Er mußte eine Zeitlang warten, bis sich in dem thurmartigen Thorhaus ein Fenster aufthat und eine barsche Stimme verdrießlich fragte, wer zu so später Stunde noch Einlaß begehre?

Simon nannte seinen Namen; zugleich ließ er eine kleine Silbermünze im Mondlicht blinken und bewirkte damit das Erscheinen Gasparos, des Pfört-ners, der ohne ein Wort des Dankes erst die Münze einsteckte und darauf den Thorflügel öffnete. Knarrend drehte derselbe sich in seinen Angeln; doch als Gas-paro nun Joseph Nassy erblickte, stellte er sich mit gespreizten Beinen vor den Eingang und fragte miß-trauisch, wer der Begleiter Simons sei.

Der Sohn Eliesers war auf die Frage gefaßt; leis raunte er dem Wächter zu, daß einer der Nobili zu geheimen Verhandlungen mit einem jüdischen Geld-wechsler geflissentlich bei Nacht Zutritt in den Ghetto suche. Der Grund schien glaubwürdig; wenigstens machte er den zuvor so Gestrengen schnell gefügig, ließ ihn seine Lederkappe ehrerbietig vor der ver-meintlichen Eccellenza ziehen und sich bereit erklären, derselben zu jeder Tages- oder Nachtstunde Pförtner-dienst zu leisten.

Während Gasparo das Thor wieder schloß, durch-schritt Nassy die enge Gasse, welche in das Innere des Ghettos führte. Eine beklemmende Luft umfing ihn hier; das Licht der Sonne konnte, gleich dem des Mondes, nur ausnahmsweise bis auf das Pflaster herabdringen. Verfallen sahen die Häuser aus, halb-

zerfetzte Schilfmatten vertraten die Stelle der Fensterscheiben, und der Gesandte Selims sah in manche menschliche Wohnung, die, von dem trüben Schein einer qualmenden Öllampe nothdürftig erhellt, mehr einer Höhle glich. Ganze Familien hausten hier, auf spärlichen Raum beschränkt, den sie noch mit den Hausthieren und jenen Sachen, welche Gegenstand ihrer Speculation und ihres Handels waren, theilen mußten.

Auf der Gasse selbst stieß der Fuß auf Dinge, bei denen ein Fremder in Zweifel sein konnte, ob sie noch zum Hausrath gehörten, oder zu dem Kehricht und Abfall, für welchen ein freier Raum beansprucht werden mußte. Hin und wieder sprang ein kläffender Hund hinter solchem Gerümpel hervor und den Beiden nach, hin und wieder fuhr ein schwarzlockiger Kinderkopf aus der Fensteröffnung, um zu sehen, wer draußen vorüberschreite; nur Erwachsene wurden nicht sichtbar.

Joseph athmete auf, als die Gasse ein Ende nahm und sich ihm die Aussicht auf einen unregelmäßigen, von allen Seiten mit Häusern eingefaßten freien Platz bot, auf welchen noch zwei weitere Gassen mündeten.

„Die einzige Luft- und Lichtquelle für die Be-

wohner des Ghetto!" sprach Simon mit einer Handbewegung. „Was Anderen in Fülle beschieden ist, darum fleht das auserwählte Volk vergebens."

Nassy schwieg und Jener fuhr fort: „Drüben liegt die Wohnung meines Vaters, an den Tempel gebaut, in welchem wir zu dem Ewigen beten. Gefall es Dir, dort einzutreten!"

Ohne Bedenken folgte der Günstling Selims dem Sohne des Rabbi und bald überschritt er die Schwelle des bezeichneten Hauses. Doch er fühlte sich seltsam überrascht, als er, von Simon durch einen engen Gang geführt, beim Öffnen der Thür an dessen Ende eine von wenigen Kerzen matt erleuchtete, gewölbte Halle vor sich sah. Kalt und feucht wehte es ihm entgegen wie die Sumpfluft Venedigs; dumpfe Klageweisen erschallten und als Nassy seine Augen an das Dämmerlicht gewöhnt hatte, sah er die Synagoge dicht von Menschen gefüllt.

Unwillkürlich richtete er an seinen Begleiter die Frage, ob die Erinnerung an einen der Trauertage Israels die Gemeinde versammelt halte. Doch Simon antwortete ihm: „Welchen Tag der Freude oder des Leides in der Geschichte unseres Volkes gäbe es, den Du nicht kennst? — Nein, die Versammlung der Männer und Frauen Israels gilt einem anderen

Zweck! Schärfe Deine Blicke, und Du wirst bald sehen, um was Israel klagt!"

Der Sohn Eliesers hatte noch kaum geendet, als ein Greis in priesterlicher Tracht sich Nassy näherte und die Hand zum Gruß gegen ihn erhebend, ausrief: „Sei willkommen, der Du die Stimme unseres Boten hörtest und aus der Schaar der Fröhlichen den Weg fandest zu Denen, die da trauern! Auf Dich lenken ihr Hoffen die Geknechteten und Unterdrückten, die Armen und Elenden, wie die Reichen. Dir schenkte seine Huld der mächtige Gebieter des Morgenlandes; o, so gedenk auch Du Deiner Brüder, wie Joseph es that, erbarme Dich ihrer Noth und hilf ihnen dem Verderben entrinnen!"

Eigenthümlich fühlte Nassy sich von der Anrede des Rabbi berührt, eigenthümlicher noch von dem, das sich seinem Gehör und seinen Blicken darbot. Denn nun erkannte er zu Füßen der Bundeslade drei Männer, die, auf Matten hingestreckt, scheinbar leblos dalagen. Um sie bemühte sich ein Arzt, während Frauen und Männer sich an die Brust schlugen und in ihrem erschütternden Klagelied nicht einhielten.

Und der Günstling Selims antwortete dem Rabbi: „Du hast mich durch einen ernsten Mahner rufen lassen. In Thränen sehe ich die Unseren; so sage

mir, was ist euch widerfahren, was kann ich thun, euch zu helfen?"

Da faßte der Greis Jenen bei der Hand und führte ihn bis an die Lagerstatt der Drei. Bleich und von Schmerzen entstellt waren ihre Züge, geschlossen ihre Augen, doch jede Brust athmete noch Leben.

Entsetzt sah Nassy auf die Unglücklichen; er wußte, was sie erduldet hatten, auch ohne die Erläuterung des Rabbi, welcher nun begann: „Streng verfuhr der Rath der Zehn gegen unsere Brüder; des Wuchers klagte er Diesen an, falsches Gewicht sollte Jener geführt haben und das Trachten dieses Greises darauf gerichtet gewesen sein, ein Christenmädchen zu unserem Glauben zu bekehren. Die Sbirren kamen und schleppten unsere Brüder fort, trotz der Betheuerungen ihrer Unschuld, trotz der Summen, welche Diejenigen von uns, die auch unter dem Joch des Marcuslöwen mit Glücksgütern gesegnet sind, als Unterpfand boten. In den Bleikammern wurde den Ärmsten keine Folter erlassen; dennoch blieben sie standhaft. Heute, an dem Tage, an welchem Venedigs Herzog sich dem Meere vermählt, ließ man sie frei und es geht ein Gerede, daß die Anwesenheit eines Abgesandten der hohen Pforte, E u r e Anwesenheit dazu das Beste beigetragen habe."

„Meine Anwesenheit?“ — Wieder fühlte Joseph Nassy sich tief beschämt; er hatte ja in Glanz und Üppigkeit, in ungestilltem Liebessehnen, kein Auge für das Leid seiner Brüder in nächster Nähe gehabt. Es drängte ihn, der Wahrheit die Ehre zu geben und zu bekennen, daß er von dem Geschick der Drei keine Kunde erhalten, noch viel weniger zu Gunsten einer Linderung ihrer Leiden gewirkt habe.

Doch schon fuhr Rabbi Eliefer fort: „Dem Tode nahe, brachte man die Unseren in einer Barke der Zehn an das Thor des Ghettos, statt in den Kanal Orfano. Dort in den Fluthen der Lagune wären die Beklagenswerthen auf ewig verschwunden; jetzt ist uns wenigstens die Möglichkeit gewährt, ihren Schmerzen Linderung zu bereiten. Dafür aber sei unser Dank Dir gebracht, Dir, der Du vor all den Unseren wundersam erhöht, von den Freunden geliebt, von den Feinden geehrt und gefürchtet bist!“

Als der Rabbi so sprach, näherten sich Joseph die Mitglieder der Gemeinde; mit Dankesworten und Bitten umringten ihn Männer und Frauen und er hatte nicht Ohren genug, Alles zu hören, nicht Worte genug, um Allen zu entgegnen und ihre Hoffnungen und Wünsche auf ein erfüllbares Maß zurückzuführen. So wenig er diesen Dank, dieses Vertrauen seiner

Glaubensgenossen um seiner Thaten willen beanspruchen durfte, so wenig vermochte er, sich dem Reiz desselben auf die Dauer zu entziehen. Denn was hier von ihm erwartet und begehrt wurde, das war ja auf das Innigste den Gedanken verwandt, die er in seiner Seele hegte. Und die Erkenntniß, bisher zu wenig für seine Brüder, sein geknechtetes Volk gethan zu haben, spornte ihn so mächtig, daß in ihm selbst der Wunsch, bald Größeres thun zu können, sich mit der Zuversicht des Gelingens einte.

Im Bann eines gewissen Unbehagens war Nassy genaht; aber tief hatte der Anblick jener Opfer einer ebenso grausamen, wie ungerechten Justiz, sein Gemüth ergriffen. Sein Blut und seine Fantasie erhitzten sich bei den Worten, die er aus dem Munde ernster Männer vernahm, und er fühlte deutlicher, denn seit langen Jahren, die Gemeinschaft mit seinem verachteten Volk, das ihm unverdient soviel Liebe und Anhänglichkeit entgegenbrachte. Es wäre ihm als schmählicher Undank und Verrath erschienen, sich jetzt kühl und ablehnend zu verhalten; und wenn er es auch gewollt hätte, so hätte er es doch nicht vermocht.

Denn noch war es der neuen Eindrücke auf sein empfängliches Gemüth nicht genug. In der Mitte der Versammelten entstand plötzlich eine Gasse und

von den starken Armen zweier Enkel getragen erschien eine Greisin, deren geschlossene Augen erkennen ließen, daß sie blind sein müsse.

Ehrerbietig wich Alles zur Seite, bis die mehr als Neunzigjährige sich in unmittelbarer Nähe Nassys befand und mit einer Stimme voll geisterhaften Klanges anhob: „Bist Du endlich gekommen, Joseph Nassy? Mir sagten es meine Söhne und Enkel und ich glaube ihnen. Du aber tritt her zu mir, laß mich die Hand auf Dein Haupt legen, daß ich an der Gluth Deiner Schläfen spüre, ob Du der Rechte bist, daß ich Dir und allem Volk in Israel verkünde, was ich im Traum erschaute!"

Wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, folgte Joseph dem Gebot der Greisin; ehrfurchtsvoll beugte er ein Knie und antwortete, zu Jener emporblickend: „Sprich zu dem Sohn Deines Volkes, Du Verehrungswürdige! Voll kindlichen Gehorsams harre ich Deiner Worte!"

Da fuhr die Blinde fort: „Siehe, ich vernahm die Stimme des königlichen Psalmisten, der da sprach: „Du Hirte Israels, der Du vor Ephraim, Benjamin und Manasse bist, erwecke Deine Gewalt und komm uns zu Hülfe. Herr, wie lange willst Du zürnen über dem Gebet Deines Volkes? Du speisest uns

mit Thränenbrod und tränkest uns mit Thränen. Du setzest uns unseren Nachbarn zum Zank und unsere Feinde spotten unser. Du hast einen Weinstock aus Ägypten geholt und hast ihn lassen einwurzeln. Berge sind mit seinem Schatten bedeckt und mit seinen Reben die Cedern Gottes. Warum hast Du denn seinen Zaun zerbrochen, daß ihn zerreißet Alles, das vorübergeht?"

Halblaut hatte sie begonnen, doch immer kräftiger wurde das Wort der Blinden. Ergriffen lauschte Alles; aber bald fielen die Hörer ein und die letzte bange Frage erscholl wie ein verzweiflungsvoller Nothschrei aus vielen hundert Kehlen.

Allein eine stumme Handbewegung der Greisin gebot Ruhe und sie sprach aufs Neue: „Da sah ich den Himmel aufthun und Jehovah im Flammenwagen niederfahren zur Erde. Gleich der Sonne war sein Angesicht und ich mußte mein Haupt verhüllen. Aber ich vernahm seine Stimme, die da klang wie die Posaune am Tage des Gerichtes: „Deine Mauern, Jerusalem, sind gefallen, aber mit Marmor will ich sie wieder aufbauen; die Sycomoren sind umgeschlagen, aber durch Cedern will ich sie ersetzen! Und Du, Israel, sollst Dich wieder bekleiden mit Deinen Gewändern und wieder schreiten zum Tanz mit Denen,

die da fröhlich sind!“ — Und ich erhob Antlitz und Hände und rief: „O Herr, laß Deine Verheißung bald in Erfüllung gehen, daß sich ihrer freuen die lebenden Geschlechter. Mir aber gieb ein Zeichen, von wannen Er kommt, der Deinen allmächtigen Willen auf Erden ausführen soll!“ — Und der Ewige streckte die Hand aus und ich sah einen brennenden Holzstoß und auf den Scheiten einen Mann, Deinen Ahnen, Joseph Nassy! Cherubim trugen seine Seele in den Schoos Abrahams, während seine sterbliche Hülle in Asche zerfiel. Aber in der Asche sah ich ein Krönlein blinken, und ich sah einen Bekenner Mohammeds hoch zu Roß, der die Krone ergriff und sie auf den Scheitel eines anderen Mannes drückte, auf Deinen Scheitel, Joseph Na.sy! Ein weinendes Weib stand neben Dir, Deine Mutter, aber ihr Antlitz wurde freudenvoll, als sie Dich ansah. — Da glaubte ich den Ewigen verstanden zu haben, leise sprach mein Mund: „Dieser wird unser König sein!“ und der Herr winkte mir Gewährung. Seine Hand segnete das Haupt des Gekrönten und gewaltig sprach seine Lippe: „Dieser ist, wie Juda, ein junger Löwe! Sein Name zeigt den Fürsten an, seine Hand wird den Feinden auf dem Halse sein, vor ihm wird ganz Israel sich neigen!“ — So sprach Jehovah, — und

ich erwachte. Aber seine Worte blieben mir und ich rufe sie jetzt Dir und meinem Volke zu: „Joseph ist, wie Juda, ein junger Löwe. Sein Name zeigt den Fürsten an, seine Hand wird den Feinden auf dem Halse sein, vor ihm wird ganz Israel sich neigen, wie ich!“

Bevor Nassy, der sich inzwischen erhoben hatte, es hindern konnte, sank ihm die Blinde zu Füßen und haschte nach seiner Hand, um sie zu küssen. Das Beispiel der Greisin bewog die Anderen zu gleichem Thun, gegen das sich Nassy vergebens sträubte. „Joseph ist, wie Juda, ein junger Löwe!“ Vielhundertstimmig ging der Ruf durch die steinerne Halle, Männer und Weiber drängten hinzu, begeistert und begeisternd, — huldigend und bewundernd.

Auch den Rabbi und seinen Sohn ergriff der allgemeine Aufschwung. An einem der Pfeiler, welche das Gewölbe trugen, hing ein alterthümliches Schwert in goldverzierter Scheide und über demselben eine zerfetzte und verblichene Fahne. Simon riß beide von dem Pfeiler herab, entfaltete die letztere und zeigte mit glühender Wange auf das Wort, das neben einzelnen Schriftzeichen noch ganz erhalten und deutlich erkennbar war. Es lautete: „Machbi“, die An=

fangsbuchstaben des Verses: Wer ist gleich Dir unter den Göttern, o Herr!

Laut rief es Simon; und er schwenkte die Fahne über dem Haupt Nassys und drückte das Schwert, seiner Scheide entblößt, in dessen Rechte, dazu sprechend: „Aus der Hand des sterbenden Isaak Schalal empfing mein Vater Fahne und Schwert des letzten Fürsten der Gefangenschaft. Treu haben wir sie von Land zu Land getragen und in Noth und Bedrängniß gehütet vor den Blicken der Feinde. Dir seien sie jetzt anvertraut! Entfalte die Fahne auf hoher Zinne als ein Zeichen, um welches die Unterdrückten sich scharen; schwing das Schwert wie eine lodernde Flamme, scharf und sicher treffend, wie der Blitz, roth und dampfend vom Blut aller Derjenigen, welche Israel Trotz bieten!"

„Roth und dampfend, — wenn es nicht anders sein kann!" fiel Eliezer ein, milder gesonnen, als sein leidenschaftlicher Sohn. Er blickte fast tadelnd und doch mit einem Ausdruck der Liebe und des Schmerzes auf Simon; dann sprach er sanft zu Nassy: „Sonst aber laß es leuchten, rein und erwärmend wie der Sonnenstrahl, der über den Wassern des Jordan aufgeht!"

„Rein und erwärmend, wie der Sonnenstrahl, doch wenn es sein muß, scharf und sicher treffend,

wie der Blitz!" — Joseph Nassy wiederholte die Worte und hob das Schwert mit der Rechten nach oben. Tief empfand er das Bedeutungsvolle dieser Stunde; mit Stolz und Genugthuung überflogen seine Augen die Menge, die ihm zujauchzte. Fürwahr, wenn die Bekenner des alten Bundes alle so dachten, wenn es möglich war, die Zerstreuten zu sammeln und zu einigen, ihnen ein gemeinsames Ziel zu zeigen und sie alle dorthin zu rufen, — o, dann mußte es eine Lust sein, die volle Manneskraft an die Erfüllung dieser Hoffnung zu setzen und, von der Liebe der Brüder getragen, ihr Retter zu werden, ein Retter aus der Schmach und Noth unseligster Knechtschaft!

Wie der Gedanke den Günstling Selims erfaßte, seinen Blick erstrahlen machte, seine Wangen färbte! Noch hatte er den Höhepunkt in der Huld des Mächtigen nicht erreicht; was jene Blinde im Traum gesehen, konnte Wahrheit werden, der Sultan, dem ein Korsarenhaupt nicht zu gering erschienen war, um es mit Herrschergewalt auszurüsten, konnte auch wohl ein edleres mit einer Fürstenkrone schmücken.

Mit einer Fürstenkrone! — War der Wunsch nicht zu vermessen, durfte Nassy hoffen, ihn jemals seiner Verwirklichung entgegenführen zu können? —

Die Krone, welche ihm im Ghetto geboten wurde, war nur ein Luftgebilde; erst der Machtspruch Selims konnte den hochfliegenden Plänen der venetianischen Juden die sichere Unterlage geben. Doch wenn diese erst geschaffen war! — Es begann dem also Sinnenden zu schwindeln; — und dennoch, wenn er zurückdachte, hatte er schon so Großes, so scheinbar Unmögliches erreicht, daß ihm auch das letzte, höchste Ziel nicht mehr über den Wolken zu liegen dünkte.

Und er trat bis an die Bundeslade, legte die Hand auf die Thorah, die er küßte, und seine Seele erhob sich in heißem Gebet; dann sprach er, zu den Versammelten gewendet: „Höre mich, Volk Israels! Mit dem Schwert und der Fahne des letzten Resch Glutha hast Du mich zu Deinem Fürsten erkoren; ich will es sein, Dein Fürst und Führer, wie Judas Maccabäus, wie Joseph ben Matthias und Simon bar Kochba! Andere Wege, als jenen Helden, sind uns von der Hand des Ewigen vorgezeichnet; aber aus Nacht und Verzweiflung, aus Noth und Bedrängniß ringen auch wir nach Befreiung, Licht und Frieden! In diesem Streben schwöre ich, treu zu euch zu halten, euer stets zu gedenken und nicht zu rasten, bis ich mein Wort lösen und euch zu gesegneteren Fluren rufen kann. So schwört auch ihr Vertrauen

meinem Rath, Gehorsam meinen Worten, Erfüllung meinen Bitten, denn euch zum Heil sollen sie alle dienen!"

„Wir schwören es, wir schwören es!" erschallte als Antwort aus jedem Munde.

Aber Simon trat zu Nassy hin; und den Blick fest auf ihn richtend, sprach er leise, nur dem Einen verständlich, für den die Worte bestimmt waren: „Du hast etwas vergessen: die Rache! Nur sie kann den Boden vorbereiten, auf welchem die Saat der Zukunft reifen soll. Ohne die Rache ist Dein Arm machtlos und Dein Streben eitel. Das bedenke wohl und danach bemiß Dein Handeln!"

Er wartete die Entgegnung nicht ab, sondern begab sich unter die jubelnde Menge zurück, in deren Mitte er verweilte, bis jene auf die Ermahnung des Rabbi sich zu einem feierlichen Gebet vereinigte und dann langsam die Synagoge verließ.

Nur wenige Männer blieben noch, unter ihnen ein älterer, der von Anfang an seine Blicke mit besonderer Bewegung auf Joseph hatte ruhen lassen. Ihn führte Rabbi Elieser jetzt zu dem neuerwählten Fürsten Israels und sprach zu dem Letzteren: „Mein Sohn redete zu Dir von Einem, der Dich besser

kenne, denn wir Alle. Entsinnst Du Dich dieses Mannes nicht mehr?"

Der Günstling Selims mußte nachdenken, während er den Alten ansah; dann aber fiel es ihm wie Schuppen von den Augen und er brach in die Worte aus: „Nathan, Du Vielgetreuer! Von wannen, — wie kommst Du hierher?"

Thränen der Freude entquollen dem also Begrüßten und unter Thränen antwortete er: „Im Geleit Derjenigen, die Euch auf Erden am nächsten steht, Eurer Muhme, Frau Gracia Mendesia!"

„Die ich heimlich voll Eifer suche und doch nicht zu finden vermag. — O, nenne sie nur mit dem Namen Nassy, -- keine Bessere trug ihn je. Aber so rede doch, — hier lauern nicht die Schergen der Inquisition, — sag mir, wo sie weilt, daß ich zu ihr eilen, daß ich sie mit mir nehmen kann, meine Wohlthäterin, meine zweite Mutter, die edelste aller Frauen in Israel!"

Da antwortete der Alte mit kummervoller Miene: „Näher, als Ihr glaubt, o mein erhabener Gebieter!" — Und er begann zu erzählen, wie Frau Gracia von Antwerpen nach Venedig gezogen und auch hier unendlichen Belästigungen und Prüfungen ausgesetzt worden sei, bis sie den Entschluß gefaßt habe, die

Niederlande zu meiden und nach der Hauptstadt des osmanischen Reiches überzusiedeln.

„So ließ sie mir mittheilen; doch warum kam sie nicht?“ unterbrach Nassy den Erzähler.

Dieser aber erwiderte: „O hättet Ihr mich lieber nicht gefragt; ich hätte Euch dann nicht zu sagen brauchen, daß ihre eigene Schwester der Signorie dieser Stadt den Entschluß der Edlen anzeigte. Die Undankbare und Pflichtvergessene gab vor, daß sie selbst Anspruch auf einen Theil der Reichthümer Gracias habe, daß diese heimliche Jüdin sei und nicht allein in Constantinopel zum Glauben ihrer Väter zurückzukehren, sondern auch die Eifersucht und den Grimm des Padischahs gegen die Republik zu schüren gedenke!“

„Schmach über die Verworfene!“ knirschte Simon, während die anderen Männer schweigend das Haupt schüttelten.

Nathan aber fuhr zu berichten fort, daß die Signorie daraufhin Frau Gracia vor ihre Schranken gefordert habe. Seither halte man die Unglückliche in sicherem Gewahrsam unter dem Vorwande, zu verhüten, daß der Antheil am Vermögen derselben der treu im Christenglauben verharrenden Schwester entzogen werde. Da habe er selbst eine Zuflucht im

Ghetto gesucht und nur durch einen glücklichen Zufall sei es ihm gelungen, das Gefängniß seiner hochherzigen Gebieterin ausfindig zu machen.

„Nenne es uns!“ riefen Nassy und Simon wie aus einem Munde. „Nenne es uns, damit wir die Schuldlose befreien und an der Schuldigen rächen!“ fuhr Simon alleine fort.

Mit gedämpfter Stimme bezeichnete Nathan die Gefängnisse von Sanct Marco als den muthmaßlichen Aufenthaltsort der Gesuchten. Dort habe er einen der Wächter kennen gelernt und auf solche Weise erfahren, daß eine reiche Jüdin, welche Niemand Anderes als Frau Gracia sein könne, seit Kurzem der Hut desselben anvertraut sei. In dieser Nacht wieder habe Jener die Aufsicht; wenn es dem Gebieter gefalle, sei der Alte bereit, ihn in einer Gondel bis in die Nähe des Palastes zu bringen und die Gelegenheit zu einer Unterredung mit dem Hüter der Gefangenen auszukundschaften.

Aufmerksam hörte Nassy zu. Im Dogenpalast, in welchem er selbst heute erst mit den Häuptern der Republik festlich getafelt hatte, weilte die schuldlose Dulderin, in einem jener Kerker, die oft genug zu Gräbern der in ihnen Eingeschlossenen wurden! Das Herz Josephs zog sich krampfhaft zusammen;

aber während Simon zum sofortigen Aufbruch drängte, mußte sich der Gast der Republik sagen, daß sein nächtliches Unterfangen, trotz der geringen Aussicht auf Erfolg, nicht ohne Gefahren sei, deren größte die Entdeckung mit all ihren Folgen war. — Doch zögern, wo es bestimmte Auskunft über das Schicksal der von ihm so hoch verehrten Frau zu gewinnen galt, — zögern in der Stunde, in welcher er die Führerschaft über einen Theil seines Volkes feierlich geschworen hatte!? —

Joseph Nassy fühlte, daß dies unmöglich sei; er sah die Blicke Simons in fieberhafter Spannung auf sich gerichtet und ohne längeres Besinnen nahm er den Dienst Nathans in Anspruch. Die Bitte des Ersteren, sich anschließen zu dürfen, hätte er lieber abgelehnt; allein er bedurfte des Entschlossenen im Verkehr mit Gasparo und wollte ihm den ersten Wunsch nicht abschlagen.

Nach eingehender Berathung mit dem Rabbi und dessen Freunden erhob sich Joseph zum Aufbruch; er nahm zugleich Abschied von Eliefer mit dem Versprechen, sich, sobald dies die Umstände gestatten würden, zu neuer Zwiesprach im Hause des Rabbi einfinden zu wollen.

Drittes Kapitel.

Die Drei hatten ihre nächtliche Fahrt angetreten, doch auf anderen Wegen, als den zuvor benutzten. Nur eine kurze Strecke wurde im Kanal grande zurückgelegt; um den vom Korso Heimkehrenden nicht zu begegnen, zog Simon vor, das Fahrzeug durch die engen Nebenkanäle zu steuern, auch auf Umwegen sicher, sein Ziel zu erreichen. Dieses aber war der Kanal del Palazza an der östlichen Seite des Dogenpalastes.

Die Länge der Fahrt kürzten die Mittheilungen Nathans, sowie die Pläne, welche der Alte entwarf, um seine Herrin durch eine Bestechung ihres Hüters den Händen der Signorie zu entreißen. Nassy ließ ihn gewähren. Seit er über den Aufenthalt seiner Verwandten einen sicheren Anhaltspunkt hatte, durfte er hoffen, durch seinen Einfluß als Vertrauensperson des Sultans auch das Schicksal Frau Gracias zum Guten wenden zu können. Im Stillen war er der Ansicht, durch diplomatische Verhandlungen mit dem

Dogen und großen Rath mehr zu erreichen, als durch List und Gewalt. Und wenn er die Macht Venedigs erwog und das eherne Joch, in welches der Leu von Sanct Marcus die unter seinen Pranken angesiedelten Juden gezwängt hatte, so stand ihm als nächstes, durch tausend Vernunftgründe gebotenes Streben die friedliche Auseinandersetzung mit der Signorie vor Augen.

Er sann darüber noch nach, als ihn plötzlich ein betäubendes Krachen, wie er es so furchtbar und markerschütternd nie vernommen hatte, aus seinen Gedanken aufschreckte und ihn, gleich seinen Begleitern, mit Staunen und Entsetzen erfüllte. Das sonst so ruhige Wasser gerieth in stürmische Bewegung, die Erde bebte, die Mauern zur Rechten und Linken schienen zu wanken. Eine ungeheure schwarze Rauchwolke stieg gen Himmel und hinter ihr schlug eine gewaltige Feuersäule bis zu den Sternen empor. Wie ein schwarzes Bahrtuch lagerte sich eine Wolke über Venedig, Mond und Sterne verhüllend; aber das rothe Licht einer Feuersbrunst ohne Gleichen wandelte die Nacht rasch zum Tage um.

Sprachlos starrten die Drei sich an, bis Simon, gen Osten deutend, von wo die Flammen aufloderten, den Anderen zurief: „Das Arsenal muß in Brand

stehen; so kann nur das Pulver donnern, das dort aufgespeichert liegt."

„Das Arsenal explodirt?" — Nathan und Nassy stießen die Worte aus; aber Simon fuhr triumphirend fort: „So straft der Gott der Rache unsere Feinde. In jenen Feuergarben erscheint er seinem Volk zum Zeichen des Bundes, den er mit unseren Vätern aufgerichtet hat. Sein heiliges Banner entfalteten wir aufs Neue, — und schon wirkt seine Hand ein Wunder, so groß, so erhaben, wie wir es nie hätten vollbringen können. Heil uns und Israel! In dieser Nacht wird die Kraft und Herrlichkeit Venedigs zu Grabe getragen; in dieser Nacht beginnt der Stern Davids neu zu strahlen!"

Mit einem Grauen, dem sich eine gewisse Bewunderung mischte, vernahm Joseph Nassy den Freudenausbruch Simons. Nur ein ungebändigt wilder Charakter konnte in einem Moment der gewaltigsten Erschütterung, in welchem alle Sinne auf das furchtbare Ereigniß gerichtet waren, der dämonischen Freude an dem Verhängniß, das über die Gegner hereingebrochen, solchen Ausdruck geben.

Schon belebte sich vor und hinter ihnen die Fluth, in den Häusern wurde es lebendig, jammernd und händeringend sah man die Menschen auf die Gassen

und Fondamenta stürzen, betend und verzweifelnd im Wahn, daß der jüngste Tag angebrochen sei.

„Das Arsenal brennt, ganz Venedig geht unter!“ — Das war der entsetzte Ruf, der auf dem Festlande und dem Wasser immer gellender laut wurde. Von allen Seiten nahte es, ein rasender Menschenstrom, tobend und jammernd, eine Flotte von unzähligen Gondeln, Barken und Peotten, die alle dem gleichen Ziel, der Brandstatt, entgegenstrebten. Niemand kümmerte sich um den Anderen, aber auch ein Entschlüpfen aus diesem Strom war unmöglich. Vorwärts drängte Alles und Nassy mit Simon und Nathan mußte sich gefallen lassen, von der Menge der anderen Böte, wie von einem Strudel, mit fortgerissen zu werden.

So geriethen sie eine Strecke weit über ihr eigentliches Ziel hinaus bis in den Sanct Marcus-Kanal, wo der Strom stockte und den Andrängenden Einhalt geboten wurde. Die unvergleichliche Pracht des furchtbaren Schauspiels zog hier die Aufmerksamkeit mit unwiderstehlicher Gewalt an sich. Eine Stadt im Kleinen, glich das brennende Arsenal einem einzigen ungeheuren Krater, von welchem die Gluth aus tausend Oeffnungen emporloderte. Die meisten der großen Magazine und Zeughäuser standen in Flammen;

unter den zu ihrer Aufnahme bestimmten Gewölben brannten die an das Land gezogenen Galeeren und unermeßliche Vorräthe an Kriegs- und Schiffs-Material, Holz, Segeln, Masten und Rudern, Stricken und Werg, Pech und Theer nährten die gierige Lohe.

Im Inneren des Arsenals, zwischen Leichen und Trümmern, mühten sich die unerschrockenen Arsenalotten, aus der Ferne wie geschäftige, rauchgeschwärzte Gnomen anzusehen, des entfesselten Elementes Herr zu werden. Vergebens! Der Stolz und die Kraftquelle der Republik, der Ort, wo sie zu neuen Kämpfen die drohende Rüstung vorbereitete, war zerstört! Das große Prachtthor mit den rothen Thürmen, welches den Landeingang zum Arsenal bildete, stand weit offen, die eiserne Gitterthür lag zerbrochen am Boden; jenes Gebäude, in welchem vierhundert Centner Pulver aufbewahrt gewesen, schien von der Erde weggefegt.

Und Joseph Nassy ließ die Blicke weiter über das Bild der Zerstörung schweifen. Vier Kirchen im Stadttheil Castello ragten nur noch als Ruinen zum Nachthimmel empor; hunderte von Palästen und Häusern waren schwer beschädigt, dem Einsturz drohend, andere lagen in Trümmern. Das Gewimmer und die Hülferufe der Verwundeten und Obdachlosen

drangen durch das Knistern und Krachen des Feuers bis an das Gehör der Zuschauer, die keine Hülfe zu bringen vermochten. Nur die Fluth bot Jenen einen Weg zum Entrinnen aus grausem Verhängniß. Mit Todten und Verstümmelten, mit den Resten ihrer beweglichen Habe beladen, suchten sie Zuflucht in den Gondeln, um endlich inmitten der vom Brande nicht Betroffenen Pflege und Aufnahme zu finden.

Voll herzlicher Theilnahme an dem traurigen Geschick so vieler Schuldlosen, vermochte der Gesandte Selims den Blick kaum von dem grauenvoll-erhabenen Schauspiel abzuwenden. Da schlug an sein Ohr eine Stimme, die ihn in tiefster Seele traf. Er vernahm nur wenige Worte, den Ruf: „Das ist ein Werk der Juden!“ — aber es war, als ob die Stimme ein zehntausendfaches Echo finden sollte.

„Ein Werk der Juden, — hört ihr's!?“ so schallte es von rechts und links, aus dem Munde von Alt und Jung, Mann und Weib. Wie der Verdacht ausgesprochen war, erweckte er auch den heiseren Schrei nach Vergeltung. Die eigentliche Ursache der Explosion war ja nicht erkennbar, den Thäter, wenn es einen solchen gab, hatte das entsetzliche Geschick zweifellos zuerst ereilt. Aber daran dachte die Menge nicht! Ihr gefiel es, dem Argwohn

eine bestimmte Richtung gegeben zu sehen, dem Bedürfniß nach Entdeckung des Schuldigen und Rache an demselben fröhnen zu können. Und sie antwortete mit dem gehässigen Ruf: „Die Juden haben es gethan, die Juden sind an allem Unheil Schuld! In den Ghetto! Werft den Brand in ihre eigenen Häuser und erschlagt sie, die Ungläubigen und Verdammten!“

„Verbrennt sie, erschlagt sie!“ Immer allgemeiner wurde der Ruf, er ging zuletzt in ein wildes Geheul über, das lauter, als aller Jammerschrei, die Luft erfüllte.

Die Wangen Nassys erbleichten, während die Augen Simons Blitze des Hasses sprühten. Bestürzt sah Nathan sich um und mit gedämpfter Stimme machte er jenen Beiden den Vorschlag, bei der nächsten Gelegenheit in einen der anstoßenden Kanäle zu steuern, um der wilderregten und unberechenbaren Menge auszuweichen.

Doch schweigend schüttelte Nassy das Haupt, ungestüm Simon, der zwischen den Zähnen murmelte: „Ich sollte fliehen? — Eher werfe ich den Feuerbrand in unsere eigenen Häuser und entzünde Venedig an seinem anderen Ende, auf daß die Flamme von Ost und West zu einer einzigen Lohe zusammenschlage!“

Dann handhabte er, die Lippen fest zusammen=

beißend, sein Ruder mit Kraft und Gewandtheit und kam bald der Mehrzahl Jener, die in der gleichen Richtung zogen, voraus. In den Ghetto trieb es ihn, um zu warnen und, wenn es sein mußte, die Waffen zu ergreifen und das Leben theuer zu verkaufen. In den Ghetto wollte er den neugewählten Fürsten bringen, der hier zum ersten Mal das Schwert ziehen und beweisen sollte, daß er ein Führer seines Volkes zu sein vermöge, wie Joseph ben Matthias und Simon bar Kochba!

Immer eifriger trieb der Sohn Eliesers sein Fahrzeug vorwärts. Da wollte es das Schicksal, daß er von dem Insassen einer anderen Gondel erkannt wurde. „Heda, Simon, willst Du auch helfen die Juden verbrennen?" — So lauteten die Worte, mit welchen Jener ihn begrüßte. Bald wurden mehr auf ihn aufmerksam und es schallte von verschiedenen Seiten: „Das ist Simon, der Sohn des Rabbi. Haltet ihn, er soll uns Rede stehen, warum er zu dieser Stunde den Ghetto verlassen hat!"

Der erste Zuruf war kaum bös gemeint; eine scherzhafte Ausrede hätte den in Venedig Vielen bekannten Sohn Eliesers vielleicht unbehelligt entschlüpfen lassen. Allein zum Scherzen stand Diesem der Sinn nicht und beißend erwiderte er: „Ich habe

mich nur wärmen wollen an der Gluth, welche die Christen zu Ehren ihres Feiertages geschürt haben!"

Umsonst hatte Nassy den Tollkühnen zum Schweigen zu bewegen gesucht; die unüberlegten Worte waren gefallen und ein grimmer Wuthschrei die Antwort darauf: „Greift ihn, den Lästerer, den Brandstifter, greift ihn und werft ihn in das Feuer, das er selbst entzündet hat!"

Ein wilder Tumult entstand, Gondel an Gondel suchte sich dem Fahrzeug Simons zu nähern. Noch fuhr dieses eine Zeitlang schnell dahin, doch bald legten sich Ruder und Hände an seinen Bord und brachten es zum Stehen. Wie eifrig Nassy und Nathan sich auch bemühten, die Menge zu beschwichtigen, es war fruchtlos; den Gesandten Selims selbst bedrohten die Rasenden, ihn eine schleichende Viper scheltend, die mit den Anderen gemeinsame Sache gemacht habe.

Von den entfernteren Gondeln sprangen die Venetianer in die näherliegenden und schon griffen drohende Fäuste nach den Dreien. Doch der Sohn des Rabbi schwang entschlossen sein Ruder, Nassy selbst zog den Degen, in dessen Führung er nicht unkundig war, während der Alte auf die Knie sank und die Feinde flehend beschwor, keine Unschuldige zu morden.

Das Höchste stand auf dem Spiel; wüthend schlug Simon um sich, — da brachte das Nahen einer neuen Gondel den Bedrängten unerwartete Hülfe. Die Brüder Quirini, die sich nach der Brandstatt begeben wollten, waren auf das Gewirr von Fahrzeugen und Menschen gestoßen; machtvoll gebot die Stimme des Kapitäns Ruhe, Giovan' Antonio gab seinen Untergebenen Befehl, ohne Ansehen der Person zurückzutreiben, was sich ihnen in den Weg stelle. Bald befand er sich der Gondel Simons gegenüber; scharfen Blickes erkannte er seinen Gast, dessen Degen im Widerschein der Flamme blitzte, mit eherner Faust drängte er selbst die lautesten Schreier zur Seite und rief ihnen zu: „Im Namen der Signorie, wer sich noch rührt, ist des Todes!"

Die Worte wirkten ein halbes Wunder; das Toben legte sich und nur die Frage, wer der Gebietende sei, ging noch halblaut von Munde zu Munde.

Giovan' Antonio aber fuhr fort: „Seht ihr nicht, daß ihr den Gesandten der hohen Pforte zu erschlagen willens waret, daß ihr wider Gesetz und Völkerrecht die Hand an einen Mann legen wolltet, dessen Haupt euch heilig sein sollte, auch wenn er als Feind in unserer Mitte weilte! Zieht ruhig eures Weges und

danket Gott, daß ihr eure Hände nicht mit Blut befleckt habt!“

Betroffen schwieg die Menge, doch nicht für lange; der Ruf: „Es ist ein Jude bei ihm, Simon, der Sohn des Rabbi!“ wurde laut und lauter. Ihm mischte sich der andere: „Die Juden haben den Brand in das Arsenal geworfen, die Juden sollen dafür büßen!“

Quirini that, als habe er die erste Bemerkung nicht verstanden; geflissentlich ging er nur auf die letzte ein und antwortete den Aufgeregten: „Seid ruhig, Bürger! Nicht euer Amt ist es, dem Spruch des Rathes vorzugreifen. Wer immer die Schuldigen sind, man wird sie zu treffen wissen. Doch bis dahin geduldet euch und mehrt nicht die Verwirrung, welche ohnehin die ganze Stadt ergriffen hat!“

Die gütliche Zurede war von Erfolg gekrönt. Die Besonneneren unter den Tumultuanten sahen ein, daß sie sich zu weit hatten hinreißen lassen, aus dem Wirrsal erhoben sich die Stimmen: „Der Nobile hat Recht, — hört auf den edlen Quirini!“ und bald gewannen sie die Oberhand. Als Marcus und Giovan' Antonio glaubten, vorderhand Nichts mehr befürchten zu müssen, entfernten sich die Brüder mit einigen mahnenden Worten, nachdem sie Joseph Nassy,

Simon und Nathan zu sich in ihre Gondel entboten und das Fahrzeug Simons in das Schlepptau genommen hatten.

Ungern und voll Mißtrauen folgte der Sohn Eliesers, noch von Erregung glühend; aber auch Marcus und Giovan' Antonio ließen ihre Blicke einige Sekunden lang nicht ohne Argwohn auf Jenem ruhen. Doch sie fragten nicht, sondern lenkten nach einigen bedauernden Worten über den Irrthum, dessen Folgen für ihren werthen Gast sehr bedenklich hätten werden können, das Gespräch auf die Feuersbrunst, die noch in ungeminderter Heftigkeit fortwüthete.

Der Günstling Selims antwortete ihnen wohl, aber seine innere Bewegung vermochte er nur mit Mühe zu dämpfen. Mit warmen Worten dankte er den beiden Rettern, und doch mischte sich in diesen Dank ein Gefühl unsäglicher Bitterkeit, daß es solchen Beistandes für ihn und Andere überhaupt bedurft hatte. Er empfand die zarte Rücksicht, welche darin lag, daß keiner der Brüder Leonorens seinem Befremden über die verfehlte Begegnung an der Piazzetta, über das seltsame Verschwinden des Gastes und sein Wiederfinden in solcher Gesellschaft Ausdruck gab. Aber er fühlte nicht minder, daß eben dieses Schwei-

gen vielfache Deutung zulasse, daß die Stunde, in welcher man von ihm Aufklärung verlangen werde, bald genug schlagen könne.

Und Leonore! Ob sie sein Fernbleiben wohl schmerzlich vermißt und besorgt nach ihm ausgesehen haben mochte? — Was hätte er um die Gewißheit gegeben; und doch wagte er nicht, danach zu fragen. Bis an die Thore des Ghettos war ihm ihr Bild gefolgt; dort aber hatte es erblassen müssen vor dem kraftvollen Wehen, womit der Geist der Vergangenheit ihn erfaßt und in seinen Bann gezwungen hatte. Eine Brücke galt es zu schlagen zwischen jenem Geist und dem der Gegenwart, eine Brücke nicht von Erz und Stein, aber dennoch stark genug, um die Scharen der Geknechteten und die Heere ihrer Überwinder zu tragen und nicht zu wanken, bis der letzte Kampf ausgefochten und als seine Frucht Versöhnung und Friede allem Volk verkündet werden konnte! —

Die Gondel war inzwischen bis in die Nähe der Piazzetta gelangt. Hier und auf den anstoßenden Plätzen herrschte, trotz aller Belebtheit, schon eine gewisse Ordnung. Von allen Seiten waren die Nobili bewaffnet herbeigeeilt, wähnend, daß die Explosion das Werk einer mit Glück geheim gehaltenen, teuflischen Verschwörung gegen die Macht und Größe

Venedigs sei. Obgleich kein Feind sich zeigte, wollte doch Niemand zurückbleiben, wo es die Stadt zu schirmen galt. Der greise Pietro Loredano selbst, von seinen hervorragendsten Würdenträgern umgeben, wurde in der Menge sichtbar, zahlreiche Abtheilungen bewachten den Dogenpalast und die übrigen am Marcusplatz gelegenen Staatsgebäude.

Als die Brüder das sahen, änderten sie ihren Plan, denn auch sie durften nicht fehlen, wo die ersten Geschlechter der Republik in Person vertreten waren. Sie ersuchten deshalb Don João, sich an Bord ihrer Gondel an den Palast Quirini bringen zu lassen, falls er keine anderen Wünsche hege; seine eigenen Begleiter aber möchten, wo es ihnen beliebe, in ihr eigenes Fahrzeug steigen und ihres Weges weiter ziehen.

Joseph Nassy erklärte sich mit Allem einverstanden. Für sich selbst hegte er nur einen Wunsch, ein Bedürfniß: Ruhe und Sammlung! Im Ghetto seines Volkes durfte er sie nicht suchen und er bezweifelte, ob er sie im Palast der Gastfreunde finden werde. Am liebsten wäre er auf segelbeschwingtem Fahrzeug von dannen gezogen über die schäumende See, Nichts als das unendliche Firmament über sich, Nichts als Luft und Wasser ringsum! — Aber ihn band sein

Auftrag, ihn banden sein Herz und seine Pflichten an die Scholle, auf welcher Venedig stand.

Wehe ihm, wenn seine Kraft erlahmte, sei es, um sich des Ersteren mit Glück zu entledigen, sei es, um seiner Pflicht gegen Andere und sich selbst treu zu bleiben! — Über ihn kam eine Stimmung, so schwer und ernst, aber auch so bedeutsam, wie er sie noch nie empfunden. Er fühlte, daß ein neuer Wendepunkt in seinem ereignißvollen Leben sich vorbereite; aber was kommen mochte, kein Mißgeschick sollte ihn beugen, kein Sturm ihn entwurzeln! —

In der Nähe des Palastes Quirini löste Simon sein Fahrzeug; doch ehe er es bestieg, raunte er Nassy bedeutungsvoll zu: „Eine drohende Wetterwolke zieht über Israel empor; wenn der züngelnde Blitz auf uns niederfährt, gedenk Deines Volkes und Deiner Pflichten, Fürst Joseph! Und noch Eines: Hüte Dein Herz vor den verlangenden Blicken der Venetianerin, laß ab von Leonore Quirini!“

Ohne auf eine Entgegnung zu warten, sprang er in seine Gondel und half Nathan hinüber, um sich rasch mit dem Alten zu entfernen.

Der Zurückbleibende fühlte sich peinlich berührt. Er hatte das Geheimniß seines Herzens in tiefster Brust verschlossen geglaubt, und nun nahm sich der

leidenschaftliche Sohn Eliesers heraus, ihn vor Leonore zu warnen! War er denn ein Kind, dem der jüngere Mann Lehren ertheilen durfte, — hatten die Juden im Ghetto Venedigs die Schleichwege seiner Gebieter schon so genau kennen gelernt, um sich selbst solcher Mittel erfolgreich zu bedienen?

Kopfschüttelnd sah Joseph den beiden Glaubensgenossen nach; ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust und von stürmischen Gedanken bewegt, suchte er schweigend seine Gemächer im befreundeten Hause auf. —

Der nächste Morgen kam, doch das Licht der Sonne drang nur trübe durch den Dunst und Rauch, welcher über Venedig und der Lagune hing und von den Ruinen des Arsenals in immer neuen Wolken emporwallte. Aus einem Fenster seines Schlafgemaches blickte Nassy. Wie hatte ihn sonst das geschäftige Treiben des erwachenden Tages angezogen, mit welcher Wollust hatte er den frischen Luftzug eingeathmet, der von dem adriatischen Meer über die Paläste der Meereskönigin hinstrich! Aber heute nahm ihm ein erstickender Brandgeruch und Qualm fast den Athem, wie er den Blick hemmte.

Und doch umfing ihn noch beklemmender der Gedanke an die Erlebnisse des vorhergehenden Tages. Was er auf der Fahrt im Geleit des Bucentauro

und während der Messe in der Kirche Sanct Niccolo, was er im Ghetto und auf dem Kanal grande erlebt hatte, es dünkte ihm ein toller Spuk, dessen wechselnde Gestalten sich von seiner Seele nicht loslösen wollten.

Er sollte bald genug inne werden, daß der Spuk kein erträumter gewesen war! Denn anders, als zuvor, gestaltete sich sein Leben im Hause Quirini. Während er sonst an jedem Mahl mit der Familie theilgenommen hatte, wurde ihm heute durch den Mund eines Dieners verkündet, daß die männlichen Glieder alle durch den Brand des Arsenals und dessen Folgen in Anspruch genommen seien, sowie daß Madonna Leonore selbst den Gast nicht zu empfangen vermöge. Einsam saß er im Prunksaal an der Tafel, die nicht minder verschwenderisch, als sonst, ausgestattet war und ihn mit all ihren Genüssen doch nicht zu reizen vermochte.

Freudlos verrann ihm der Tag, freudlos kam der nächste heran. Doch mit dem nächsten traf auch ein Bote des Dogen ein, welcher den Gesandten Selims in der höflichsten, aber unabweisbaren Form zu einer wichtigen Besprechung vor den Rath der Zehn entbot.

Joseph Nassy versprach sein Kommen. Er wußte, was eine Vorladung vor dieses gefürchtete Tribunal

bedeutete; aber er wußte auch, daß eine Ablehnung gleichbedeutend sei mit einem Todesurtheil, dessen geheimnißvoller Vollstrecker nicht auf sich warten lassen werde. Wenn der Neffe Gracias auch als Würdenträger des osmanischen Reiches für sein Leben nicht zu fürchten brauchte, so hielt er doch für nothwendig, sein Gefolge, das im Fondaco der Türken Aufenthalt genommen hatte, von jener Vorladung zu unterrichten und demselben Befehl zu ertheilen, sich für alle Fälle zur beschleunigten Abfahrt zu rüsten. Dann ließ er sich an die Piazzetta rudern und begab sich von hier in den Dogenpalast, in welchem der Rath der Zehn seine Sitzungen abhielt.

Er war nicht der erste Ankömmling. Die beiden Brüder Quirini sammt ihrer Schwester, ferner Rabbi Eliezer, Simon und Nathan, und endlich zwei jener Tumultuanten, welche den Gesandten und seine Begleiter am feindseligsten bedroht hatten, waren schon anwesend; der Fortgang der Verhandlungen schien nur von dem Eintreffen Nassys abhängig zu sein.

Tiefe Stille herrschte in dem mit Gemälden von der Meisterhand Paolo Veroneses, Tintorettos und vieler Anderen prächtig geschmückten Saale. Mit feierlich-ernstem Gruß empfing Pietro Loredano den Erwarteten; zum Zeichen der Ehrerbietung, welche

sie dem Sultan schuldig waren, erhoben sich die sechs Räthe des Dogen, die zehn Senatoren, nach welchen das Kollegium seinen Namen trug, und die drei Inquisitoren, sonst ein Tribunal für sich, welche man um der Wichtigkeit der Sache willen hinzugezogen hatte.

Aber der Blick Josephs wandte sich nach der Geliebten hin. Er hätte zu ihr eilen, einen Gruß mit ihr tauschen und sie bitten mögen, ihm durch ein freundliches Wort zu beweisen, daß sie ihm nicht zürne. Doch gesenkten Hauptes schien sie sein Auge zu meiden gleich den Brüdern, die mit finsteren Mienen und verschränkten Armen vor sich hinstarrten.

Da ergriff auch schon das Wort der Vorsitzende der Zehn, indem er anhob: „Ein furchtbares Unglück hat Venedig heimgesucht. Auch Ihr kennt es, Don Miquez, und ich brauch' es nicht mit Namen zu nennen, denn noch zittert jedes Herz unter dem Nachhall des erschütternden Ereignisses, das unser Arsenal in einen Trümmerhaufen verwandelte. Wir wissen nicht, ob wir das Opfer eines fluchwürdigen Verbrechens oder eines jener Vorgänge, über welche die Hand des Allmächtigen einen undurchdringlichen Schleier breitet, geworden sind. Aber die Stimme des Volkes weist auf Jene hin, die im Schoos unserer Stadt leben, ein Pfahl in unserem Fleisch, ein fremder Tropfen

in unserem Blut! Aus Mitleid und Menschlichkeit dulden wir sie, die von Kaisern und Königen vertrieben, mit Mühe dem Scheiterhaufen der Inquisition entronnen sind. Wir haben die Ankläger und nicht minder die edlen Brüder Quirini gehört, wir haben den Rabbi nebst seinem Sohn und jenem Alten vernommen; aber noch blieb das Licht der Wahrheit verborgen. Die Ankläger vermögen Nichts zu beweisen, Marcus und Giovan' Antonio zeugen gegen dieselben; die Hebräer leugnen ihre Schuld an dem Brande, nicht aber ihr Verweilen im großen Kanal um eine Stunde, zu welcher sie den Ghetto nicht verlassen dürfen. Die Neugier, sagen sie, hätte sie herausgetrieben; doch das Zeugniß Gasparros lautet anders. Ein Geheimniß bedeckt die Entstehung des Brandes; sein grelles Licht hat ein zweites Geheimniß nur zum Theil enthüllt. In diesen Zweifeln erbittet sich die erlauchte Republik Eure Aussage. Ihr befandet Euch mit jenen Hebräern in derselben Gondel; gefall es Euch, uns zu künden, wie Ihr, der Gast der Republik und des Hauses Quirini, den Sohn des Rabbi kennen lerntet und in seine Gesellschaft geriethet?!"

Forschend suchten die Senatoren und Räthe, Marcus und Giovan' Antonio, sowie der Doge in den Zügen Nassys zu lesen; doch nicht nur die Ge=

nannten! Mit dem Ausdruck schmerzlichster Spannung, erröthend und erblassend, heftete Leonore die dunklen Augen auf das Antlitz des ihr so Theuren; mit finster-trotziger Miene sah Simon auf ihn, mit väterlich-besorgter der Rabbi und Nathan.

Joseph fühlte die Blicke Aller wie ebenso viele Fragen, die an ihn gerichtet wurden, Fragen, auf welche die Antwort so leicht und doch so bitter schwer war. Die Enthüllung des wahren Sachverhaltes kostete ihn nur wenige Worte; sie bewies zum mindesten, daß weder Simon, noch sein Vater und Nathan, an der Explosion direct Schuld trugen. Aber sie mußte zugleich den Argwohn des Rathes in anderer Weise auf den leidenschaftlichen Sohn Eliesers lenken, sie mußte Nassys geheime und offene Ziele auf das gefährlichste bloßstellen. Wenn der Schleier des Geheimnisses erst gelüftet war, — wer stand ihm dafür, daß dann nicht Alles entdeckt und all sein Mühen, sein Hoffen und Streben für Andere vereitelt werden würde?! — Und Leonore war gegenwärtig, Leonore, deren Blick zu künden schien, daß sie angstvoll jeder Offenbarung lausche, daß sie aus seinem Munde den Urtheilsspruch über Glück und Leid der Zukunft erwarte!

Blitzschnell dachte der Neffe Gracias über Alles

nach. Sein Mannesstolz verschmähte eine erfundene Ausflucht, so nahe dieselbe lag; aber er war sich auch bewußt, daß der Rath Venedigs kein Recht hatte, sich in die Privat-Angelegenheiten des Gesandten zu mischen. Nur entschlossenes Betonen seiner hohen Stellung konnte ihm selbst und seinem Volk hier frommen. Darum entgegnete er, ein verbindliches Lächeln auf den Lippen, — im Herzen aber Groll und herbe Pein: „Die hohe Republik thut mir viel Ehre an, wenn sie mein Zeugniß in dieser Sache fordert. Mir aber gestatte sie, darauf hinzuweisen, daß es nicht Brauch ist, den Vertreter eines fremden Staates einem Verbrecher gleich vor Gericht zu stellen und von ihm zu verlangen, daß er in die inneren Wirren Venedigs niedertauche. Nur Eines sei euch verkündet: Ungesucht fand ich Jenen, den Ihr den Sohn des Rabbi nennt; mit ihm war ich Zeuge des Brandes, mit ihm wurde ich von einer tobenden Menge in schmachvollster Weise bedroht. Fürwahr, herrschte Ordnung in Venedig, so müßten Fremde und Einheimische sich eines kräftigeren Schutzes erfreuen, als er dem Gesandten Selims und zwei schuldlosen jüdischen Männern gewährt worden ist!"

Die Wangen Nassys glühten röther, sein Auge blitzte; mit einem beifälligen Nicken sah Elieser zu

ihm hinüber und auch die Züge Simons erhellten sich. Doch nun erhob sich einer der Inquisitoren, und nicht minder stolz, als diejenige Nassys, lautete seine Erwiderung: „Ihr beklagt Euch und beklagtet Euch vielleicht mit Recht, wenn Euch im Palast Quirini, im Geleit seiner Besitzer, Ähnliches begegnet wäre. Doch es hat Euch beliebt, andere Gesellschaft aufzusuchen, und Ihr mögt Euch die Folgen selbst zuschreiben. Vor Allem aber zögert nicht länger mit der Antwort, die wir von Euch erbeten haben. Schuldlos nennt Ihr die Hebräer; beweist es durch ein Wort, laßt uns erfahren, wo Ihr weiltet, nachdem das Fest des Dogen beendet war und die Brüder Euer an der Piazzetta vergebens harrten."

Immer deutlicher wurde die Frage gestellt, immer klarer erkannte Joseph Nassy, daß der Rath der Zehn auf ihn selbst einen Argwohn gefaßt habe, der nicht unbegründet war. Verkünden, wo er stundenlang geweilt hatte, war gleichbedeutend mit dem Zugeständniß seines Rücktrittes zum Judenthum, gleichbedeutend mit ewigem Verzicht auf die Hand Leonorens, die Befreiung Gracias. Aber Schweigen war nicht minder gleichbedeutend mit einem Schuldbekenntniß, das ihn selbst und Andere eben so sicher zu verderben drohte.

So blieben ihm nur zwei Wege übrig: der Hinweis auf den Zwang, mit welchem Simon ihn in den Ghetto genöthigt hatte, — oder stolzes Verweigern jeder ferneren Auskunft. Der Erstere mußte den Sohn Eliesers und die ganze Bevölkerung des Judenviertels den schwersten Belästigungen aussetzen und Joseph zögerte keinen Augenblick, ihn zu verwerfen. Der Letztere barg nicht minder große Gefahren, aber er barg sie für Niemand in höherem Grade, als für Nassy selbst! Wie schwer ihn der Groll der Zehn auch treffen mochte, — es hieß diesem Groll uneingeschüchtert entgegentreten und sich furchtlos mit ihm messen!

Und der neuerwählte Fürst der Juden gab Jenen zur Antwort: „Was ich euch zu sagen habe, vernahmet ihr schon. Aus meiner Begegnung mit dem Sohne des Rabbi habe ich kein Hehl gemacht; das mag euch beweisen, daß dieselbe nicht wider die Sicherheit Venedigs gerichtet war. Euch aber rufe ich zu: Sucht nicht hinter jedem Zufall listige Berechnung, hinter jedem Fremden, der seine eigenen Wege wandelt, einen verabscheuungswürdigen Verschwörer; fordert nicht, daß euch der Einblick in jede Regung des Menschenherzens freistehe! Und hütet euch vor dem Morde Unschuldiger! Mit meiner Man=

nesehre trete ich dafür ein, daß der Sohn des Rabbi, der Rabbi selbst und dieser Alte schuldlos an dem Brande des Arsenals sind. Was könnt ihr mehr verlangen?"

Die Worte klangen wahr und überzeugend, aber das furchtbare Tribunal befriedigten sie nicht. Kühl lautete die Entgegnung seines Hauptes: „Ihr ereifert Euch unnöthig für die verstockten Hebräer, während Ihr auf unsere einfache Frage die Antwort schuldig bleibt. Wir aber sehen in Euren Ausflüchten die Bestätigung unseres Verdachtes und empfehlen Euch deshalb, die Luft Venedigs, welche Euch so wenig zuträglich ist, schleunigst zu meiden. Zweimal vierundzwanzig Stunden seien Euch ausnahmsweise bewilligt; innerhalb dieser Frist werdet Ihr die Antwort auf die Vorschläge Selims schriftlich zugestellt erhalten. Versuchet nicht, Euch bei dem Großherrn zu beschweren! Wir werden unseren Bailo zu Constantinopel über unser gerechtes Mißtrauen gegen Euch aufklären. Die Brüder Quirini haben ihr Hüter-Amt lässig verwaltet; wollet deshalb im Fondaco der Türken Quartier nehmen, wo die Fanti des Rathes Sorge tragen werden, daß der Pöbel Venedigs Euch nicht zum zweiten Mal beschwerlich falle."

Joseph Nassy glaubte seinen Sinnen nicht trauen

zu dürfen. Ihn, den Günstling Selims, wagte der Rath Venedigs auszuweisen und seinen letzten Aufenthalt zu einer Art von Gefangenschaft zu gestalten, welche ihn der Möglichkeit jeglichen Verkehrs mit Leonore, Frau Gracia und dem Ghetto beraubte!

Er wollte sich entschieden gegen solche Vergewaltigung auflehnen; allein schon fuhr der Inquisitor, gegen Simon und Nathan gewendet, fort: „Weder euer Leugnen, noch die unbefriedigenden Antworten von Seiten dieses Mannes haben uns Klarheit gebracht; so muß ein stärkeres Mittel an die Stelle der väterlichen Ermahnung treten!"

Er gab den an der Thür stehenden Fanti ein Zeichen und im nächsten Augenblick traten in den Saal die Diener des peinlichen Gerichts.

Ein Schrecken durchfuhr Nassy und bebend stieß sein Mund die Frage aus: „Was seid Ihr zu thun gesonnen?"

Gelassen wurde ihm die Antwort: „Es sind innere Angelegenheiten Venedigs, wollet Euch um sie nicht kümmern!" Dann sprach der Inquisitor, auf Simon und Nathan deutend, zu den Henkersknechten: „Unterzieht diese Beiden der Folter mit Schnur und Wippe und haltet damit nicht ein, bevor sie willig sind, ein reumüthiges Geständniß abzulegen. Wir folgen so=

fort nach!“ Damit erhob sich Jener, die Übrigen, mit Ausnahme des Dogen, thaten dasselbe, und die Schergen machten Miene, Hand an Simon und Nathan zu legen.

Entsetzt sah Leonore auf die Unglücklichen, mit kaum verhohlener Mißbilligung Marcus und Giovan' Antonio; doch ihnen Allen verschloß die Scheu vor dem furchtbaren Gerichtshof den Mund. Ein Zittern befiel den greisen Rabbi, während Nathan beweglich um Gnade flehte, Simon dagegen trotzigen Muthes Jenem zurief, sich nicht vor den ungerechten Richtern zu erniedrigen. Er selbst wehrte sich kraftvoll gegen die auf ihn Eindringenden; allein bald war er überwältigt und gebunden.

Schon wollten die Knechte ihn sammt dem Alten hinausschleppen, als Nassy sich Gehör erzwang mit dem Ruf: „Um der ewigen Barmherzigkeit willen, haltet ein! Ihr steht im Begriff, ein Verbrechen zu begehen, — haltet ein, ich beschwöre Euch!“

Der Rath schien Ähnliches erwartet zu haben; denn mit einer Bereitwilligkeit, die im Gegensatz zu der vorher bewiesenen Kälte stand, ging er auf den Ruf Nassys ein und gebot den Schergen, noch zu verweilen. Aber zu dem Günstling Selims sprach der Inquisitor jetzt: „Mit lautem Widerspruch unter-

brachet Ihr den Ernst des Gerichtes. Wir müßten Euch für einen Thoren halten, wenn wir nicht der Meinung wären, daß Ihr Wichtiges vorzubringen habt. So gebt endlich der Wahrheit die Ehre! Wenn Diese schuldig sind, bekennt es an ihrer Statt und erspart ihnen die Qualen der Folter; wenn sie schuldlos sind, so erklärt uns ihr gesetzwidriges Verhalten."

Schwer arbeitete die Brust Josephs bei diesen Worten. Er hatte lange gezögert; aber nun, da es das Leben der beiden Glaubensgenossen galt, mußten alle Bedenken schweigen. Wohl richtete er die Augen mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes auf Leonore. Nicht ihm zur Freude oder Ermuthigung hatte der Rath die Tochter Vincentios herbeschieden; o daß sie wenigstens in der Seele Josephs zu lesen und das Opfer, das er blutenden Herzens zu bringen entschlossen war, zu begreifen vermöchte!

Doch gewaltiger, als die Lockung der Liebe, gebot die Manneswürde; die tiefere Bedeutung jener feierlichen Vorgänge im Ghetto wurde dem auf so seltsame Weise zum Fürsten Erkorenen jetzt erst klar, jetzt, da es sein Gelöbniß zu erfüllen galt. Und er begann festen Tones: „Ihr glaubtet meiner Versicherung nicht, denn ihr wolltet mir nicht glauben!

Was darf ich für meine weiteren Worte hoffen vor einem Tribunal, das seinen Sbirren größeres Vertrauen schenkt, als manchem Nobile dieser Stadt?! — Und doch sprach ich lautere Wahrheit, als ich die Schuldlosigkeit dieser Männer betheuerte; denn wisset und vernehmt es wohl, ihr Räthe und Senatoren: Ich selbst befand mich seit Eintritt der Nacht an jenem verhängnißvollen Abend im Quartier der Hebräer!"

Ein angstvoller Schrei Leonorens unterbrach den Sprecher. Dieser wandte sein von edlem Roth erglühendes Antlitz der Geliebten zu und bebend, im Ton tiefer Liebe, kam es über seine Lippen: „Ja, Leonore, vernimm auch Du die Bestätigung dessen, das Du heimlich vielleicht gefürchtet hast! Ich, Don João Miquez, der mit Gewalt Getaufte, dessen Ahne den Scheiterhaufen besteigen mußte, bin ein Marrane, der Sohn jüdischer Eltern. Unter der milden Herrschaft Selims des Zweiten habe ich die Fessel abgeworfen, die ich wider Willen lange tragen mußte, und heute bekenne ich mich als Joseph Nassy wieder zum Glauben meiner Väter, mit Stolz, daß ich es den Feinden zum Trotz furchtlos thun kann, — und doch mit Schmerz um Dich, Leonore!"

In fieberhafter Spannung hatte Simon den

Worten Nassys gelauscht; seine Lippe murmelte Beifall, aber feindselig weilte sein Auge auf der zitternden Tochter Vincentios. Ein Flüstern und Staunen ging durch die Versammlung der Rathsherren, während Marcus Quirini erregt mit dem Fuß stampfte und Giovan' Antonio die Schwester zu beruhigen trachtete.

Der Gesandte Selims aber fuhr fort: „Als Jude suchte ich die Gemeinschaft meiner Glaubensgenossen, als Jude verweilte ich im Ghetto im Hause Eliesers, im Tempel der Unseren, in Gegenwart des Rabbi, seines Sohnes, Nathans und der ganzen Gemeinde!"

Er wollte mehr sagen, als ihm einer der Inquisitoren ins Wort fiel: „Ihr gesteht uns jetzt, was wir schon gestern vermutheten; doch bedürfen wir noch eines zweiten Zeugen!"

Seinem Wink gehorsam, führte einer der Fanti eine Persönlichkeit in den Saal, an deren Nahen Joseph am wenigsten gedacht hätte, Gasparo, den Pförtner des Ghetto. Auf die Frage des Inquisitors ob Don João derselbe sei, welcher als venetianischer Nobile von Simon in das Viertel gebracht worden, erfolgte ohne Besinnen eine bestätigende Antwort.

Der Pförtner trat ab und der Inquisitor sprach weiter zu Nassy: „Ihr seht, daß den Dienern von Sanct Marco Nichts verborgen bleibt! Wollet uns

jetzt auch künden, zu welchem Zweck Ihr den Ghetto im Geleit Simons und dieses Alten verließet!"

Joseph sah ein, daß sein Thun von geheimen Spähern des Rathes nur allzu scharf beobachtet, er fühlte, daß die Härte gegen Simon und Nathan nur angedroht worden war, um ihn selbst zum rückhaltlosen Bekenntniß zu zwingen. Aber angesichts der eisernen Zähigkeit, mit welcher die Inquisitoren ihr Ziel verfolgten, wuchs sein eigenes Selbstbewußtsein; das Gefühl des Rechtes, das lange und grausam unterdrückt, doch endlich siegen mußte, kam über ihn und ließ ihn auch die letzten Bedenken gering achten.

Mit einer Stimme und Haltung, die mehr der eines Anklägers, als Vertheidigers, glich, hob er an: „Auch das sollt ihr erfahren, und, bei dem Allmächtigen, der euch und mich einst richten wird, wohl euch, wenn ihr es ohne Schamerröthen hören könnt! Unter demselben Dach mit euch und mir, in einem Kerker, der euch mehr schändet, als sie, lebt jene edle Frau, die ihr auf eine lügnerische Anklage hin gefangen haltet, — nicht um ihres Glaubens willen, denn still und im Geheimen nur diente sie dem Gott des alten Bundes, — nicht um ihres Wandels willen, denn tugendreicher und ehrenhafter, mildthätiger und liebevoller wandelte Keine, — sondern um ihres Reich-

thums willen, nach dem gar Viele lüstern sind! Gracia Mendesia, oder wie sie mit größerem Rechte sich nennen darf, Gracia Nassy, meine Muhme, schmachtet im Kerker eurer Staatsinquisition! — Mit einer Botschaft Selims bin ich vor Kurzem zu euch gekommen; die schuldlose Dulderin zu suchen gebot mir kein Fürst, gebot mir die heilige Stimme der Dankbarkeit und Liebe. Und ich habe ihre Spur gefunden, gefunden mit Hülfe jenes Alten, ihres treuen Dieners, dem vor den Nachstellungen eurer Sbirren im Ghetto eine Zuflucht gewährt worden ist. — Jetzt wißt ihr Alles! Frau Gracia zu sprechen, verließ ich mit Simon und Nathan den Ghetto, — der Brand des Arsenals machte unsern Plan zu nichte. Aber nun, da ihr mich gezwungen, euch die innersten Triebfedern meines Thuns zu enthüllen, fordre ich von euch, ihr Gebieter und Lenker der erlauchten Republik, im Namen Selims und im Namen des heiligen Rechtes, das ihr freventlich mit Füßen getreten habt, die Freilassung der Schuldlosen, die Herausgabe ihres Besitzes, der auch der meine ist. Den Weg habt ihr mir gewiesen, doch nicht ohne Frau Gracia sollt ihr mich von hinnen segeln sehen. Und noch Eines! Im Ghetto sah ich die gebrochenen Leiber dreier Männer, die ihr grausam habt foltern lassen, ohne sie einer

Schuld überweisen zu können. Von euch fordre ich Sühne für Willkür und Gewaltthat, fordre sie im Namen der Unglücklichen, denen ihr Väter und Ernährer geraubt habt. Von euch fordre ich ferner die Erklärung der Unschuld aller im Ghetto Wohnenden an dem Brande eures Arsenals. Schwer genug seufzt unser Volk unter den menschlichen Schwächen und Fehlern, die auch ihm anhaften; ihr sollt ihm nicht noch fremde Schuld aufbürden. Diese aber, — er deutete auf Nathan und Simon, — sollen mich begleiten, um nicht der heimlichschleichenden Rache zu erliegen!“

Gewaltig war die Wirkung dieser Rede. Zu wiederholten Malen hatten die Inquisitoren den Allzuverwegenen unterbrechen wollen, doch kein Einwand hatte ihn verstummen lassen. Erstaunen und Grimm malte sich in den Zügen der Räthe und Senatoren; selbst Pietro Loredano, der sich bisher mit keinem Wort an den Verhandlungen betheiligt hatte, schüttelte mißbilligend das greise Haupt. Besorgt sahen Elieser und Nathan auf den kühnen Mann; sie befürchteten nicht mit Unrecht, daß seine innere Erregung ihn zu weit treiben werde.

Nur Simons Seele jauchzte. So hatte er sich den künftigen Fürsten seines Volkes gedacht, so schien

ihm Dieser auf dem Wege, die Vorstellungen, welche der Sohn des Rabbi von ihm hegte, zu erfüllen. Hätte nicht die Klugheit Simon Schweigen auferlegt, so wäre er dem Glaubensgenossen an die Seite getreten, um mit ihm die Geißel des Wortes zu schwingen und sie noch brennender auf die Blößen der Gegner niederfallen zu lassen.

Mit einem Unmuth, dem sich hohe Achtung gesellte, blickten die Brüder Quirini, — mit einem Schauder, den Bewunderung und Liebe seltsam versüßten, sah Leonore zu dem ehemaligen Gast ihres Hauses hinüber. Da erschallte die Stimme des Dogen: „Die Lenker der erlauchten Republik haben Euch zu Ende reden lassen, Don João Miquez! Als solcher seid Ihr uns vom Sultan Selim beglaubigt, als solchen sehen wir Euch an, Eures Bekenntnisses ungeachtet. Aber als solchen warnen wir Euch auch! Ihr habt einen vermessenen Ton gegen uns angeschlagen; nur die Einsicht, daß Ihr hoch von einem Gegner denken müßt, dem Ihr solche Dinge sagt, obgleich Ihr Euch in seiner Gewalt befindet, läßt uns Eure Erregung mit Nachsicht beurtheilen. Unter einer Maske seid Ihr bei uns eingetreten, mit geheimen Mitteln und Zielen, nicht offen, wie es Männern ziemt!“

„Dürft Ihr mich darum tadeln, Ihr, die Ihr selbst mich dazu zwanget?“ unterbrach Nassy den Dogen.

Doch dieser gebot mit einer Handbewegung Stille und fuhr fort: „Vertrauen fordre nur Der, welcher selbst vertraut! Hättet Ihr Euch gleich enthüllt, so wären auch wir Euch auf halbem Wege entgegengekommen. Schreibt es Eurem eigenen Heimlichthun zu, wenn Frau Gracia länger, als sonst, der Freiheit verlustig ging. Wir kannten Euch und Eure geheimen Beziehungen zu unserer Gefangenen, deren Reichthum eine Macht ist, die uns gefährlich werden könnte!“

„Gefährlich, — die Hand einer Frau, die nur nach Frieden Verlangen trägt! Fürwahr, dann muß das Fundament eurer Kraft und Größe ein morsches geworden sein, dann muß —“

Allein strenger noch unterbrach Loredano den Sprecher: „Haltet ein, wenn Ihr nicht wollt, daß wir Euch jegliches Gehör versagen! Venedig ist von Feinden und Neidern seiner Größe umgeben; die Stunde, die uns lässig sähe, könnte von den Gegnern benützt werden, darum achten wir voll Eifer selbst des Geringsten unter ihnen. — Was Ihr im Übrigen von uns begehrt, wird der Rath der Zehn bei sich erwägen und Euch seine Entscheidung binnen Kurzem wissen lassen. Eines aber sei Euch schon jetzt ver=

kündet: Ob wir Eure Forderung erfüllen oder ablehnen, — betrachtet Jenes als ein freies Geschenk der Republik und Dieses als einen Beweis, daß wir, unbekümmert um Lob oder Tadel, die Wege einschlagen, die uns zum Heile des Staates die ersprießlichsten dünken. Und nun folgt den Dienern des Rathes; sie haben den Auftrag, Euch mit allen Ehren, die Euch und Eurem Amte gebühren, in den Fondaco zu geleiten!“

„Bevor Ihr dem Recht genuggethan, die Schuldlosigkeit der Beklagten anerkannt, die falschen Kläger bestraft und vor Allem Frau Gracia der Haft entlassen habt?“

„Bevor Ihr Gelegenheit sucht, Euch schwerer gegen die Achtung, welche Ihr den Lenkern Venedigs schuldet, zu vergehen. Fahrt wohl!“

Damit erhob sich der Doge und verließ, von sämmtlichen Räthen geleitet, den Saal. Ehe ein Wort Josephs sie zurückhalten konnte, entfernten sich die Brüder Quirini mit Leonore in ein anderes Gemach, Eliefer, Simon und Nathan wurden zur Rechten abgeführt und der Günstling Selims stand allein.

Er hätte dem Rath nacheilen und die ganze Schale seiner gerechten Entrüstung über ihn ausgießen, — er hätte Leonore mit flehenden Worten beschwören

mögen, ihm nur für wenige Minuten Gehör zu leihen. Mochten Doge und Inquisitoren von ihm denken, wie sie wollten, — es sollte Joseph wenig kümmern; nur von Leonore mißverstanden zu werden, dünkte ihm unerträglich. Aber umsonst suchte er ihren Schritten zu folgen; jede Thür war verschlossen und sein Bemühen, sie zu öffnen, vergeblich.

Bewaffnete Diener des Rathes hatten sich inzwischen im Saal eingefunden; ihr Befehlshaber ersuchte Don João, ihm voraufschreiten zu wollen. Einen Moment sah der Gesandte des Sultans Jenen unschlüssig an, doch erkannte er bald, daß ihm zunächst Nichts übrig geblieben war, als ohne Murren zu gehorchen. Mit trotzig-gerunzelter Stirn blickte er noch einmal in dem prachterfüllten Raum um sich; dann ging er ungebeugten Hauptes die Stufen der Marmortreppe hinab.

Aber nicht an die Piazzetta führte dieses Mal sein Weg, sondern durch das Erdgeschoß an ein Thor, welches auf den Kanal del Palazza mündete. Hier lag eine Barke der Zehn schon bereit. Schweigend stieg Joseph Nassy an ihren Bord, stumm nahmen neben ihm zwei Fanti Platz und wortlos begann die Fahrt, bis der Fondaco der Türken den Gesandten der hohen Pforte in seine Mauern aufnahm.

Viertes Kapitel.

Geschäftiges Leben herrschte im Kaufhaus der Moslemin. Die kostbaren Producte des Orients lagen hier aufgestapelt, um gegen die Erzeugnisse des venetianischen Gewerbefleißes und Handel umgetauscht oder für baares Geld verkauft zu werden. Bejahrte Türken, braun von Angesicht mit weißen Bärten, schlossen hier ihre Geschäfte und Rechnungen mit den schlauen Bewohnern der Lagunenstadt ab, in unerschütterlicher Ruhe den Werth ihrer Waaren bestimmend; volle und leere Peotten kamen und entfernten sich und vielsprachiges Rufen und Schreien erschallte ringsum.

Aber abseits von dem unablässigen Handeln und Treiben, in einem Gemach, wohin der Lärm des Tages nicht zu dringen vermochte, saß Joseph Nassy. Seine Untergebenen rüsteten Alles zur Abreise, deren Stunde immer näher rückte, ohne daß bis jetzt von Seiten der Signorie ein Lebenszeichen in den Fondaco gelangt wäre.

Sollte ein solches ganz ausbleiben? — Der Gesandte Selims hielt es für unmöglich! So rücksichtslos der Rath der Republik sein Ziel verfolgen konnte, nur von kalter Berechnung geleitet, so nahe lag der Gedanke, daß eben solche Berechnung in diesem besonderen Fall zu Gunsten Nassys ausschlagend sein müsse. Wie tödtlich derselbe das furchtbare Tribunal der Zehn auch beleidigt hatte, — die Rache an ihm war zu gefährlich, denn leicht konnte Sultan Selim jede Unbill, die seinem Tschausch zugefügt wurde, als eine persönliche Kränkung auffassen. In diesem Gedanken fand der Neffe Frau Gracias, der muthvolle Vertheidiger seiner Glaubensgenossen, Trost, minder für sich, als für Diejenigen, in deren Geschick er auf eine unerwartete Weise verflochten war.

Der Abend des zweiten Tages seiner Trennung von Allen, die ihm in Venedig theuer geworden waren, nahte heran, als endlich ein Bote von Sanct Marcus an das Thor des Kaufhauses pochte. Er brachte zwei Schreiben des hohen Rathes, eines an den Gesandten Selims, ein anderes an Joseph Nassy. Aber er brachte noch mehr: eine tiefverschleierte Frau, Gracia Nassy!

Den Worten, mit welchen ihn der Bote begrüßte, lieh Joseph nur ein halbes Ohr, die Schreiben legte

er uneröffnet beiseit, um ihnen später die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken. In tiefer Bewegung stand er der Pflegerin seiner Jugend gegenüber; ihre Hand ergreifend, hatte er doch nicht den Muth, den Schleier ihres Hauptes zu lüften, denn er fürchtete, in ein von Leiden bis zur Unkenntlichkeit entstelltes Antlitz zu sehen.

Sie aber entledigte sich selbst der bergenden Hülle; und wie tiefe Spuren die hoffnungslose Abgeschiedenheit und der Schmerz auch in ihre Züge gegraben hatte, — es war doch das alte, liebe Angesicht, die Augen, deren milder Blick unendliche Herzensgüte, der Mund, die Stirn, deren Formen unvergänglichen Seelenadel und reinste Menschenliebe verkündeten.

Unwillkürlich entrang sich ein freudiges „Gott sei gelobt!" den Lippen Josephs. Frau Gracia verstand die Bedeutung der Worte; und den Ernst, der auf ihrer Stirn lagerte, verklärte ein sanftes Lächeln, als sie nun anhob: „Ich bin es, mein Neffe! In allen Prüfungen, die mir beschieden, hielt mich aufrecht die starke Hand des Herrn und das Bewußtsein, unverdient zu leiden um unserer Väter, um unseres Glaubens willen! — Doch Du, sprich, wie kamst Du nach Venedig, wie gelang es Dir, meinen Aufenthalt zu erkunden, meine Freilassung zu erwirken?

— Nein, sieh mich nicht so finster an, sondern freue Dich mit mir. Denn ich bin ungebeugt und ungebrochen, selbst mein Herz ist nicht verbittert, Joseph!"

„Und habt doch Entsetzliches erdulden müssen! — O Muhme, wer gleich Euch in allen Lebensstürmen so ruhig und gefaßt sein könnte!"

„Ich habe es in meinem wechselvollen Wandel gelernt, mein Neffe. Sieh, ich sollte vielleicht der Signorie Venedigs zürnen" —

„Nicht nur zürnen, — hassen und verwünschen sollt Ihr sie, Muhme! Denn sie hat Euren Haß tausendfach verdient."

„Sie lieh einer Thörin Gehör! Darf ich den Christen gram sein, wenn eine Jüdin, meine eigene Schwester, die Gewalt Jener gegen mich anruft? — O Joseph, schwerer, als die Hand der Zehn, traf mich die Zunge Abigails!"

Eine Thräne rann über die Wangen Gracias, doch ergebenen Sinnes fuhr sie fort: „Und dennoch zürne ich der Verblendeten nicht! Sie ist ein Kind der Welt, ihr Herz hängt an den vergänglichen Schätzen dieser Erde; sie fürchtete, die Kleinmüthige, dieselben zu verlieren und verlor darüber — sich selbst! Wenn ich einen Wunsch hege, ist es nur der, ihr dereinst, ihr bald auf besseren Pfaden zu begegnen!"

„Der Undankbaren, der Abtrünnigen, deren Wort Euch in die feuchte Kerkergruft des Dogenpalastes brachte!?"

„Nur für wenige Stunden! Dann ließ mir einer der Zehn einen besseren Aufenthaltsort anweisen. Nicht in den Bleikammern sollte ich schmachten, nicht unter der Erde vergebens nach Licht und Luft lechzen. Ich stünde sonst wohl nicht lebend vor Dir!"

„So war Venedigs Rath mitleidiger, als Eure Schwester? — Gott im Himmel!"

„Sie konnte die Folgen ihres Thuns nicht voraussehen. — Doch jetzt Nichts mehr von ihr! Laß mich Dir ins Auge blicken, Joseph! Fürwahr, Du bist ein Mann geworden, ein ganzer Mann, — und ein großer Herr, der sich der Gunst eines Mächtigen dieser Erde rühmen darf. Suche sie festzuhalten, mein Neffe, und verwende sie zum Heil Derer, die mit mir schuldlos leiden!"

„Sultan Selim ist ein sterblicher Mensch und ein Sklave seiner Leidenschaften. Aber Eines macht ihn zu unserem größten Wohlthäter, seine Hauptstadt, ja sein ganzes Reich, zum Paradies für die Bekenner des alten Bundes: Er duldet nicht nur die Kinder Israel, sondern er hat uns dieselben Freiheiten eingeräumt, welche andere Völker unter seinem Zepter

genießen. Ja, Muhme, wahr ist das Wort Samuel Usques: „Die große Türkei ist einem weiten Meer zu vergleichen, welches unser Herr mit dem Stabe seiner Barmherzigkeit öffnete, damit die Hochfluth unseres Mißgeschicks sich darin verliere und untergehe. Ungehindert darfst Du dort im Glauben und der Sitte Deines Volkes wandeln, Dein Inneres erneuen und von Dir streifen die Fesseln, mit welchen Du unter dem Joch fremder Völker umwunden bist!“

„Gesegnet sei Er, der die Worte schrieb, und Du, der Du mir sie wiederholtest!“ — Frau Gracia sprach es, während ein Hoffnungsschimmer ihre edlen Züge überflog. Und mit hoffender Seele lauschte sie dem Bericht, den ihr Neffe von dem Leben der Juden im osmanischen Reich erstattete. In Spanien und Portugal, in Frankreich, Italien und Deutschland verfolgt und bedrängt, fühlten sich Diejenigen, die glücklich genug gewesen seien, dem Verderben zu entrinnen, unter dem Schutz der Sultane über Erwarten geborgen. Schon zähle die Gemeinde zu Constantinopel allein fast dreißigtausend Seelen, welche in mehr als vierzig Synagogen ihren Gottesdienst übten. In endlosen, blutigen Kriegen und Eroberungszügen vergeude die türkische Nation ihre Kraft; da sei es nur natürlich, daß ein großer Theil des

Handels, der Handwerke und Künste von jüdischen Einwanderern gepflegt werde. Ja, die aus der iberischen Halbinsel entflohenen Marranen unterwiesen die Moslemin im Anfertigen von Rüstungen und Feuerwaffen für den kriegerischen Bedarf, während jüdische Gelehrte und Ärzte schon lange in höchstem Ansehen bei den Beherrschern der Gläubigen standen.

„So ist es Dir ergangen, wie den Besten unseres Volkes! Heil mir, daß ich diesen Tag erlebt habe, o mein Neffe, Heil mir, daß ich Dich als meinen Befreier aus den Händen der Herren zu Venedig preisen darf! — Doch Du hast mir noch nicht gesagt, was Dich herführte; ist es kein Geheimniß, so laß mich es jetzt vernehmen!"

Dem Wunsch der edlen Frau gehorsam, verkündete Joseph Nassy ihr den doppelten Zweck seiner Reise; er verschwieg auch nicht die zwingende Art, vermittelst welcher Simon ihn in den Ghetto gebracht und was er dort erlebt hatte. Er schilderte die nächtliche Fahrt, welche durch den Brand des Arsenals unterbrochen worden war, und endlich die Verfolgung und die Gerichtsverhandlung vor dem Tribunal der Zehn. Allein, wenn er anfangs fließend erzählt hatte, so war seine Rede nach und nach immer stockender geworden,

schwer hob sich seine Brust, schwerer rangen sich die Worte von seinen Lippen.

Forschend und bekümmert sah ihm die Muhme in das blasse Antlitz, sanft legte sie die Rechte auf seine dunklen Locken und sprach: „Ich danke Dir, Joseph! Du hast mich mit freudigem Stolz erfüllt, denn wie ein Mann dachtest und handeltest Du, als ringsum Alles sich feindlich gegen Dich und die Unsern erhob. Aber Du hast mir noch nicht Alles verkündet; sprich, erwarten uns neue Gefahren, — oder was birgt sich unter den Wolken, welche Deine Stirn umnachten?“

„Nichts, Muhme, — Nichts“, lautete die beklommene Antwort.

Aber Frau Gracia sah, wie ihr Neffe mit sich selbst kämpfte; und ob er sie auch bat, nicht in ihn zu dringen, ließ sie nicht ab, bis sich seinem bebenden Munde das Geständniß entrang: „O Muhme, ich verdiene Euer Lob nicht! Ich habe geschwankt und gezögert, ich habe mich von der süßesten Lockung rühren lassen —“

„Auch Du bist jung, Joseph, am Hofe Selims wirst Du ein üppiges Genußleben vor Augen gehabt haben. Wer ist stark genug, sich abzuwenden, wenn

ihm, dem lange vergeblich Schmachtenden, der volle Becher des Überflusses gereicht wird!“

„Nicht das Muhme, — nicht dort! In Venedig selbst —“

„In Venedig? — Nun, so laß mich hören, Joseph, vertrau Dich mir an! Vielleicht vermag das Wort einer Frau, die für sich selbst längst zu wünschen aufgehört hat, Deinem Gemüth den Frieden wieder zu geben, welcher Dich jetzt flieht!“

Der Angeredete schüttelte schmerzlich das Haupt und entgegnete: „Nicht zum Frieden ist das Menschengeschlecht geboren, Muhme, und wir Juden am wenigsten. Und doch sehnt sich mein Herz danach, wie die Lippe des Dürstenden nach einem erquickenden Trank. Allen Glanz, mit dem Selim mich ehrt, gäbe ich darum hin, aber —“

Mit einem Seufzer brach er ab und erhob sich ungestüm von seinem Sitz, um im Gemach auf und nieder zu schreiten.

Frau Gracia ließ ihn kurze Zeit gewähren; sein Wesen erschien ihr räthselhaft, aber es war nicht nur weibliche Neugier, welche sie der Lösung dieses Räthsels nachzuforschen veranlaßte. Sie wollte vielmehr das Übel zu ergründen, zu lindern und zu heilen suchen. Und liebevoll redete sie dem Erregten zu,

bis dieser sich ein Herz faßte und zu erzählen begann vom Tage seiner Ankunft in Venedig, bis zu den letzten Erlebnissen.

Aufmerksam hörte Frau Gracia zu, die überraschende Enthüllung mit keinem lauten Wort unterbrechend. O, sie begriff ihren Neffen wohl, als er endlich schloß: „Nun wißt Ihr Alles, Muhme! Seht, ich bin kein Knabe mehr, und doch ist die Liebe über mich gekommen, einem Wunder gleich, wie Laub und Blüthen über den Stab Arons! Ich sträubte mich dagegen und fühlte doch, daß ich sie mit meinem Herzblut nähre; ich kam mir selbst wie verwandelt vor und freute mich doch des Schmuckes, der mir plötzlich beschieden war. Und alles Sträubens, aller Zweifel ungeachtet, wurde mir namenloses Glück und Fülle der Seligkeit zutheil. Vom Lichte wundersam durchglüht, strebte ich der Sonne entgegen; die Knospe wollte sich entfalten, die Blüthe Frucht tragen! — Wehe, da traf der Gifthauch des Samums Blüthen und Früchte; sie welken, sie müssen verdorren, — bald werden sie im Staube liegen, zertreten von den Füßen Jener, die mich dem belebenden Strahl arglos entgegenführten!“

Von Schmerz durchwühlt, bedeckte Joseph sein Antlitz mit der Linken, den Arm auf den Rand eines

Tisches stützend. Tiefe Stille folgte seinen Worten, bis Frau Gracia theilnahmsvoll anhob: „Der Allmächtige ließ den Stecken Arons ausschlagen zum Zeichen für die Murrenden; so sollte Deine Liebe zu Leonore Quirini den Mächtigen Venedigs ein Zeichen sein, aber sie verstehen es nicht! Ihre Augen deckt die Wolke des finsteren Wahnes, ihre Herzen umschnürt der falsche Stolz. Wehe dem Allzukühnen, der heute schon die Schranken niederreißen möchte, die nach Jahrhunderten noch kaum in ihren Grundvesten erschüttert sein werden. Und dennoch will ich Dich nicht tadeln, nicht beklagen, Joseph! Nur aus der Tiefe des eigenen Schmerzes quillt unendliches Mitgefühl für die Noth Anderer, strömt die Kraft, mit dem Opfer seiner selbst den Brüdern Hülfe zu bringen. Nur in der Tiefe des Leides reift die Erkenntniß der ewigen Güter, die uns kein Feind und Neider rauben kann. Und wenn auch Du diesen hohen Preis zahlen mußtest, — murre nicht, mein Neffe! Denn für die Frucht, welche Du blutenden Herzens welken sahest, wird Dir eine andere, unvergänglichere beschieden!“

„So raubt Ihr mir alle Hoffnung, Muhme?“

„Ich beginge ein Unrecht, wenn ich sie nährte, Joseph!“

„Ihr mißtraut der Katholikin?“ — Ein flüchtiges Roth deckte die Wangen Josephs, als schäme er sich des Wortes, das er kaum ausgesprochen hatte und nun nicht mehr zurückrufen konnte.

Doch mit leisem Kopfschütteln antwortete Frau Gracia: „Dieser nicht, wenn sie ohne Rückhalt Dein Weib werden will. Aber sie steht nicht allein —“

„Wenn sie dennoch den Muth besäße, dem Willen der Ihren zum Trotz ihr Schicksal mit dem meinen zu verbinden?“

Frau Gracia sah den Neffen groß an und mahnend sprach sie: „Dürftest Du ein solches Opfer annehmen, Joseph? — Leicht überspringt der starke Mann die gähnende Kluft; ihm ist es vom Schicksal bestimmt, nicht an der Scholle zu haften, sondern sich selbst den neuen Boden zu suchen, auf welchem er Wurzel schlagen kann, sei es in der Einsamkeit des Hochgebirges, sei es im fruchtbaren Thalgrund. — Aber das Weib, das mit allen Fasern an der heimischen Erde hängt, gedeiht am besten in verwandter Sphäre. Verpflanze die duftige Lilie, — und sie wird welken; entführe die scheue Taube, — und sie wird sehnsüchtig den Blick rückwärts wenden und der Stunde harren, in welcher sie den Flug zu dem heimischen Horst nehmen kann. Wahrlich, Leonore

Quirini müßte ein Wesen von hoher Art sein, wenn sie dauernd und ohne Wanken zu erfüllen vermöchte, was Du mit Recht von ihr, als Deinem Weibe, fordern dürftest!"

„Sie gleicht Euch, Muhme; was könnt ihr mehr begehren!?"

„Wehe ihr, wenn sie erfahren müßte, was mir nicht erspart blieb, Joseph! — Aber prüfe auch Dich selbst wohl, denn unendlich würde Deine Reue sein, wenn Du nicht die Kraft besäßest, ihr diese That zeitlebens zu vergelten, wenn Dir jemals als lästiger Zwang erschiene, was anfangs Dein freudiger Wille war!"

„Das würde nie der Fall sein, niemals, — hört Ihr, Muhme!"

Die edle Frau lächelte unmerklich. Sie kannte das Leben besser, sie wußte, daß die Flamme leidenschaftlicher Liebesgluth mit den Jahren gedämpft wurde und erlöschen mußte, wenn sie nicht aus dem unerschöpflichen Born der Treue, des geistigen Verständnisses und gegenseitiger Nachsicht stets neue Nahrung zog. — Aber es gab noch andere, näherliegende Bedenken! Eine Tochter der Quirini, eine Venetianerin aus edelstem Geschlecht, war nicht leicht gegen den

Willen ihrer Angehörigen den Machtbereich Sanct Marcos zu entziehen.

Frau Gracia gab ihrer Meinung unverhohlen Ausdruck; sie eilte damit den Gedanken ihres Neffen voraus, der ihre Einwände schweigend anhörte, ohne sie widerlegen zu können. Wohl reizte ihn manches Wort zum Widerspruch; aber die Art und Weise, in welcher Frau Gracia sein Hoffen bekämpfte, war so mild, in aller Bestimmtheit so trostreich, daß ihre Nähe unendlich wohlthuend auf ihn einwirkte. Sein Schmerz zerfloß in linde Wehmuth, ein höherer Friede läuterte ihn und ihm war, als ob die Kraft, zu entsagen, in seiner Seele plötzlich tiefe Wurzeln schlage.

Nur ein Wort des Abschiedes hätte er an Leonore richten mögen, ein Wort, das zwischen ihnen Alles aufklären, aber auch für immer enden sollte. Der Weg in den Palast Quirini war ihm verschlossen, nur die Möglichkeit eines schriftlichen Verkehrs geblieben, — ein Nothbehelf und doch in diesem Fall ein Ausweg, den zu beschreiten er sich mächtig getrieben fühlte. Frau Gracia sagte nicht Ja und nicht Nein; geduldig harrte sie seines Entschlusses, dem die Ausführung doch nicht so schnell folgte, wie sie beabsichtigt war.

Längst war es draußen Nacht geworden; ein

Diener hatte Kerzen gebracht, bei deren Schein Joseph Nassy der Bewegung, die sein Inneres durchfluthete, Worte zu geben trachtete. Aber die Worte befriedigten ihn nicht; sie kamen ihm vor, wie ein mattes Spiegelbild seiner selbst, das ihm wohl ähnlich sehen mochte, und doch schon nicht mehr in allen Zügen mit ihm übereinstimmte.

Mißmuthig unterbrach er sich, um im nächsten Augenblick durch das Nahen einer tief verhüllten, weiblichen Gestalt überrascht zu werden. Eine schwarze Maske bedeckte das Antlitz, — geräuschlos war Jene eingetreten, — nun stand sie stumm und zitternd dem Eingang nahe.

Befremdet sah Nassy auf sie, — doch nur für einen Moment; denn ob er gleich ihre Züge nicht erblickte, fühlte er doch im tiefsten Innern, daß die Verhüllte Niemand anderes, als Leonore, sein könne. Und er trat auf sie zu, faßte die Wortlose an der Hand und geleitete sie zu Gracia, indem er sprach: „Wenn Du es bist, o Leonore, so enthülle Dich mir ohne Scheu! In den Schutz der edelsten aller Frauen gebe ich Dich; was Dich auch hertreibt, — ihr darfst Du es vertrauen, wenn Du mich selbst Deines Vertrauens nicht für würdig achtest!"

Noch zögerte die Vermummte, da hob Frau Gracia

milden Sinnes an: „Komm, meine Tochter! Wer Du auch seiest und zu welchem Gott Du beten magst, ich bin ein Weib, wie Du, eine Frau, die Schweres erlitten und doch sich selbst stets wiedergefunden hat. Sind Deine Augen voll Thränen, — meine Rechte soll Dir sie trocknen; ist Dein Herz voll Sorgen, — das meine soll an ihnen theilnehmen! Komm und neige Dein schwarzes Haar an meine ergrauende Schläfe; die Ruhe des Alters soll Dir Frieden geben, die Erfahrung einer Vielgeprüften Dich trösten und stärken!"

Da klang es gepreßt unter der Maske hervor: „Ja, ich bin es, Leonore Quirini, die heimlich hierhereilte, um Euch, Don João, zurückzugeben, was Ihr mir in froherer Stunde überreichtet!" Gleichzeitig zog sie aus dem Gewande, unter welchem sie es mit der Linken barg, das Reliquienkästchen hervor und stellte es zitternd auf den Tisch vor Joseph und Frau Gracia.

Die Stirn des Ersteren verdüsterte sich und dumpf stieß er die Worte aus: „Weshalb, Leonore?"

„Ich habe kein Recht mehr daran, seit Euch Venedig das Gastrecht schnöd verweigert!"

„Und weil Venedig mir ungastlich begegnet, muß Leonore Quirini die Gabe aus meiner Hand von sich weisen?"

Nassy schüttelte das Haupt, sein Auge ruhte in heißer Liebe auf Leonore; er meinte die Thränen zu sehen, die unter der Maske ihre Wimper netzten, und leidenschaftlicher fuhr er fort: „Nein, nicht darum, nicht darum bist Du gekommen, Leonore! Du fühltest die Gluth, die in meinem Herzen loht, Du littest mit mir unter der schmachvollen Anklage, welche der Rath der Zehn gegen mich und die Genossen meines Stammes erhob. Und wenn Dir heute vor mir graut, Leonore, so kannst Du doch die Erinnerung an die kaum verflossenen Stunden nicht tilgen, so denkst Du doch größer und freier, als die Tyrannen der Republik. Was sie fehlten, willst Du gutmachen; den Wunden, die Jene mir schlugen, möchte Deine Hand lindernden Balsam bringen. Nicht ohne einen letzten Gruß willst Du den Mann scheiden sehen, dem Dein Herz entgegenschlug, ehe Du wußtest, daß er dem Volk der Verfehmten und Verachteten entsprossen ist!“

Er hatte ihre Hand ergriffen; aber während sie unter seinen Worten tief erbebte, wandte sie sich und rief ihm fast tonlos zu: „Laßt mich fort von hier, Don João! Niemand weiß, daß ich Euch aufsuchte, — laßt mich, bevor die Meinen mich vermissen und meine Spur bis zu Euch entdecken!“

Doch Joseph ließ sie nicht; blitzenden Auges entgegnete er ihr: „Fürchtest Du für mich, Leonore? — Wenn Du bei mir weilen willst, wer könnte verwegen genug sein, Dich mir entreißen zu wollen? — O, laß sie nur ihre geheimnißvollen Schergen senden, die Herren vom Rathe der Zehn und der Inquisition; mit meinem Leben trotze ich ihnen, wenn Deine Liebe mir zur Seite steht! — Oder, — fuhr er fort, da Leonore keine Worte fand, — war Alles nur eine Täuschung, in der sich der Fremde, vom Zauber Deiner Blicke und Worte umweht, beseligt wiegte, war es nur ein Sieg, dessen die Tochter Venedigs sich rühmte, um sich in der nächsten Stunde stolz von dem Unterlegenen abzuwenden? — Sag es mir, Leonore, sag es ohne Scheu. Du hast mich hoch beglückt; und wie tief Du mich jetzt auch verwunden magst, — es soll die Erinnerung an jenes Glück nicht auslöschen!“

Da rang es sich über die Lippen der Tochter Vincentios: „O, João, warum mußte es so enden!“

Sie stützte ihr Haupt auf die Hand, um die hervorquellenden Thränen zu verbergen; ihre Maske löste sich, aber während Leonore sie mit der Linken abnahm, bedeckte Joseph ihre Rechte mit heißen Küssen.

Frau Gracia hatte inzwischen schweigend auf die

Beiden geblickt. Sie gönnte ihnen die schmerzliche Lust, die schnell genug ein Ende nehmen mußte, aber sie hielt es für ihre Pflicht, zu verhüten, daß der Trennungskampf, der ihr unausbleiblich schien, ein allzu schwerer werde.

Liebevoll trat sie zu den Beiden, mild und klug begann sie: „Seid ihr nicht Kinder, die um ein Unerreichbares mit dem Schicksal hadern? — In Glanz und Ehren wandelte mein Neffe in dieser Stunde am Hofe des Großherrn, wenn Selim ihn nicht mit bedeutsamer Botschaft nach Venedig gesandt hätte; in Unschuld und Frieden brächte Leonore ihre Tage hin, wenn Du nicht ihre Pfade gekreuzt hättest. Aber soll ein Zufall unser Geschick bestimmen, ist es nicht größer und edler, Joseph, einem Glück zu entsagen, welches dem Wesen, das Du liebst, nur Leid bringt?!“

„Nur Leid?!“ — Der Günstling Selims wiederholte die Worte und fuhr dann fort: „Vergieb mir, Leonore! Nicht Schmerz und Noth, sondern Glück und Seligkeit wollte ich Dir bereiten. Heiß mich einen Thoren, denn ich weiß, daß die Schale des Glückes von der Schale der Prüfungen zehnmal aufgewogen wird! Und dennoch fühlte ich meine Liebe so lauter und mächtig, meinen Willen und meine Kraft so stark, daß ich meinte, Dir mehr bieten zu

können, als tausend Andere, daß ich meinte, von Dir auch mehr fordern zu dürfen, als von den Anderen allen! Über die Satzungen, die von Menschen ersonnen sind, um Menschen zu trennen, wollte ich Dich und mich emporheben, einig in der Liebe, die unserem Volke so hehr und heilig gilt, wie den Christen! Nur einer Schwäche habe ich mich anzuklagen: daß ich nicht offen als Jude vor die Signorie Venedigs, in das Haus Quirini, getreten bin, daß ich auch dann noch schwieg, als ich mich von Dir, Leonore, geliebt wußte. Aber die Liebe zu Dir gebot mir Schweigen, wie die Liebe zu meinem Volke mir zu reden gebot, als der Rath der Zehn dem Sohn des Rabbi und dem alten Nathan grausam mit der Folter drohte. Kannst Du darum gering von mir denken, Leonore, kannst Du mich darum verdammen?“

Er blickte ihr ins Antlitz, als müsse er aus ihrem Munde den Spruch über Leben und Tod vernehmen. Sie aber sah keinen Bittenden vor sich, sondern den Helden, den sie bewunderte, den Verkünder einer Liebe, vor welcher die trennenden Schranken in Nichts zerfielen. Und von dem tiefen Gefühl, das ihre Brust beherrschte, überwältigt, sank sie in die Arme Josephs, ihr Haupt an seinem Herzen bergend, fest und unzertrennlich von ihm umschlungen.

Frau Gracia störte sie nicht, in ihren Augen schwamm eine Thräne der Rührung und des Mitleids. Wie gern hätte sie ein hohes Opfer gebracht, wenn sie dadurch im Stande gewesen wäre, jedes Hinderniß aus dem Wege zu räumen, das sich dem Bunde der Liebenden entgegenstellte. Und doch sah sie keine Möglichkeit eines dauernden Glückes für ihren Neffen und Leonore. Zu tief war die Kluft, zu verschiedenartig gestalteten sich die Pflichten, welche ihre Vergangenheit nicht minder wie die Gegenwart ihnen auferlegte.

Ein gedämpfter Jubellaut: „Leonore, meine Leonore!" unterbrach die Stille.

Aber wie ein hoffnungsloses Echo flüsterten die Lippen der Bebenden: „So laß mich sterben, Joseph! Denn all mein Glück habe ich in dieser Stunde genossen!"

Doch ungestümer zog Jener sie an sich und beschwörend sprach er: „Nicht sterben, Leonore! — Sieh, wenn Du mir folgen könntest über das blaue Meer, ich führte Dich an ein Gestade voll zauberischer Lieblichkeit, wo uns ein Heim bereitet werden sollte, so glänzend und schön, wie der Palast Deiner Väter. Dort harrten Deines leisen Winkes alle die Meinen, dort würdest Du der Stolz und die Freude der Besten,

die Wohlthäterin der Armen, die Trösterin der Bedrängten sein. Überreich sollte meine Liebe diejenige Deiner Brüder ersetzen, und an des strengen Vaters Statt brächte ich Dir, der Mutterlosen, das Herz einer Frau, welche Dir sein würde, was sie mir lange Jahre war: eine aufopfernde Mutter, eine weisheitsvolle Beratherin und Hüterin!"

Und er wandte sich an Frau Gracia, ihr mit bewegten Worten die Geliebte zuführend. Von Mitgefühl übermannt, schloß die Dulderin Jene an das Herz und liebevoll entgegnete sie: „Ja, Leonore, um meines Neffen und um Deiner selbst willen sollst Du mir gelten wie ein eigenes Kind, — meine Tochter, auf deren Haupt ich den Segen des Ewigen voll Inbrunst herabflehe!"

Gleich einem Ton aus längstverklungener Zeit, — warm und innig, gleich einem Gruß aus dem Munde der eigenen Mutter, berührte die Stimme Leonore. Ein beglücktes Lächeln trat an die Stelle des Schmerzes und in seligem Selbstvergessen flüsterte sie: „Meine Mutter, — meine theure Mutter!"

Voll neuerwachender Hoffnung sah es Joseph, hoffend sprach er: „Fasse Muth, Geliebte, — und ich ebne uns die Bahn durch die Reihen der erbittertsten

Gegner; vertraue mir, — und Du sollst den Tag des Sieges schauen!"

Seine Worte erfüllten das Herz Leonorens mit erhöhter Zuversicht und helleren Auges wiederholte sie: „Den Tag des Sieges! O, daß er zugleich ein Tag der Versöhnung sein dürfte!"

„Er wird es, sobald die Deinen es wollen, Leonore! Denn, bei dem Ewigen, ich ehre und achte sie als tapfere und edle Männer, und ich weiß mich von ihnen geachtet —"

Ein Geräusch an der Thür schnitt ihm das Wort im Munde ab. Unwillig blickte Joseph auf, doch sein Unwille wich einem ernsteren Gefühl, als er zwei Verlarvte eintreten sah. Kaum im Gemach befindlich, rissen sie ihre Masken ab und Jener erkannte Marcus und Giovan' Antonio Quirini.

Aber auch Leonore hatte sie erblickt und mit dem Ruf: „Weh uns, meine Brüder!" klammerte sie sich angstvoll an dem Geliebten fest. Joseph flüsterte ihr ein Wort der Ermuthigung zu; es wurde übertönt von dem grollenden Ruf Antonios: „Es ist so! Unsere Schwester trägt kein Bedenken, den Ruf unseres Hauses auf das schamloseste zu gefährden!"

Drohender noch schallte die Stimme des älteren Bruders: „Was zögern wir! Sterben soll der Ver-

führer Leonorens, — und wenn zehn Sultane ihn zu schützen gelobt hätten!"

Joseph Nassy erblaßte, aber nicht aus Furcht, sondern vor tiefer Empörung über die schmachvolle Anklage. Mit gezogenem Degen trat Marcus auf ihn zu, während Leonore sich mit einem Angstschrei dem Bruder zu Füßen warf und ihn beschwor, das Leben eines Schuldlosen zu schonen. Auch Frau Gracia eilte zwischen die erregten Männer, in der Absicht, das Nahen Leonorens zu erklären.

Doch der Günstling Selims rief den ergrimmten Brüdern zu: „Glaubt ihr die Ehre eurer Schwester durch mich bedroht, glaubt ihr, sie nur durch mein Blut wiederherstellen zu können, so stoßt zu. Ihr setzt dem Gewaltspruch eures Rathes die Krone auf; aber ihr trefft, gleich ihm, einen Mann, der gegen euch und Venedig keine Schuld auf sich geladen hat!"

„Ihr bethörtet unsere Schwester, Ihr habt sie heute hierher gelockt —"

„Ihr irrt! Nicht der Ruf der Liebe, — das Unrecht, das Venedig an mir und meinem Volke verübte, trieb die Hochherzige bis in meine Abgeschiedenheit! So wahr ihr selbst auf Ehre haltet, — befleckt nicht mit schimpflichem Verdacht die Ehre der Makellosen!"

Zögernd senkte Marcus den Degen; die ruhige Abwehr Nassys entwaffnete seine Hand, aber nur, um seinen Grimm desto entschiedener auf Leonore zu lenken. Finster sprach er zu ihr: „Unselige, bedenkst Du nicht, daß dieser Schritt Dich auf ewig von all den Deinen trennen muß? — Auf, verhülle Dein Antlitz und verlaß mit Giovan' Antonio diesen Raum; was ich mit Don Miquez noch zu verhandeln habe, bedarf nicht Deiner Gegenwart!"

Doch angesichts der feindseligen Haltung ihrer Brüder fand Leonore eine Festigkeit, wie nie zuvor, und uneingeschüchtert erwiderte sie: „Du forderst mehr, als Du zu fordern ein Recht hast! Denn wisse doch: Ich liebe Joseph Nassy, wie ich Don João liebte, den Du selbst in das Haus unseres Vaters führtest!"

„Nenne nicht den Namen des Greises, der sein graues Haupt kummervoll verhüllen würde, wenn er ahnte, wo seine einzige Tochter sich in dieser Stunde befindet!"

„Auch unser Vater warb und kämpfte um Diejenige, die wir Alle mit Liebe und Stolz unsere Mutter nannten. O Marcus, bei dem Andenken der Gesegneten, sei nicht strenger, als sie es sein würde, gedenk der Liebe, die Du sonst für mich hegtest —"

„Und die mir geraubt wurde von einem —"

Er vollendete den Satz nicht, ein natürliches Schamgefühl hielt ihn davon ab.

Da trat Joseph vor ihn hin und antwortete: „Gastfreundschaft und Ehren brachtet Ihr dem Gesandten Selims entgegen, so lange Ihr über seinen Glauben im Unklaren waret. Warum, wenn Ihr mir jene versagt, müßt Ihr mir auch diese vorenthalten? — Wähnt Ihr, daß der Mann, welcher Muth genug besaß, sich in ernster Stunde zu seinen bedrängten Genossen zu bekennen und mit dem Glanz seines Namens ihre Blöße zu bedecken, der Ehren verlustig gegangen sei? Sind Eure Gedanken so klein, wie die der großen Menge, die nur ihren Glauben für den seligmachenden hält und in blindem Fanatismus nach dem Holzstoß für jeden Andersgläubigen schreit? — Fürwahr, Marcus Quirini, dann steht hoch über Euch Eure Schwester, die jene Liebe, welche sie dem Fremdling entgegenbrachte, auch heute freimüthig bekennt, jene Liebe, die keiner Lockung bedurfte, denn ungesucht und unwiderstehlich ergriff sie Leonore und mich selbst!"

Der Kapitän murmelte eine unverständliche Verwünschung vor sich hin; an seiner Statt nahm Giovan' Antonio das Wort, sich zu Joseph wendend: „Ihr

habt als Marrane den Glauben Eurer Väter abgeschworen; warum seid Ihr zu ihm zurückgekehrt, wenn Ihr Diejenigen tadelt, die ihren Glauben als den allein seligmachenden preisen?"

Während Marcus Quirini mit dröhnenden Schritten ungeduldig im Gemach auf und nieder ging, wurde seinem Bruder aus dem Munde Josephs die Entgegnung: „Wollt ihr meine Antwort ganz verstehen, so laßt Euch zuvor sagen, wie ich Christ geworden bin. Und höre auch Du mich, Leonore; Du wirst mein Thun dann um so leichter begreifen!"

Und er begann zu erzählen von dem qualvollen Tode seines Ahnen und dem herzzerreißenden Jammer seiner Mutter. In tiefster Seele erbebend vernahm es Leonore, mit gerunzelter Stirn und gerötheter Wange Giovan' Antonio. Er wollte den Fluß der Rede unterbrechen und doch verbot es ihm sein Rechtsgefühl; wider Willen mußte er lauschen, als Nassy nun fortfuhr:

„Der Verzweiflung nahe, mit blutendem Herzen und zerrissenen Kleidern, kehrte meine Mutter endlich zu uns zurück, von keiner mitleidigen Hand geführt, denn Haß und Verfolgung trafen Diejenigen, welche den Anhängern unserer Religion Mitleid und Beistand gönnten. Da faßte sie, um nicht noch mehr

der Ihren hingeopfert zu sehen, unter bitteren Kämpfen den Entschluß, mit all ihren Kindern den alten Glauben abzuschwören und sich öffentlich zum katholischen zu bekennen!"

„Und der Entschluß wurde zur That?" fragte Giovan' Antonio.

„Er wurde es, aber auch dieser Schritt sollte uns nicht dauernd frommen. Wie ängstlich wir mit den übrigen Marranen den Vorschriften der katholischen Kirche nachzueifern strebten, — in den Augen der Inquisition und ihrer blutdürstigen Werkzeuge galten wir doch nur als Schein-Christen, die im Geheimen unverbesserlich an Sitte und Brauch der Väter hingen und im Herzen verstockte Juden geblieben waren!" —

„Vielleicht hatte die Inquisition Recht!" warf Giovan' Antonio ein.

Joseph antwortete nur: „Vielleicht!" — Dann sprach er weiter: „Das Glück war den Unternehmungen meines Vaters hold gewesen, mehr noch begünstigte es diejenigen meines Oheims Gabriel Nassy, der sich als Christ Don Francisco Mendes nannte und der Gatte dieser edlen Frau war."

Die Hand Josephs deutete auf Frau Gracia, welche nur stumm mit dem Haupte nickte; ihr Neffe

aber fuhr fort: „Kaiser und Könige zählten zu den Schuldnern unseres Hauses, — ein Grund mehr, uns vor den allzu willigen Schergen des Don Henrique zu hüten. Aber meine arme Mutter sollte die Erlösung aus peinvollstem Dasein nicht mehr erleben; sie schlummerte schon neben dem Staube meines Vaters und meines Oheims in portugiesischer Erde, während Frau Gracia endlich Gelegenheit fand, mit ihrer Schwester und mir aus dem Lande des frommen Wahnwitzes zu entfliehen. In Antwerpen suchten wir eine Zuflucht; ungezählte Summen hatten uns den Weg dorthin bahnen müssen, endlos waren auch dort die Prüfungen und nur durch unaufhörliche Opfer von Geld und Kleinodien vermochten wir das schwerste Geschick von uns abzuwenden. — Mehr als ein Jahrzehnt ist seither entflohen. Von Antwerpen begab sich meine Muhme nach Venedig, — was sie hier erlebte, muß Euch bekannt sein; ich selbst suchte und fand die Erfüllung meines Strebens und meiner Hoffnungen am Hofe Suleimans und Selims. Unter den Moslemin neidlose Gleichstellung und Freiheit für die Bekenner des alten Bundes, — unter den Christen aller Nationen grausame Verfolgungssucht; — begehrt Ihr noch eine Antwort auf Eure Frage, Signor Antonio, — begreifst Du jetzt, Leonore,

warum ich der aufgedrungenen Religion entsagte, ihr als Mann entsagen mußte?“

Giovan' Antonio schwieg, schmerzerfüllt sprach Leonore: „Sie bedeutete für Dich die Erinnerung an Schmach und Noth, — Du mußtest sie und ihre Verkündiger hassen. Und dennoch, — o Joseph, wenn ich Dich und meine Brüder unter dem Zeichen des Kreuzes einigen könnte!“

Sie sah voll Inbrunst zu ihm empor, aber gleichzeitig lenkte auch Frau Gracia den Blick forschend auf ihren Neffen. Und dieser, von innerer Erregung glühend, antwortete liebevoll, doch bestimmt: „Deine Brüder haben meine Worte vernommen; sie können von mir nicht fordern, was sie selbst an meiner Statt nicht erfüllen würden! — Doch soll auch zwischen uns, Leonore, das starre Gebot der Kirche sich drängen, soll die Form, in welcher jedes von uns die Gottheit verehrt, unsere Herzen trennen? — Glaubst Du, daß der Ewige ein Wohlgefallen daran haben könnte, wenn seine Geschöpfe, die er alle mit gleicher Liebe umfaßt, sich in thörichtem Wahn fliehen und bekämpfen, anstatt sich in Liebe und Eintracht zu Werken des Friedens und der Liebe zu vereinen? — Nein, Leonore, Du kannst es nicht glauben; so trog mich

nicht der Blick Deiner Augen, nicht das Lächeln Deines Mundes —“

Er sollte nicht enden. Von ihm unbemerkt waren Simon und Nathan, im Geleit zweier Fanti, in das Gemach getreten. Stolz hatten die Brüder Quirini Jenen den Rücken gekehrt; aber während der Alte mit Freudenthränen seine wiedergefundene Herrin begrüßte, lauschte der Sohn des Rabbi mit scharfem Ohr den Worten Nassys. Und bevor Einer der Anwesenden ihn hindern konnte, schlich er sich dicht zu Joseph hin und raunte ihm zu: „Spricht so Derjenige, den wir zum Fürsten in Israel erwählt und mit dem Schwerte des letzten Resch Glutha umgürtet haben?!“

Wie vom Zischen einer Schlange erschreckt, fuhr Nassy zusammen; das unerwartete Nahen des fanatischen Jünglings erinnerte ihn nur zu lebhaft an die Gegnerschaft, die ihm unter seinem eigenen Volk erwachsen mußte, wenn er den Bund für das Leben mit Leonore schloß. Er rief Simon ein zorniges: „Zurück, Vermessener!“ zu; aber dieser ließ sich dadurch nicht abweisen, sondern sprach nur um so lauter: „Die Herren zu Venedig senden uns dem Günstling Selims, in dessen Geleit wir mit Frau Gracia das Gebiet der Republik ohne Aufenthalt meiden sollen.

Auf, Joseph Nassy, laß die Anker lichten und beeile die Fahrt; denn es gilt, Juden und Muselmannen zur Rache an Venedig und all seinen Großen aufzurufen!“

Die Worte wurden von allen Anwesenden gehört und verstanden; aber nur Marcus Quirini empfand darüber eine gewisse Genugthuung. Bestürzt sah Leonore auf den Geliebten, bebend flüsterte sie: „Was will der Rasende, Joseph, was sucht er zum andern Mal in Deiner Nähe?“

Giovan' Antonio gebot dem Sohn des Rabbi strengen Mundes Schweigen, Marcus aber rief dem Bruder und der Schwester finster zu: „Ihr hörtet den Tollen! Er hat enthüllt, was geheim im Ghetto vereinbart worden ist. Bei Sanct Marco! Es wäre Verrath an Venedig, Verrath an uns selbst, wenn wir noch länger mit dem Gesandten Selims verhandelten. Folge mir, Giovan' Antonio, und Du, Leonore, folge mir!“

Er streckte die Hand nach der Schwester aus, die in schwerem Seelenkampf bald auf den Geliebten, bald auf die Brüder blickte. Schon hatte Marcus ihre Rechte ergriffen, Simon bestürmte das Ohr Josephs, während Nathan in der Nähe Frau Gracias

den Schutz suchen zu wollen schien, welchen Nassy ihm jetzt nicht gewähren konnte.

Da rief Dieser der Tochter Vincentios zu: „Glaub ihnen nicht, Leonore! Deine Brüder und der Sohn Eliesers sind alle Drei von Leidenschaft verblendet, — glaub ihnen nicht!“

Doch die Zitternde war von Marcus schon dem Bruder überliefert; er selbst zog zum andern Mal das Schwert und bedrohte Jeden, der ihnen zu folgen wagen sollte, mit dem Tode.

Vergebens war der Weheschrei Leonorens, vergebens das Ungestüm, mit welchem Joseph den eigenen Degen entblößte. Auf einen Ruf Giovan' Antonios drangen ins Gemach bewaffnete Diener desselben, die jeden Angriff auf ihre Gebieter abschlugen, bis die Brüder mit der ohnmächtigen Schwester das Kaufhaus verlassen hatten und auch jene sich zurückziehen konnten.

In wilder Aufregung wollte Joseph ihnen nacheilen und seine eigenen Diener zum Kampf gegen die Eindringlinge aufrufen; aber ihn hielt davon zurück der bittende Zuspruch Frau Gracias, die sich tröstend und beschwörend an ihn klammerte und nicht abließ, bis sie den Fassungslosen zur Ruhe gezwungen hatte.

Von Schmerz zerrissen, warf er sich auf einen Stuhl nieder, in dumpfem Brüten vor sich hinstarrend. Wundersam hatte sich ihm in Zweifeln und Bedrängniß die Blume der Liebe erschlossen, ach, nur um im nächsten Augenblick schonungslos in den Staub getreten zu werden. Und doch, nicht um sich selbst wollte er klagen, wenn er nur von dem Haupt Leonorens die Noth hätte wenden können, die sie um ihrer Liebe willen in Zukunft erdulden mußte!

Lange saß er so, bis Simon sich ihm näherte und zu ihm sprach: „Die Stunde der Abfahrt ist nahe; was zögert der neuerwählte Fürst der Juden noch?“

Aus seinem Sinnen fuhr Joseph empor und flammenden Auges rief er dem unwillkommenen Mahner zu: „Von hinnen, Rasender, Du bist mir so verhaßt, wie die Brüder Leonorens! Von hinnen, denn Dein tolles Wort raubte mir all mein Glück in der Stunde, da mir der Sieg nahe war!“

Doch Simon ging nicht, sondern erwiderte finster und voll Hohn: „Wohl Dir und Israel, daß mein Nahen Dich vor dem Verrath an unserem Volk, vor bitterster Enttäuschung bewahrte. Denn niemals wäre die Tochter Vincentios die Deine geworden, niemals hättest Du sie dem Stolz der Christen ab-

gerungen. Und selbst wenn Dir das Unmögliche durch die Macht Selims gelungen wäre, — kannst Du wähnen, daß Du fähig wärest, Deinen hohen Pflichten nachzukommen, wenn Dir zur Seite eine Tochter Venedigs, eine gläubige Katholikin wandelte?"

„Um die Erfüllung meiner Pflichten sorge nicht Du, der Du im blinden Eifer den Brand in die Welt werfen möchtest, ohne zu bedenken, daß er Dich und uns Alle zuerst verzehren würde!"

„Im Feuer müssen unsere Ketten geschmolzen werden, unser Volk sich erneuen und von seinen Schlacken reinigen. Mag die Gluth uns selbst in Asche verwandeln, wenn nur die Früchte unseres Kampfes den kommenden Geschlechtern reifen, wenn nur die Feinde unter unserem Grimm zittern und schwinden, wie die Philister unter dem Schwert Davids!"

Ein bitteres Lachen erschallte aus dem Munde Josephs, bitter entgegnete er: „Deine Lippe fließt von heldenhaften Worten über, doch vor dem Schwerte Marcus Quirinis verkroch sich Dein Muth!"

„Denk nur wenige Tage zurück, — und Du wirst mich keiner Feigheit beschuldigen dürfen. Auch eben zuckte es mir in den Fäusten; doch ich bedachte, für was ich den gewissen Tod heraufbeschwor, und um des größeren Zieles willen ließ ich das geringere fahren!"

Ohne dem Sohn des Rabbi eine Antwort zu geben, war Joseph an den Tisch getreten, auf welchem die beiden Schreiben der Signorie lagen. Er öffnete das eine; es enthielt unter strenger Wahrung der hergebrachten Formen die ablehnende Antwort der Republik auf einen Vorschlag des Sultans, welcher einen Tausch zwischen einigen Gebietstheilen des osmanischen Reiches und Venedigs wünschte.

Mit einem verächtlichen Achselzucken faltete Nassy das Dokument wieder zusammen, vor sich hinmurmelnd: „Um so besser für uns! Selim wird sich zu holen wissen, was ihm das Krämervolk verweigert!“ Dann machte er sich daran, den Inhalt des zweiten Briefes zu prüfen.

Das Resultat mußte kein erfreuliches sein, denn die Wange des Lesenden glühte roth und röther, seine Rechte ballte sich, während die Linke, mit der er das Papier hielt, zu zittern begann.

Besorgt näherte sich Frau Gracia dem Neffen, theilnahmsvoll fragte sie ihn nach dem Grund seiner neuen Aufregung. Es dauerte eine Zeitlang, bis sich seiner schwerathmenden Brust die Worte entrangen: „Jetzt nicht, Muhme, jetzt nicht! Später sollt Ihr Alles erfahren!“

Aber dem Sohn Eliesers wandte sich Joseph jetzt

zu, bot ihm die Rechte und sprach: „Du hast Recht, Simon! Ins Feuer die Ketten, — ins Feuer die Philister! Folge mir nach Constantinopel, — folgt mir Alle. Dort, — dort wollen wir einen Brand schüren, gegen welchen der Brand des Arsenals ein Freudenfeuer gewesen sein soll!"

Wohl hätte Frau Gracia, von der plötzlichen Umwandlung ihres Neffen so überrascht, wie die Anderen, noch Manches fragen mögen, doch Joseph stand ihr jetzt keine Rede. Sein Blut wallte fieberhaft, sein Auge sprühte düstere Gluth, — „nach Constantinopel" war sein Verlangen, sein Gebot, und bevor der Morgen graute, fuhr er an Bord des türkischen Fahrzeuges, das ihn vor Wochen gen Venedig getragen hatte, der fernen Hauptstadt des Morgenlandes entgegen.

Fünftes Kapitel.

Im Serai zu Constantinopel hielt Selim der Zweite feierlichen Divan. Um den Beherrscher der Gläubigen scharten sich seine weltlichen und geistlichen Würdenträger, die nicht allein in ihrer äußeren Erscheinung den entarteten Sohn Suleimans des Großen fast ausnahmslos an männlicher Würde übertrafen.

Unter Allen ragte die Gestalt des Großwesirs und Eroberers von Szigeth, Mohammed Sokolly, hervor. Dem um das türkische Reich und sein Herrschergeschlecht hochverdienten Mann hatte Selim als Zeichen besonderer Dankbarkeit eine seiner Töchter zum Weibe gegeben, und nicht mit Unrecht galt Mohammed Sokolly für eine der festesten Stützen des Padischahs.

Dem Genannten zur Seite stand Ebusuud El-Amadi, der Mufti = Gesetzgeber, der in aufsteigender Laufbahn, gleich dem Großwesir, die höchste geistliche Würde eines Scheikh-ül-Islam erworben hatte. Mit Sokolly theilte er sich in entscheidendem Einfluß auf

die Entschließungen Selims und war neben dem Großwesir der bedeutendste Mann unter den Würdenträgern der hohen Pforte.

An kriegerischer Tüchtigkeit und einem Ansehen, welches jene im Wesentlichen bedingte, standen dem Großwesir der Capudan-Pascha Piale und der Serasker Lala Mustafa nahe, der Erstere ein kroatischer Renegat und wie Sokolly Schwiegersohn des Sultans, der Letztere einer der verschlagensten und ob seiner Grausamkeit und Ränkesucht gefürchtetsten Wesire Selims.

Die vier Genannten bildeten nur einen kleinen Bruchtheil der ergebenen und mächtigen Werkzeuge des Großherrn, welche unter dessen Vorgänger das osmanische Reich auf den Gipfel seiner Macht und Größe gehoben hatten; aber in ihnen verkörperten sich die harmonierenden oder abweichenden Ansichten, welche die Entschließungen des Padischahs bestimmten, wenn Joseph Nassy nicht zugegen war.

Über keinen Anderen ging das Gespräch schon geraume Zeit mit einer gewissen Erregung hin und her. Er selbst war noch nicht von Venedig zurückgekehrt, dagegen ein Schreiben des Dogen eingetroffen, welches den Günstling Selims bei diesem auf das schmählichste zu verdächtigen und bloßzu-

stellen trachtete. Befremdet hatte der Sultan von dem Inhalt des Briefes Kenntniß genommen; seine eigene Meinung in der Brust verschließend, war es ihm darum zu thun, die Gedanken seiner Großwürdenträger zu vernehmen. Aber mit Ausnahme Mohammed Sokollys hatte jeder der Letzteren sein Urtheil mit soviel Zurückhaltung abgegeben, daß Selim danach beliebig zu Gunsten oder Ungunsten Nassys entscheiden konnte.

Noch war die Berathung zu keinem Ende gelangt, als ein Bote erschien, welcher das Nahen des Mutafarrica und Tschausch Joseph Nassy verkündete.

Gespannt richteten sich die Blicke Aller auf den Eingang. Sie hatten aus dem Schreiben der Signorie schließen können, daß der Gesandte bald nachfolgen werde; mit um so größerem Interesse sahen sie seiner Vertheidigung auf die Angriffe der Republik entgegen.

Die Arme auf der Brust gekreuzt, tiefgebeugten Oberkörpers, näherte sich Nassy dem Sitz des Sultans; mit gewählten Worten begrüßte er den Sohn Suleimans und pries sich selbst glücklich, wieder in der Sonne des kaiserlichen Angesichtes wandeln zu dürfen.

Ohne eine Miene zu verziehen, hörten die An=

wesenden zu; doch als der Heimkehrende geendet hatte und Selim ihm die Rechte zum Handkuß bot, da flog ein Schatten über das Antlitz des Großwesirs. Ihm, dem im Lager und in der Feldschlacht ergrauten Helden, dünkte es unbegreiflich und unwürdig, daß ein Anderer, dem solche Verdienste mangelten, mit leichter Mühe eines Vertrauens theilhaft geworden war, das nur Wenigen vergönnt sein konnte. Er hatte im Geheimen gehofft, daß die Ereignisse zu Venedig der wachsenden Macht des hebräischen Günstlings Einhalt gebieten würden. Der Huldbeweis des Sultans schien das Gegentheil anzuzeigen; doch gab Mohammed Sokolly die Hoffnung nicht auf, als Jener begann:

„Wenige Stunden vor Deiner Ankunft, Joseph Nassy, empfingen wir ein Schreiben der hochmüthigen Republik, das schwere Anklagen gegen einen Mann enthält, der eine beneidenswerthe Zuflucht gefunden hat am Quell der süßen Wasser. Dem gelähmten Falken stärkte die Gnade der Söhne Osmans die Schwingen, dem getrübten Opal verlieh die Sonne unserer Huld neuen Glanz! Nun aber hören wir, daß der Falke sich vermessen will, es in kühnem Fluge dem Halbmond gleich zu thun, daß der Opal wähnt, an Feuer mit der Sonne wetteifern zu können. Wir

haben unsere Wesire und Ulemas, unsere Agas und Defterdare befragt; sie alle zögern mit der Antwort! So gieb Du sie und bezeug aufs Neue, daß Deine Klugheit ist wie Deine Treue, hell und glänzend wie die Edelsteine am Schwertgriff des Propheten, — Heil seinem Namen!“

Der Schluß entsprach nicht den Wünschen Sokollys; doch auch der Neffe Gracias verstand den tieferen Sinn der Worte und war sich wohlbewußt, wieviel in diesem Fall von seiner Entgegnung abhänge. Feindselig, ohne Schonung, war Venedig wider ihn aufgetreten, aber es hatte als ehrlicher Feind den Gegner zuvor benachrichtigt und ihm mitgetheilt, über was es sich bei Selim beschweren wollte. So große Eile Nassy der Mannschaft seiner Galeere auch geboten hatte, — die Sendung aus Venedig war dennoch um einen Tag früher in Constantinopel angelangt, als der heimkehrende Gesandte. Das Gift der Verleumdung war ausgestreut; hatte es seine Schuldigkeit schon gethan, bevor Nassy den Fuß auf türkischen Boden hatte setzen können? —

Ein forschender Blick ließ ihn im Unklaren; doch ihn hob das brennende Gefühl schuldlos erlittenen Unrechts über jedes Bedenken, furchtlos zog er jenes Schreiben der Signorie aus seinem Gewande, ent-

faltete es und zeigte es dem Sultan mit den Worten: „Längst kenne ich die Klage, welche die Tyrannen der Republik gegen mich erheben; sie heißt Treubruch und Hochverrath gegen den Nachfolger des Propheten und das osmanische Reich!“

„So ist es!“ bestätigte nicht ohne Staunen der Sohn Suleimans. Verwundert sahen auch die Übrigen auf Nassy, der ohne Zagen fortfuhr: „Weil ich mich meines armen und unterdrückten Volkes annahm in einer Stunde, als die Bestürzung und Verblendung der Venetianer die Juden einer verwerflichen That beschuldigte, — weil ich für eine Frau meines Stammes die Gerechtigkeit forderte, welche ihr der Rath der Zehn versagte, — weil ich den Hebräern im Ghetto Venedigs das Reich des großen Selim als ein Meer der Gerechtigkeit und Erfüllung ihrer Hoffnungen pries, brütete die Signorie Vergeltung an mir, dem Allzukühnen! Gern hätte sie mich tödten lassen, wenn nicht die Furcht vor der Hand meines erhabenen Gebieters sie davon abgehalten hätte. Aber was Venedig innerhalb seiner eigenen Mauern nicht vollbringen konnte, hofft es durch List in Stambul zu erreichen. Verderben möchte es mich, den Zeugen seiner Ohnmacht, den Vermessenen, welcher dem geheimnißvolleu Tribunal die gleißnerische Larve

abriß und als unerschrockener Ankläger wider dasselbe auftrat. Verleumdung ist das Wort, tückische Hinterlist die Waffe Venedigs! Wohl mir, daß ich beide verschmähen kann! — Und so sage ich Allen, die mich hören wollen: Nicht mit dem Halbmond will sich der Falke im Fluge messen, der Opal nicht mit der Sonne an Feuer wetteifern; denn was wäre er, wenn ihm und seinen Brüdern die Huld Selims nicht mehr leuchtete! Voll Eifer erstrebe ich ein hohes Ziel, wie Mancher vor mir; aber ich erstrebe es unter dem Schild und Schwert Selims, dessen Pfaden der Ewig-Eine Glück und Segen spenden möge!"

Befriedigt nickte der Sultan. Den Weihrauch der Schmeichelei, welchen die Worte Nassys enthielten, war er gewohnt; mehr als jener nöthigte ihm der Freimuth seines Gesandten Wohlgefallen und Achtung ab.

Doch nun begann Mohammed Sokolly: „Die Signorie Venedigs erbietet sich, den Beweis zu bringen, daß der Mutafarrica und Tschausch Joseph Nassy mit dem Gedanken umgehe, ein neues Reich der Juden zu gründen. In der Synagoge zu Venedig sei Joseph Nassy zum Fürsten Israels erwählt worden, derselbe Nassy, welcher gleichzeitig die Tochter eines venetianischen Edlen durch Liebesschwüre zu bethören suchte, derselbe, welcher durch sein unüberlegtes Ein-

treten für die venetianischen Hebräer unserem erhabenen Gebieter einen schlechten Dienst geleistet und den Auftrag, mit welchem er nach Venetien gesandt wurde, nicht erfüllt, das Vertrauen, das wir in ihn setzten, nicht gerechtfertigt hat!"

Der Stolz Nassys bäumte sich unter den Streichen, welche ihm der Großwesir versetzte; die unvernarbte Wunde in seiner Brust war erbarmungslos aufgewühlt worden und er hätte schreien mögen in seinem Schmerz, er hätte Mohammed Sokolly einen Lügner oder Betrogenen schelten dürfen. Aber die Gegenwart des Sultans legte dem Neffen Gracias ein drückendes Schweigen auf; er mußte Zähne und Lippen zusammenbeißen, um bei der gehässigen Anklage stumm zu bleiben, und nur seine Blicke verriethen, was in ihm vorging.

Ruhig, ohne sichtliche Erregung, hatte der Großwesir gesprochen; er meinte, daß der von Venedig erbotene Beweis die Stellung Nassys erschüttern, daß der Unwille Selims über die Ablehnung seiner Vorschläge sich gegen den Günstling kehren werde. Mit einer gewissen Ungeduld blickte er auf den Mufti, mit dem er sich sonst in fast allen entscheidenden Fragen in Übereinstimmung wußte. Aber Ebusuud mußte den Augenblick zum Reden noch nicht

für gekommen erachten; in sich gekehrt, verharrte er in Schweigen gleich Lala Mustafa und Piale-Pascha.

An ihrer Statt hob der Padischah mit einer ungestümen Bewegung an: „Unser Großwesir wiederholt nur, was wir schon wissen. Uns aber dünken die Worte unseres Dieners wahrer, als diejenigen unserer Feinde! Nicht der Mutafarrica soll büßen für den Trotz der hochmüthigen Republik; das hieße dem Übermuth des geflügelten Löwen zu neuen Weigerungen Lust machen. Beim Barte des Propheten, wir wollen jenem die Flügel brechen und die scharfen Pranken stutzen; büßen sollen die frechen Giaurs, die in ihrem Sumpfe wagen, dem Herrn des Morgen- und Abendlandes Hohn zu bieten!“

Mit Genugthuung vernahm Joseph Nassy die Worte Selims. Bei solcher Gesinnung desselben war der Brief Venedigs nicht mehr als ein Hieb in die leere Luft, ein Hieb, welcher dem Arm, der ihn geführt hatte, am gefährlichsten zu werden drohte. Unter diesen Umständen schien es klüger, den nur allzu berechtigten persönlichen Haß schweigen zu lassen, denn schon stieg die Wetterwolke empor, welche den rächenden Blitz in ihrem unheilschwangeren Schoße barg.

Aber während Nassy sich dem Sultan mit Dankes-

worten zu Füßen warf, riefen Piale und Mustafa wie aus einem Munde: „Ja, büßen sollen die Corsaren zu Venedig, die sich vom Raub der Inseln und dem Gut der Gläubigen nähren! Gieb uns Soldaten und Schiffe, o Herr, und wir wollen den Strahl Deiner Rache tragen, wohin Du gebietest!“

Beifällige Rufe aus dem Kreis der übrigen Würdenträger bewiesen, daß die kriegerische Strömung rasch die Oberhand gewann. Nur Sokolly schüttelte das Haupt, aber er schwieg. Wenn sein Rath sonst im Divan den Ausschlag gegeben, wenn sich Selim der größeren Erfahrung und politischen Einsicht seines Großwesirs bis heute willig gefügt hatte, so mußte es wohl ein besonders leidenschaftlicher Drang sein, welcher den bisher so Friedfertigen auf einmal erfaßte. Der bosnische Renegat war ein zu tiefer Menschenkenner, er hatte den jähen Wechsel in der Gunst der Herrschenden viel zu genau beobachtet, als daß er seine eigene Stellung durch eine unzeitige Äußerung auf das Spiel hätte setzen mögen. Nicht ruhige Erwägung, sondern die Lust an neuen Eroberungen schien für den Augenblick den Sultan und die Zahl seiner Berather ganz zu erfüllen; eine ruhigere Auffassung mußte abgewartet werden, eine Stunde, in welcher der Vortheil und das Wagnis eines Krieges

mit Venedig ohne Voreingenommenheit abgemessen werden konnte.

So dachte Mohammed Sokolly; doch anders gestaltete es sich in den Köpfen der Anderen. Der Sultan wandte sich plötzlich zu Ebusuud mit den Worten: „Kräftig und überzeugend strömt der Born der Weisheit sonst aus Deinem Munde; warum schweigst Du heute, Du Stab Derer, die in der Wüste des Irrthums schweifen, Du Leuchte Jener, die im Dunkel wandeln!?"

Da erhob der Mufti das graue Haupt und entgegnete: „Die Ungläubigen haben Dich in Deinem Gesandten beleidigt. Bei dem auf- und untergehenden Gestirn! Wenn Dein Vater Suleiman, — dessen Andenken der Ewige segnen möge! — noch lebte, er würde keinen Tag zögern, sondern Meer und Land mit den Scharen der Seinen füllen und dem Halbmond unterthan machen, was sich ihm zu widersetzen wagt!"

„So räthst Du uns zum Kriege gegen Venetien?" — Selim fragte es und lauschte gespannt, wie die Übrigen, auf Antwort.

Und Ebusuud erwiderte: „Wie ein Löwe kämpfte Suleiman, bis ihm der Engel des Todes das Schwert aus der erstarrenden Faust wand. Gold und Edel-

steine brachten seine siegreichen Heere von Mittag und Mitternacht; aber Suleiman schichtete seine Beute nicht zu Hauf, sondern ließ seine Baumeister rufen und Wasserleitungen und Bollwerke, Spitäler und Moscheen zu Ehren des Hundert-Namigen errichten. So sollst auch Du thun, Nachfolger des Propheten, — gepriesen sei sein heiliger Wandel! — Du selbst hast in Adrianopel den Grundstein zu jenem Bau legen lassen, welcher den spätesten Geschlechtern Kunde Deines Herrscherwillens geben soll. Doch nicht aus den Spenden der Gläubigen, nein, aus den Schätzen, welche Dein Schwert den Ungläubigen entreißt, will der Ewige sein Haus errichtet haben. Darum rüste Dich und die Scharen der Unseren, so lang Deinen Tagen die Sonne noch hell leuchtet!"

Wohlgefällig vernahm es Selim, kriegerischer blitzten die Augen Piales, Mustafas und aller Paschas und Begs, die zugegen waren. Der Sultan aber wandte sich an Joseph Nassy und forderte ihn auf, über seine Erlebnisse in Venedig einen zusammenhängenden Bericht abzulegen.

Gehorsam befolgte der Neffe Gracias den Befehl, um so lieber, da er die Beschuldigungen des Großwesirs auf solche Weise gefaßter und würdevoller widerlegen konnte. Aber als er endlich den Brand

und die Zerstörung des Arsenals schilderte, da hing jeder Blick an seinem Munde. Zwar hatte sich die Nachricht des verhängnißvollen Ereignisses schon bis nach Constantinopel verbreitet; doch nun erst erkannte Selim mit seinen Würdenträgern die ungeheure Bedeutung desselben.

Wilde Freude sprach sich in den Mienen Ebusuuds, Piales und Mustafas aus, während sich der Sultan schadenfroh die Hände rieb und zu seinem Großwesir sprach: „Nun, Mohammed Sokolly, wirst Du doch wohl anderen Sinnes werden. Seiner Krallen hat der Allgerechte unsere Feinde beraubt; dafür sei Allah gepriesen! Wir aber wären Thoren, wenn wir dem Wink nicht folgten, den er uns gegeben hat. Laß die Befehle ausfertigen, Schiffe und Truppen sich rüsten. Ehe ein Monat vergeht, sollen meine Serasker dem Marcuslöwen jeglichen Raub abgejagt und ihn selbst aus seinen entlegensten Schlupfwinkeln vertrieben haben!“

Dann wandte sich der Padischah wieder an Nassy und hieß ihn in seinem Bericht fortfahren. Und als Jener geendet hatte, forderte ihn sein Gebieter auf, ihm den Punkt zu nennen, wo das Gebiet Venedigs einem Angriff am empfindlichsten bloßgestellt sei.

Mit steigender Erregung hatte Joseph gesprochen;

leichter, als er hoffen durfte, waren die Ränke Venedigs parirt und unaufgefordert bot der Sultan seinem Günstling den Arm zur Rache. Seine Seele lechzte danach, — doch die Rache war nicht allzu leicht ausführbar! Achtunggebietend durchfuhren die Kriegsfahrzeuge der Republik die Meere und überall, auf den Inseln und an den Küsten, wo die türkische Macht sich auszubreiten trachtete, begegnete sie dem Banner Sanct Marcus' und des heiligen Theodor. In häufigen und erbitterten Kämpfen hatten sich die Gegner gemessen und ihre gegenseitige Stärke kennen und fürchten gelernt. Dem Bailo Venedigs wurden in Constantinopel selbst fürstliche Ehren erwiesen; und wenn er im Namen der Republik auch für einzelne ihrer Gebiete die Oberhoheit der Pforte anerkannte, so bestand er um so energischer auf den Rechten, welche Venedig mit bewaffneter Hand errungen hatte.

Joseph wußte, daß Marc' Antonio Barbaro ein scharfer Beobachter war. Bevor Selims Flotte gerüstet sein konnte, hatte Venedig unzweifelhaft Nachricht über die Absichten der Pforte; und wie schwer der Brand des Arsenals die Wehrkraft der Republik auch geschädigt haben mochte, — sie war trotzdem ein gefährlicher Gegner, um so gefährlicher, wenn es ihr gelang, die gesammte Christenheit gegen den Halb-

mond ins Feld zu rufen. Aber wenn das der Fall war, wenn der türkische Schlag fehlging? —

So schmerzhaft im Herzen Nassys auch der Grimm über seine schmachvolle Behandlung durch den Rath der Zehn brannte, so eifrig der Sohn des Rabbi auch den Haß und die Rachelust zu schüren getrachtet hatte, — der Neffe Gracias mußte auch Jener gedenken, die auf ihn ihre Hoffnung setzten. Nicht so leicht, wie Simon, vermochte sich Joseph über das Wohl und Wehe Tausender auch nur in Gedanken wegzusetzen. Die Vorgänge im Ghetto hatten sich ihm zu tief eingeprägt, das Versprechen, das er dort gegeben, dünkte ihm heilig und unverbrüchlich. Und wehe den Juden Venedigs, wenn die Pforte einen Krieg eröffnete, dessen Entstehen die Signorie ohne Frage der Rachsucht Nassys zuschreiben würde!

Noch sann er, wie er seinen Rath mit seinen Verpflichtungen in Einklang bringen könne, als der Sultan sich mit einiger Ungeduld an Ebusuud, Piale und Mustafa wandte, seine Frage wiederholend.

Von den Dreien war der Serasker am schnellsten besonnen. Er kannte die Gier Selims nach den süßen Weinen Cyperns, und ohne lange zu überlegen, rief er aus: „Cypern sei unser Ziel, Cypern, das reiche und blühende! Venetianisches Gold und

feurige Weine finden wir dort vereint. Sie sind bisher nach Venedig geflossen, — wir wollen ihnen einen anderen Weg vorzeichnen, ihnen sammt den Töchtern und Söhnen Cyperns!"

Kaum hatte er geendet, als der Capudan-Pascha einfiel: „In Cypern treffen wir den Quell, aus welchem der Reichthum der Republik am stärksten strömt; Cypern erobern, heißt den Venetianern den Arm abhauen, mit welchem sie das östliche Mittelmeer und den Handel nach Asien beherrschen. Die prangende Insel werde unser, zur Strafe Venedigs, zur Ehre Selims, dessen Pfade der Ewige mit Sieg verherrlichen möge!"

„Sie werde unser!" hob nun auch der Scheikh-ül-Islam an. „Höre mich, erhabener Padischah, höre auch Du mich, Mohammed Großwesir! Es gab eine Zeït, zu welcher die Schätze Cyperns von den Sultanen Ägyptens den heiligen Stätten Mekka und Medina zugewendet wurden. Schmach über uns, daß es nicht also geblieben! Jetzt klagen die Pilger, die über die Fluth gen Arabien ziehen, jedem Gläubigen die Bedrängniß, welche ihnen die Corsaren bereiten, denen Cypern Schutz gewährt. Du aber sollst es aufs Neue den Ungläubigen entreißen und dem Herrscher am Gerichtstage opfern. Mekka, Medina

und Adrianopel harren mit gleichem Recht der Gaben, welche Deine unerschöpfliche Hand ihnen zuweisen soll. Laut fordert es Deine Ehre, lauter noch die Stimme Deines Volkes. So erfülle das Gebot des Korans, welches geschrieben steht in der vierten Sure: „Fechtet für die wahre Religion und wider die Anhänger Eblis!" — Dann wirst Du siegreich, wie der Prophet, — Heil seinem Andenken! — über die Häupter unserer Feinde hinwegschreiten!"

Die sonst so matten Augen Selims glänzten bei dem Gedanken an einen beutereichen Eroberungszug seiner Paschas; er nickte beistimmend und fragte Mohammed Sokolly, was dieser von dem Plan halte.

Schon der Gesichtsausdruck des Großwesirs hatte Widerspruch erwarten lassen und es wunderte Niemand, als er nun begann: „Pünktlich leistet uns die Republik den vereinbarten Tribut und huldigt für die Herrschaft auf Cypern der hohen Pforte als ihrer Lehensherrin. Wer zum Kriege räth, der erwäge wohl, ob die Frucht desselben jener Summe gleichkommt, die wir mühelos und unblutig ernten. Fürwahr, es läge uns näher, den aus Spanien vertriebenen Mauren, unseren Glaubensgenossen, Hülfe zu senden, und besser entspräche solches Thun den Gesetzen des heiligen Buches, als einen Vertrag

brechen, den Suleiman der Große selbst besiegelt hat. Darum zürne nicht Deinem Knecht, Beherrscher der Gläubigen, wenn er wagt, anderen Sinnes zu sein, als Du selbst und die Mehrzahl Deiner Räthe. Doch was sich erfüllen soll, ist von Anbeginn im Buch des Schicksals vorgezeichnet; nicht Menschenwort noch Wille wird es ändern!"

Der Einwand des hochstehenden Mannes schien dem Sultan nicht ganz gleichgültig, der Name seines großen Vaters war wohl dazu angethan, ihn nachdenklich und den Mahnungen Sokollys geneigter zu machen. Aber er entsann sich zur rechten Zeit, daß Joseph Nassy seine Meinung noch nicht geäußert habe, und gnädig forderte er den Letzteren auf, derselben endlich Worte zu leihen.

Da begann der Neffe Gracias: „Ich hörte einen weisen und tapferen Berather des Thrones sein Urtheil fällen und müßte mich selbst tadeln, wenn ich aus thörichter Überhebung wagen wollte, anderen Sinnes zu sein, als Mohammed Sokolly! Und dennoch muß ich ihm widersprechen, denn Eines vergaß der Großwesir, das ist die Herrsch- und Ränkesucht Venedigs! Die Signorie hat gewagt, dem Antrag unseres erhabenen Gebieters ein stolzes Nein ent-

gegenzuhalten, so eifrig ich selbst die Senatoren ermahnte, die Freundschaft Selims nicht ihrem falschen Stolz zu opfern; die Signorie wird sich nicht scheuen, jenen alten Vertrag zu brechen, sobald ihr selbst die Gelegenheit günstig scheint. Aber der Kluge wartet nicht, bis seine Widersacher sich aus tödtlicher Ermattung neugekräftigt aufraffen, sondern er sucht die siegverheißende Stunde zu nützen. Darum sage ich gleich dem Serasker und dem Capudan-Pascha: Cypern sei unser Ziel, die gewisse Beute unserer Waffen, ein Preis, um den zu ringen kein echter Muselmann Bedenken tragen soll!"

Die letzten Worte entflammten den Unmuth des Großwesirs, welcher darin einen Ausfall gegen seine christliche Abstammung erblickte. Mit gerunzelter Stirn erwiderte er: „Der Mutafarrica haßt die Republik, denn allzu schonungslos ließ sie ihn ihre Macht empfinden. Mag er sie hassen; aber er prüfe sich wohl, ob er ein Recht hat, das osmanische Reich, das ihm und seinen Glaubensgenossen gastliche Aufnahme gewährt, in einen blutigen Krieg zu stürzen. Ich vermuthe, daß das Haupt Joseph Nassys geheime Pläne hegt, zu deren Ausführung ihm die Wirren eines Krieges am leichtesten Gelegenheit und Mittel bieten würden. Ist das der Fall, so habe er den Muth,

es offen zu bekennen und abzuwarten, was der Divan alsdann beschließen wird!"

Der tiefe Gegensatz im Wesen der beiden Männer hatte scharfen Ausdruck gefunden und mit glühender Wange und bebender Lippe antwortete der Günstling Selims: „Deine Worte, Mohammed Sokolly, athmen das alte Mißtrauen. So suchtest Du mir den Pfad zu verlegen, als ich von Sultan Suleiman an den Prinzen Selim gesandt wurde, so widerstrebtest Du der Huld unseres erhabenen Gebieters, als er mich zum Mutafarrica erhob, so schütteltest Du tadelnd das Haupt, als mir die Gesandtschaft nach Venedig aufgetragen wurde. Schweigend habe ich es erduldet und nie gezweifelt, daß Du aus innerster Überzeugung so handeln mußtest, weil Dein Rath Dir der bessere dünkte. Ich wähnte, daß Du nur von meinem Können, nicht von meiner Treue, eine geringe Meinung hegtest; doch in dieser Stunde hast Du mich eines Anderen belehrt. Leichten Herzens beschuldigst Du mich eigennütziger Absichten, ohne zu bedenken, daß mir, selbst wenn ich sie nährte, die Kraft zu ihrer Verwirklichung mangelt. Nicht mit der Schärfe des Schwertes will ich, wie der Prophet und seine Nachfolger, ein kriegerisches Reich gründen, sondern der milden Herrschaft Selims eine Gemeinde friedlicher Männer zuführen,

die seinem Reich Nutzen bringen und seinen Ruhm mehren sollen. Nur zur Befreiung meiner Brüder aus dem Joch Venedigs gelüstet es mich, das Schwert zu ziehen; es mag in der Scheide rosten, sobald ihr die Republik besiegt und ihre Macht auf ewige Zeit gebrochen habt!"

Ein spöttisches Lächeln überflog die Züge des Großwesirs, doch enthielt er sich einer Antwort, denn Selim selbst wandte sich jetzt an den Mufti mit den Worten: „Du hörtest Mohammed Sokolly, meinen treubewährten alten, und Joseph Nassy, meinen nicht minder treuen jungen Diener. Der Großwesir sagt, daß der Vertrag meines Vaters Suleiman uns die Hände binde; der Mutafarrica ermahnt uns zu jener Klugheit, welche die Herausforderung Desjenigen, der früher oder später unser Gegner werden muß, nicht abwartet. In diesen Zweifeln, schriftkundiger Ebusuud, laß uns Deinen Rath vernehmen!"

Der Scheikh-ül-Islam saß, das Haupt gedankenvoll auf die Rechte stützend, eine Zeitlang schweigend, dann begann er feierlich: „Zum Gebiet des Islam gehörte Cypern, bis die Ungläubigen sich seiner bemächtigten und die Moscheen in Kirchen verwandelten. Aus Eifer für den wahren Glauben will der Fürst des Islam die Insel voll Fruchtbarkeit und Liebreiz

den Händen der Giaurs entreißen und seinem Gebiet einverleiben. Wenn er aber in vollem Frieden mit den Ungläubigen lebt, wenn sein Vorfahr in die Verträge mit Jenen auch Cypern eingeschlossen hat, — ist nach dem reinen Gesetz ein Hinderniß vorhanden, weshalb dieser Vertrag nicht gebrochen werden sollte? — So stellt sich die Frage; nun höre, Sultan, meine Antwort! Nach dem Gesetz kann der Fürst des Islam nur dann mit den Ungläubigen Frieden schließen, wenn daraus für die Gesammtheit der Moslemin Vortheil entspringt. Ist das nicht der Fall, so widerspricht der Friede dem Gesetz und sobald es von Nutzen scheint, ist es wohlgethan, den Frieden zu brechen. So schloß der Prophet, — über ihn sei Heil! — im sechsten Jahre der Hedschra bis ins zehnte Frieden mit den Ungläubigen und Ali, — dessen Angesicht verherrlicht werden möge! — schrieb den Vertrag. Dennoch fand er es nützlich, im folgenden Jahre den Frieden zu brechen, die Feinde anzugreifen und Mekka zu erobern. — Ich habe Dir, o Sultan, die edle Sunna des Propheten ins Gedächtniß gerufen; ahme sie nach und ernte Sieg und Ruhm gleich Jenem!“

„Ernte Sieg und Ruhm, gleich Jenem!“ Alle Anwesenden stimmten in den Ruf ein, nur der Groß-

wesir und seine unbedingten Anhänger machten eine Ausnahme. Tief empfand Mohammed Sokolly die ungeheure Treulosigkeit, welche in dem Ausspruch Ebusuuds lag und jeden Vertrag hinfällig werden ließ, alles Völkerrecht mit Füßen trat. Aber dem Bosnier war der Mund verschlossen, nachdem der Moslem gesprochen hatte.

Auch dem Neffen Gracias entging das Verwerfliche in den Anschauungen Ebusuuds nicht, aber ihm blieb keine Zeit, lange darüber nachzusinnen. Er sah in dieser Stunde in dem Mufti nur den Verbündeten, dessen Spruch seinen eigenen Gedanken zum Siege verholfen hatte; dafür war er Ebusuud mehr, denn je, verpflichtet und er freute sich mit dem Greis, als Selim diesem winkte und ihn vor den Versammelten umarmte.

War dies schon ein Zeichen besonderer Huld, so staunten die Würdenträger noch weit mehr, als Selim nun Joseph Nassy an die Stufen seines Thrones befahl und zu ihm sprach: „Die Hebräer Venedigs haben Dir ein fürstliches Schwert und einen leeren Titel verliehen; wir wollen Dir mehr geben und wahr machen, wovon Jene träumten. Schlecht ehrte der Herzog von Naxos das Vertrauen, das wir in ihn setzten; wir entbinden ihn seines Fürstenranges

und ernennen an seiner Statt Dich, Joseph Nassy, unseren getreuen Mutafarrica und Tschausch, zum Herrn des ägäischen Meeres, Herzog von Naxos, Andros, Paros und den Cykladen. Wir übergeben Dir ferner die Pacht der Weinsteuer, welche von der Einfuhr auf dem schwarzen Meer erhoben wird, und geloben, Dich zum König von Cypern zu machen, wenn Du uns in Zukunft so treu und eifrig dienst, wie bisher!"

Gnädig reichte der Sultan dem vor freudigem Schreck Wortlosen die Rechte zum Kuß; weder Selim noch Nassy hörten die Verwünschung, welche der Großwesir vor sich hinmurmelte, denn ein Rauschen und Flüstern der Verwunderung ging durch die ganze Versammlung.

Aber nicht jeder Laut entsprang aufrichtiger Theilnahme an der außerordentlichen Gunstbezeugung, und selbst die Gesinnungsgenossen des neuen Herzogs, der Capudan-Pascha und der Serasker, waren von einer Regung des Neides nicht frei. Erst als Selim den Ersteren zum Serasker zur See und den Letzteren zum Oberbefehlshaber der Expedition gegen Cypern ernannte, war auch ihrem Ehrgeiz genug gethan; die Aussicht auf ungeheure Beute ließ vollends jede

Mißgunst auf den bevorzugten Hebräer schwinden. Sie einten ihren Dank mit dem so unverhofft zum Herzog Erhobenen, welchem der Sultan jetzt ankündete, daß er in Zukunft nicht auf Naxos, sondern wie bisher in seinem Palast Belveder bei Constantinopel zu residiren und sein Herzogthum durch einen Statthalter verwalten zu lassen habe.

Diese neue Anordnung mehrte nur den Unwillen Sokollys. Aber er blieb stumm und glaubte seinen Sonderstandpunkt genügend gewahrt zu haben, wenn er, anstatt dem zu hohen Ehren Erkorenen glückwünschend zu nahen, dem Defterdar die Weisung gab, ein wachsames Auge auf den pünktlichen Eingang des Tributes zu haben, welchen der junge Herzog leisten müsse.

Auch Ebusuud schien von der unerwarteten Wendung überrascht. Er sah das Auge des Großwesirs fragend auf sich gerichtet, doch vermied er, durch ein äußeres Zeichen seine Gedanken zu verrathen. Ein jüdischer König auf Cypern — das Haupt des Muftis hegte die ernstesten Bedenken. Allein Ebusuud empfand ein gewisses Wohlgefallen an Nassy und brachte es, gleich den Anderen über sich, ihm zu seiner Rangerhöhung Glück zu wünschen.

In einem Zustand halber Betäubung vernahm der Neffe Gracias Alles. Unendliche Gedankenreihen knüpften sich an das große Erlebniß dieses Tages; und dennoch fühlte Joseph sich wie von einer Last befreit, als er endlich das Serai meiden und in seinen Palast am Meeresufer zurückkehren konnte.

Sechstes Kapitel.

Die Kunde der überraschenden Gnadenbeweise des Sultans war dem Heimkehrenden vorausgeeilt. Von Freuderufen erschallte der Palast Nassys; die jüdischen Diener des neuen Herzogs begrüßten ihren Gebieter mit lautem Jubel, die türkischen mit schweigender Ehrerbietung. Er aber eilte, so schnell es sich thun ließ, an den Reihen der Glückwünschenden vorüber. Selbst Frau Gracia, welche sich nach der Ausschiffung mit dem dienenden Gefolge geradeswegs in den Palast ihres Neffen begeben hatte und seiner voll Spannung harren mochte, ließ er bitten, ihm eine kurze Rast zu gönnen. Denn Joseph Nassy hatte in diesem Augenblick nur einen Wunsch: in der Einsamkeit seines Gemaches, von keinen Zeugen gestört, den Sturm widerstreitender Gefühle über sich ergehen zu lassen.

Beherrscher des ägäischen Meeres, Herzog von Naxos und bald vielleicht König von Cypern! Wer hätte gedacht, daß sich die Verheißung der Blinden,

der kühne Wunsch Simons und seines ehrwürdigen Vaters so schnell, so überschwänglich erfüllen werde! Wie fest mußte der hoch Begnadete in der Huld Selims stehen, welch große Meinung mußte der Beherrscher der Gläubigen von der Treue seines Gesandten haben, obgleich diese Treue rücksichtslos genug verdächtigt worden war, verdächtigt von dem Manne, dessen eigene Treue für unerschütterlich galt, dessen Wille längst für Selim zur Richtschnur seines Thuns geworden war! Fürwahr, der Neffe Gracias, der ehemals vor dem Wüthen der Inquisition rast- und friedlos von Land zu Land hatte ziehen müssen, durfte jetzt mit Stolz um sich blicken; allen Anfeindungen zum Trotz hatte er eine ruhmvolle Laufbahn durchmessen und der Widerspruch seiner Gegner selbst mußte ihm zur Basis einer Macht werden, die ihm ungesucht beschieden worden war!

Und seine Gedanken flogen weiter. Herzog von Naxos, König von Cypern, Wiedervereiner aller Juden unter einem einzigen Zepter! Statt der Gefilde Palästinas die nicht minder fruchtbaren Cyperns, statt des salomonischen Tempels ein neuer, von Joseph Nassy glänzend erbauter, statt der alten überlebten Satzungen neue, die das Judenthum an Haupt und Gliedern verjüngen und mit frischer Lebenskraft erfüllen

sollten! — Die Häfen Cyperns Stapelplätze für den Handel von Welttheil zu Welttheil, die blühenden Städte, von einem schaffensfreudigen, zu jeder Industrie geschickten Volk bewohnt, Mittelpunkte des Wohlstandes, aber nicht minder der Wissenschaften und Künste. Auf den Bergen und in den Thälern ein Volk von Hirten, Winzern und Ackerbauern, keiner des Anderen Feind, alle im beseligenden Genuß eines Friedens, den sie nur als liebliches Bild ihrer Träume kannten. Greise im Schmuck der Silberhaare, von liebenden Enkeln geleitet, ein Gegenstand der Verehrung für die jüngeren Geschlechter, kräftige Männer, die mit Stolz und Freude auf die Ihren, Weib und Kind, Schwester und Bruder blickten, eine Jugend, die unter dem Schatten des Ölbaumes emporwuchs und im Waffenhandwerk nur geübt werden sollte, um den heimischen Strand gegen die räuberischen Angriffe von außen zu vertheidigen, nicht um selbst angreifend über fremde Küsten herzufallen. —

Welch eine Wonne, Herrscher eines solchen Volkes zu sein, Herrscher und Freund zugleich, Richter und Berather, ihm voraneifernd in jeder Tugend, nur sein Wohl vor Augen, aus seinem Vertrauen, seiner Liebe täglich neue Kraft und Lust zur Verwaltung des hohen Amtes schöpfend!

So sann Joseph Nassy, so malte er sich ein ideales Bild der Zukunft. Halblaut flüsterte er einzelne Worte vor sich hin; er hatte nicht bemerkt, daß er nicht mehr allein sei, daß eine weibliche Gestalt in das Zimmer getreten war und sich ihm leisen Schrittes genaht hatte.

Es war Frau Gracia, welche dem Neffen die Rechte sanft auf das grübelnde Haupt legte und mit wohllautender Stimme zu ihm sprach: „Warum erschrickst Du, Joseph? — Sieh, die Beschützerin Deiner Jugend ist zu Dir gekommen mit einem Herzen voll Freude. Zwar habe auch ich Dein Gebot vernommen, aber ich denke, daß der neue Herzog seiner alten Muhme eine Kühnheit verzeihen wird, welche die Liebe zu Dir verschuldete. Nicht länger vermochte ich mein Verlangen nach Deinem Anblick zu zügeln, den Glückwunsch, der mir aus tiefster Brust quillt, nicht länger zu verschweigen. Zu Großem bist Du berufen; möge der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs Dich mit seiner mächtigen Hand schirmen und segnen, auf daß Du vollbringst, was Dein Volk von Dir hofft, was Du selbst Dir als Ziel gesetzt hast!“

Gerührt vernahm es Nassy und mit vor Aufregung zitternder Stimme erwiderte er: „O Muhme,

mir ist, als ob ein Felsenthor vor mir gesprengt wäre, als ob Berge sich geöffnet und mir den Blick in weite, ungeahnte Fernen vergönnt hätten. Klarer wird mein Auge, meine Seele jauchzt, und dennoch ist mir zuweilen, als ob ein Taumel mich fassen und in das brandende Meer zu meinen Füßen stürzen wollte. Ich bedarf einer Stütze, Muhme; laßt mich sie in Eurer Liebe und Weisheit finden!"

Lächelnd wiegte Frau Gracia das Haupt und entgegnete: „Deinen Geist verwirrt eine Stunde lang die Fülle der neuen Anschauungen und Pflichten; aber bald wirst Du lernen, auch in Deinem neuen Amt das Große vom Kleinen zu sondern. Nicht meiner geringen Kraft bedarfst Du dazu; in Deiner eigenen Brust, Joseph, wohnen die guten und bösen Geister, welche Dein Handeln bestimmen. Wehe Dir, wenn Du als Fürst ihrer Offenbarung umsonst lauschtest, wenn die bösen jemals in Dir die Oberhand gewönnen! — Doch Deine Vergangenheit bürgt mir für Deine Zukunft; mir selbst bleibt nur die mütterliche Sorge um Dich, die Pflicht, Dir mit linder Hand Erquickung zu bereiten, wenn Du, von Schaffenslust glühend, oder von vollbrachtem Thun ermüdet, nach solcher begehrst!"

„Keine Ermüdung wird mich jemals ankommen,

Muhme, bevor ich erreicht habe, was ich mir in dieser Stunde gelobte!“

„So dachten Viele vor Dir, Joseph, doch mit dem Erreichten wuchs das Sehnen und sie rüsteten sich zum Fluge nach neuen Zielen. Für Geister Deiner Art giebt es, fürchte ich, kein Rasten!“

„Mißtraut Ihr Eurem Neffen, Muhme?“

„Mißtrauen?“ — Frau Gracia schüttelte verneinend das Haupt und fuhr darauf fort: „Ich kenne Dich vielleicht besser, als Du selbst Dich kennst, Joseph! Und ich kenne auch die Welt! Dem höchsten Streben haftet ein Bruchtheil irdischer Schwäche an; und wenn wir den Feind und Versucher in uns selbst stark niedergerungen haben, o, so hängen sich an jeden unserer Schritte die Neider und Widersacher. Sei Dein Wandel noch so rein, — sie werden Dich doch mit ihrer eigenen Unreinheit zu beflecken suchen; sei Dein Streben noch so edel, sie werden es mißdeuten!“

„Wollt Ihr mir den Muth rauben, Muhme, vergeßt Ihr, daß der mächtigste Mann im türkischen Reich mich trägt und hält?“

Seufzend antwortete Frau Gracia: „Was Dir eine Bürgschaft ist, nährt meine Besorgniß, Joseph! Ein Wort Selims stürzte Deinen Vorgänger im

Herzogspalast; wenn die Zeit käme, in welcher dieses Wort auch zu Dir gesprochen würde!"

„Selim wird es nie über seine Lippen bringen!"

„Das gebe der Allmächtige! Ich aber will Dich nicht entmuthigen, Joseph, nur vom Flug in das Reich der Träume Deine Gedanken in das Gebiet der Wirklichkeit zurückführen. Auch die Wirklichkeit kann schön sein, wenn wir sie, gegen Enttäuschungen gefestet, genießen. Du hast Feinde zu Venedig und Feinde wird die Huld des Sultans Dir hier schaffen. —"

„Ich kenne nur einen und er unterlag heute der vereinten Kraft Mustafas, Piales und der meinen! Nein, Muhme, Ihr sollt mir den Blick in die Zukunft nicht trüben! Wann wäre eine kühne Mannesthat gelungen, wenn er, der sie plante, ängstlich jede Möglichkeit erwog. Ich steckte mir ein friedliches Ziel, aber ich weiß, daß ich es nicht auf unblutigem Wege erringen kann. Schon sind die Würfel über Krieg und Frieden gefallen und bald wird Venedig die rächende Hand Selims schwer empfinden."

„Krieg mit Venedig?" — Mit dem Ausdruck des Schreckens stieß Frau Gracia den Ruf aus, leise setzte sie hinzu: „Und Leonore?"

Die Stirn ihres Neffen verdüsterte sich und er ant-

wortete: „Warum erinnert Ihr mich an sie, deren Schicksal gewaltsam von dem meinen getrennt, die meiner Hand für jetzt unerreichbar ist?!“

„So liebst Du sie nicht mehr so heiß, wie vor unserer Abfahrt von Venedig?“ — Halb zweifelnd stellte Frau Gracia die Frage, mit sich selbst nicht einig, ob sie sich darüber freuen sollte oder nicht.

Doch tiefernst antwortete Joseph: „Vor einigen Wochen noch dünkte mir die Liebe zu Leonore Quirini der Angelpunkt meines Daseins und nicht mit der Absicht, ihr zu entsagen, verließ ich das Gebiet der Marcus-Republik. Aber die Wandlung, welche schon in Venedig begann, hat sich während unserer langen Seefahrt vollendet und verächtlich nenne ich eine Liebe, die jedes andere Streben in uns ertödtet. Nicht minder heiß, wie zuvor, liebe ich Leonore; tief in meiner Brust hege ich die Hoffnung, sie einst als die meine umarmen zu dürfen, obgleich mein Wort heute den Grimm des Padischah gegen Venedig geschürt hat. Aber ich wäre des Vertrauens meiner Brüder, Eures eigenen Vertrauens, Muhme, unwürdig, wenn ich mir Haupt und Hand lähmen ließe von jenem Gefühl, das ich wie ein Heiligthum in mir verschließen muß, bis vielleicht die Stunde schlägt, in welcher freundlichere Sterne Leonore und mir

leuchten und dem Herzog oder König nicht versagt wird, was man dem Gesandten Selims schroff verweigerte!“

„Doch Leonore, wird sie Dich nicht als den Urheber des Krieges, welcher ihr Vaterland bedroht, verabscheuen?“

„Leonore kennt mein Inneres, sie kann an mir nicht irre werden! Furchtlos hab ich ihr und den Ihren Alles enthüllt, — und sie hielt dennoch zu mir, bis Gewalt uns trennte. Gewalt muß zwischen mir und Venedig entscheiden; umsonst hab ich gesonnen, es giebt kein anderes Mittel, — und wenn ich selbst mich noch so eifrig dagegen auflehnte. Das Weib aber, das seine Liebe im Fondaco zu Venedig frei bekannte, wird diese Liebe hochhalten über alle Kämpfe und Zweifel, über alle Schranken, die sich zwischen uns erheben. Wehe ihr und mir, wenn das Gegentheil möglich wäre!“

Frau Gracia blieb eine Erwiderung schuldig; es gab gar viele Möglichkeiten, gar manchen Zwang, dem selbst das stärkste Weibesgemüth auf die Dauer nicht widerstehen konnte. Doch wozu dem zu kühner Fahrt unwiderruflich Entschlossenen jene Wolke zeigen, die am Horizont vielleicht noch aufstieg? — Die Wittwe Gabriel Nassy, hatte nur dem Gefühl einer

Pflicht, deren Erfüllung ihr schwer genug geworden war, Folge geleistet; sie reichte nun den Neffen die Hand und sprach mit dem Ausdruck vollster Mutterliebe:

„Möge wahr werden, was Du glaubst und hoffst, o Joseph! Auf Dein Haupt flehe ich den Segen des Allmächtigen herab, der unsere Väter aus Aegypten führte; möge er Dich mit jener Kraft ausrüsten, welche er Mose verlieh, möge er Dich und unsere Brüder die Krone von Cypern, das gelobte Land, nicht nur schauen, sondern auch gewinnen lassen!“

Segnend legte sie die Hand auf den Scheitel Josephs; ein Augenblick feierlicher Stille trat ein, als ob die Seelen Beider sich in brünstigem Gebete vereinten, — da stürmte Simon in das Gemach. Seine Wange glühte, sein Auge blitzte, in gewaltiger Erregung stieß er die Worte aus: „Ist es wahr, was sich die Diener draußen erzählen, hat der Sultan —?“

Er vollendete nicht; das gleichstellende „Du“, das er von Anfang an Joseph Nassy gegenüber gebraucht hatte, wollte ihm in diesem Augenblick so wenig über die Lippen, wie das förmlichere „Ihr“.

Doch der Neffe Gracias half dem Sohn des Rabbi über die Schwierigkeiten hinaus, indem er dem

gespannt Lauschenden erwiderte: „Du hast recht gehört, Simon! An der Gerechtigkeit Selims prallte das vergiftete Geschoß der Signorie machtlos ab. Als Zeichen seines ungeschmälerten Vertrauens hat er mich zum Herzog von Naxos und den Cykladen ernannt, Größeres noch verhieß sein Mund, die Herrschaft über Cypern —“

„Cypern? — Bis zu dieser Stunde flattert das Marcus-Banner auf den Zinnen Nicosias und Famagustas!“

„Wir werden der Republik ihren Raub entreißen!“

„So giebt es Krieg mit Venedig! — Laßt mich es hören, wenn es noch ein Geheimniß bleiben soll, ich will es treu bewahren, aber laßt mich es wissen! Wie der Hirsch nach Wasser, schreit meine Seele nach Rache!“

„Sie wird nicht umsonst schreien! Ehe ich es aussprechen konnte, erschallte das Wort des Sultans: „Krieg gegen Venedig, Rache an den Allzukühnen, die dem Großherrn mit Hohn zu begegnen wagen!“

„Krieg gegen Venedig!“ — Mit wilder Lust wiederholte es Simon und haßerfüllt fuhr er fort: „Unverhofft hat die Huld Selims seinen Gesandten zu fürstlichem Rang erhoben. Nicht höher, als die

Ehren, welche das Volk Israel Euch bereitete, achte ich den Gnadenbeweis des Sultans; aber ich will mich in Zukunft vor Eurem Herzogszepter beugen, wie der geringste Knecht, wenn Ihr mir einen Platz in den Reihen Derjenigen verschafft, welche das Schwert gegen Cypern, gegen Venedig tragen!“

„Nicht Du allein, Simon! Wir gehen zusammen. Seite an Seite wollen wir kämpfen, Seite an Seite die Schmach tilgen, welche uns der Rath der Zehn angethan hat!“

„Und jene andere, die —“ Doch der Sohn Eliesers verstummte plötzlich; dem kriegerischen Ausdruck seines Gesichtes gesellte sich ein Zug tiefen Schmerzes, der Joseph Nassy und Frau Gracia nicht entging.

Die Letztere hatte geschwankt, ob sie das Gemach verlassen sollte; ihrem milden Weibessinn war die ungebändigte Wildheit Simons niemals sympathisch gewesen und jetzt hielt sie doppelt für angemessen, die Beiden allein zu lassen. Schweigend entfernte sie sich, Joseph aber sprach zu dem Sohn des Rabbi:

„Warum unterbrachst Du Deine Worte? — Seit ich Dich kenne, ist mir, als ob ein Geheimniß auf Dir laste, ein ungestilltes Leid Dich bedränge, das in wilden Ausbrüchen Linderung sucht und doch nicht

findet. Dein Haß auf Venedig entspringt zwei Quellen; laß mich auch in jene blicken, die mir bisher verborgen geblieben ist!"

Simon zögerte mit der Antwort; endlich entgegnete er: „Was frommt es dem Herzog von Naxos, zu erfahren, was meine Brust vor Jahren zerrissen hat und täglich neu zerreißt!"

„Nicht um meinetwillen, — ich frage um Deinetwillen, um Dich ganz zu verstehen, Dich und Deinen Haß, — um Dir Gelegenheit zur Vergeltung zu geben!"

„Zur Vergeltung!?" — Die Brust Simons athmete schwer und gepreßt kam es über seine Lippen: „Wähnt nicht, daß alle Vergeltung meinen Haß jemals zu löschen vermöchte! So lang ich Leben athme, wird jeder Hauch meines Mundes eine Verwünschung sein über Diejenigen, die mir das Leben zur brennenden Wüste machten. — Doch der Herzog hat geboten, — so höret denn!"

Und der Sohn Eliesers begann zu erzählen: „Ihr wißt, daß mein Vater und ich nach langer, rastloser Wanderschaft endlich im Ghetto Venedigs eine Zufluchtsstätte gefunden haben. Als ein halbes Kind betrat ich zum ersten Mal die engen Gassen, in denen ich anfangs ersticken zu müssen wähnte. Doch wie

der Vogel an seinen Käfig, so gewöhnte ich mich zuletzt an den Kerker unseres Volkes. Ich kannte kein Gebot, als demüthige Unterwerfung unter den Willen der Herrschenden, ich sah gebeugte Nacken und knechtisches Zagen bei all den Unseren und meinte, es müsse so sein! Mir war, als ob das Wort des Herrn auf jedem Antlitz zu lesen stehe: ‚Ich will sie heimsuchen mit vielerlei Plagen, mit dem Schwert, daß sie erwürget werden, mit Hunden, die sie zerreißen sollen, mit den Vögeln des Himmels und mit Thieren auf Erden; und ich will sie in allen Königreichen auf Erden hin- und hertreiben lassen. Wer will sich denn Deiner erbarmen, Jerusalem? Wer wird Mitleid mit Dir haben, wer hingehen und Dir Frieden erobern?‘ — Da graute mir vor meinem Volke, wie vor mir selbst, und in schlummerlosen Nächten kam mir der Gedanke, daß wir nicht zu stumpfsinnigem Dulden geboren seien. Und ich gedachte der anderen Worte aus Prophetenmund: ‚Aber Du, mein Knecht Jakob, fürchte Dich nicht, und Du, Israel, verzage nicht. Denn siehe ich will Dir aus fernen Landen, und Deinen Nachkommen aus dem Lande ihres Gefängnisses helfen, daß Jakob in Frieden sein und die Fülle haben und Niemand ihn schrecken soll!‘ — Was ich dachte, vertraute ich

meinem Vater; er aber nannte mich einen thörichten Knaben und vertröstete mich mit schmerzlichem Lächeln auf die Zukunft. Dann suchte ich unter meinen Gespielen Verständniß für das Gefühl der Schmach, das meine Brust erfüllte; aber sie schüttelten befremdet die Köpfe, oder spotteten über mich. Grollend verschloß ich mich immer mehr in mich selbst; und so wäre es geblieben, wenn nicht der Ghetto neue Bewohner erhalten hätte, die Wittwe und die Tochter eines portugiesischen Glaubensgenossen, Recha und Mirjam! Sie kamen arm und von Allem entblößt; meine Hand brachte ihnen Mehl und Öl. Beredt dankte mir die Mutter, stummen Mundes, mit gesenkten Blicken, Mirjam. — Aber es kam eine Zeit, da wurden die Blicke zu Worten, da floß ihr Mund über von Dank und Klagen. Mirjam verstand mich und ich sie! Ihr enthüllte ich meine eigenen Gedanken, in ihrer Brust fanden sie ein Echo. Und siehe, aus gemeinsamem Schmerz keimte die Liebe, — eine Frucht, die nie reifen sollte, eine Thorheit, — und doch in allem Gram ein Quell der Seligkeit!"

Der Erzähler hielt einen Augenblick inne; seine Linke legte sich über Stirn und Lider, als schäme er sich der Bewegung, die sein Inneres übermächtig ergriffen hatte.

Theilnahmsvoll drückte ihm Joseph die Rechte; er fühlte, daß diese Stunde ihm den Sohn des Rabbi nähergebracht hatte, als irgend eine vorhergehende. Dem Geschick Simons war ja sein eigenes ähnlich; er suchte noch nach Worten des Trostes, als Jener mit einem bitteren Lachen aufs Neue begann: „Ich Thor! Verschwendet hab ich mein Vertrauen, vergeudet meine Liebe! — Fluch über Alles, das Weib heißt und vom Weibe geboren ist, Fluch über Jeden, der Weibesschwüren Glauben schenkt!“

Betroffen vernahm es Nassy, er konnte nicht unterlassen, eine Frage an den Tieferregten zu richten. Und dieser entgegnete: „Wie es gekommen? — Was fragt Ihr noch! Die Mauern des Ghettos sind nicht so undurchdringlich, daß die ausschweifenden Nobili Venedigs nicht entdeckten, wenn eine Blume sich hinter jenen entfaltet. Und Mirjam war eine Blume, bis Niccolo Dandolo mit verruchter Hand nach ihr griff. O, daß ich ihn damals nicht im Angesicht seines Opfers erwürgt habe!“

Er machte eine Pause und auch Joseph schwieg; die Größe des Leides, das sich ihm hier enthüllte, verbot ihm, ferner noch mit Fragen in den Sohn des Rabbi zu dringen.

Doch Simon schien nun selbst von jenem krank-

haften Reiz ergriffen, den das Wühlen in der eigenen Wunde verursacht. Unaufgefordert fuhr er fort: „Es war eine Sommernacht; hell schimmerten die Sterne über der Lagune und hin und wieder fiel auch ein silberner Strahl bis in die Enge des Ghettos nieder. Ringsum schlief Alles, nur Mirjam und ich saßen wachend, Hand in Hand, auf einer Bank vor der Thür ihrer Behausung. Ein tiefes Sehnen überkam die Tochter Rechas und mich, uns einmal nur am vollen Glanz des gestirnten Himmels zu laben, des Himmels, der sich über allen Menschenkindern gleich wunderbar und unbegreiflich wölbt! Mirjam lieh dem Wunsch, der mich selbst beseelte, zuerst Worte; schmeichelnd bat sie mich, sie in einer Gondel hinauszurudern bis in den großen Canal, und ihr für kurze Zeit einen Anblick zu gönnen, der in Venedig Jedem, nur nicht den Juden, unverwehrt war. Ich mußte mit schwerem Herzen ablehnen, denn ich kannte das strenge Verbot; dennoch freute mich das Verlangen Mirjams, und als sie mich fragte, ob ich nicht den Muth habe, den Gesetzen Venedigs um ihretwillen ein einziges Mal zu trotzen, da hatte sie schon den Widerstand, der mir nicht aus dem Herzen kam, gebrochen. Was hätte es auch Berechtigteres und Harmloseres geben können! Ich Thor! Um

Mitternacht schlich ich mit Mirjam still von dannen; den Wächter bestach meine Hand und bald steuerte ich mit leisem Ruderschlag durch die Canäle Venedigs, bis wir in den Canal grande gelangten. Hier zog ich das Ruder ein; langsam trieben wir dahin, ein Spiel der Wellen, mit den trunkenen Blicken dem ganzen Zauber der Sommernacht hingegeben. Vergessen war alle Gefahr, alles Leid schien sich loszulösen, — es war wie eine Befreiung aus Kerkernacht und schmachvollen Banden. Meiner Seele schienen Schwingen zu wachsen und nicht anders, dachte ich, müsse es bei Mirjam sein. — Da schlug an mein Ohr Ruderschlag und Stimmengewirr, ich sah mich um und gewahrte eine Gondel, welche den Canal rasch durchfuhr und bald an uns vorüberschießen mußte. Zu entfliehen war unmöglich, ruhiges Nichtbeachten jener das einzig Richtige. Ich flüsterte Mirjam zu, ihr Haupt zu verhüllen; doch bevor sie es gethan hatte, war das andere Fahrzeug uns nahe, kecke Lieder erschallten und eine übermüthige Stimme ließ sich vernehmen: ‚Bei Sanct Marco, das ist Mirjam, die schöne Portugiesin!‘ — Erschreckt faßte die Tochter Rechas meinen Arm, mir selbst blieb zur Frage keine Zeit, denn im nächsten Moment legte sich die Gondel dicht an die unsere und einer der

Insassen, ein hagerer Nobile, rief uns zu: ‚Wen suchst Du so spät und einsam auf dem Canal, schöne Mirjam? Komm herüber, hier ist bessere Gesellschaft für Dich!‘ — Gleichzeitig griff der Wüstling nach ihr, die ich liebte, mehr als mein Leben. Ein banger Schrei entrang sich ihren Lippen; wem er galt, weiß ich nicht, denn im selben Augenblick hob ich mein Ruder und ließ es auf die Hand des Verwegenen niedersausen. Wüthend rief er seine Begleiter zu Hülfe; sie sprangen in meine Gondel, überwältigten und fesselten mich und trugen Mirjam in ihr eigenes Fahrzeug.“

„Arme Mirjam, — armer Simon!“ murmelte Joseph Nassy tiefergriffen vor sich hin.

Der Sohn Eliesers aber fuhr fort: „Umsonst raste ich in meinen Banden; die Gondel der Gegner fuhr unter lärmenden Hohn- und Jubelrufen ihrer Insassen mit Mirjam von dannen, mich selbst ruderte ein Gondolier der Nobili bis an das Thor des Ghettos, wo er mich, den Gefesselten, dem Wächter mit einem scharfen Verweis im Namen seines Gebieters überlieferte. Grollend schloß der Schlaftrunkene das Thor und befreite mich von meinen Stricken; ich aber stand wie ein Betäubter, meiner Sinne kaum mächtig. In die trübe Fluth der Lagune hätte ich

mich stürzen und meiner Verzweiflung ein jähes Ende bereiten, ich hätte mein fieberndes Hirn an den eisernen Stäben des Thorgitters zerschellen mögen. Gewalt, so wähnte ich, habe mir die Geliebte geraubt; und ich, wie sollte ich vor das Angesicht ihrer Mutter, vor das Antlitz irgend eines Mannes oder Weibes in Israel treten? — Einen Augenblick dachte ich daran, alle Männer unseres Volkes aufzubieten und sie an den Palast des Dogen zu führen, um dort Recht zu fordern; doch mir fiel die Ohnmacht und Verzagtheit der Unsern ein und ich verwarf auch diesen Gedanken. Scheu, wie ein Mann, dem die Hand des Allmächtigen das Kainszeichen auf die Stirn gedrückt hat, schlich ich im Schatten der Häuser hin, bis ich die Wohnung meines Vaters erreicht hatte; still wollte ich mein Lager aufsuchen, — aber der Rabbi saß noch wachend über den heiligen Büchern. Sein strenges Wort rief mich an, sein Blick las in meinen verstörten Zügen und ich mußte ihm bekennen, was geschehen war. Furchtbar war seine Bestürzung, milder sein Strafwort, denn er sah, wie schwer sein einziger Sohn litt. Bevor der Morgen graute, begab er sich mit mir in die Behausung Frau Rechas; — erlaßt mir, den Schmerz der Mutter zu schildern! — In jener Stunde sprach sie einen grausen Fluch

über mich aus, — er ruht heute noch ungesühnt auf mir! Wie eine Wahnsinnige geberdete sie sich, das Leben und die Ehre ihrer Tochter von mir fordernd. — Da gebot die Besonnenheit meines Vaters ihr, Nachforschungen unter den Habseligkeiten Mirjams anzustellen, ob vielleicht irgend ein Zeichen auf den Räuber hinweise. Und siehe, es fanden sich einige geschriebene Papierstreifen, auf welchen Mirjam beschworen wurde, den Huldigungen des edlen Niccolo Dandolo endlich Gehör zu leihen. Niccolo Dandolo! Das war der Name jenes hageren Nobile, der die kecken Worte ausgestoßen hatte. Wohl betheuerte die Mutter, von Nichts zu wissen, wohl beschwor sie die Unschuld ihres Kindes, mir aber war, als sähe ich plötzlich in einen Abgrund von Weiberlist und Verstellung, und ich gab Jener den Fluch zurück für sie und ihr ganzes Geschlecht!"

Erschöpft hielt Simon inne; erst nach Verlauf einiger Minuten sprach Joseph: „Und Mirjam, kehrte sie zu Frau Recha zurück, oder hast Du nie mehr etwas von ihr gehört? — Sie konnte unschuldig sein —"

„Unschuldig?" Wieder klang von den Lippen Simons jenes herbe Lachen, das den tiefsten Schmerz verbergen sollte, und in gleichgültigerem Tone fuhr

er fort: „Sie blieb verschwunden, verschwunden für ihre Mutter und mich; unserer Beschwerde wurde von der Signorie kein Gehör gegeben, Niccolo Dandolo, hieß es, habe Venedig verlassen. Frau Recha starb, bevor ein Jahr um war; ich bin zu Demjenigen geworden, als welchen Ihr mich habt kennen lernen, ein Unglücklicher, der nur einem Gedanken in sich Raum gönnt, dem Gedanken an Befriedigung seiner unauslöschlichen Rache!"

„Nicht doch, Simon, Du sinnst Größeres! Nicht dazu brauchtest Du mir Schwert und Fahne des letzten Resch Glutha einzuhändigen. Die Zukunft der Kinder Israel —"

„Sie ist ein Mittel mehr zur Rache an dem Verderber Mirjams!"

„Sie wird sich, so hoff' ich, als ein Heilmittel für Deinen Gram bewähren. Und nun vernimm, wie sehr der Sultan sich die Förderung unserer Pläne angelegen sein läßt!"

Dem gespannt Lauschenden vertraute Joseph ohne Rückhalt, was vor einigen Stunden im Serai verhandelt worden war. Es bestätigte die Erwartungen Simons und wurde von dem Erregten mit Beifallsäußerungen begrüßt. Und wenn er auch die weitfliegenden Hoffnungen Josephs nicht unbedingt theilte,

so erfüllte ihn doch mit Genugthuung die Gewißheit, in Cypern seinem Vergeltungstrieb ungehemmt die Zügel schießen lassen zu können. Die Gesammtheit aller Streitkräfte Venedigs mußte sich dort sammeln und vielleicht befand sich unter den zur Vertheidigung der herrlichen Insel Berufenen auch Jener, welchen Simon bitterlich haßte. Nichts Anderes wünschte der leidenschaftliche Sohn des Rabbi!

Er saß noch mit Joseph Nassy im Gespräch über die nächsten Schritte, als neue Gäste den Palast des jungen Herzogs zu füllen begannen. Rasch hatte sich das Gerücht der unerwarteten Rangerhöhung Nassys unter der Judenschaft Constantinopels verbreitet und in vielen Kreisen ein freudiges Echo gefunden. Mit fürstlicher Freigebigkeit waren die Gemeinden und ihre Rabbinen bisher von dem Günstling Selims unterstützt worden; kein Wunder, daß sie die Ersten waren, welche dem Wohlthäter und Freunde glückwünschend nahten.

An ihrer Spitze schritt der greise Rabbi Joseph Ibn-Lab zur Seite des feingebildeten Mose Almosnino; Elia ben Chajim und Jehuda Algasi folgten, ihnen schloß sich Joseph Hamon, einer der Leibärzte Selims, an, neben welchem Salomo ben Nathan Aschkenasi schweigend und beobachtend einherwandelte.

Unzählige Andere folgten, unter Ihnen der strenge Jakob Margoles, der hinkende Gelehrte Isaak Akrisch, der Arzt Samuel Schulam und Joseph ben Ardut, einer der vielen Agenten Josephs. Aber auch Christen befanden sich im Zuge: der spanische Hidalgo Coronello, einer der treuesten Beamten Josephs, der französische Agent Claude de Bourg und noch Mancher, der aus Dankbarkeit oder Interesse nicht säumen wollte, dem zu so hohen Ehren Berufenen zu huldigen.

Im Namen der gesammten hebräischen Einwohnerschaft Constantinopels begrüßte Joseph Ibn-Lab den jungen Fürsten; jeder der Anderen gab seinen Gefühlen und Wünschen mehr oder minder beredten Ausdruck, jeder empfing warmen Dank aus dem Munde Nassys. Wie erschien ihm Alles in dieser Stunde so hoffnungsreich und vielversprechend! Er hatte eine so allseitige Theilnahme kaum erwartet und doppelt freute es ihn, sich auf der Stufe zu neuer Macht von den Besten seines Volkes umringt zu sehen.

O, sie durften ihm ihr Vertrauen rückhaltlos entgegenbringen! Denn wie verschwenderisch die Hand des Sultans ihn auch mit Gnaden überhäufte, — jede Machterhöhung sollte der Gesammtheit zu Gute kommen, den leidenden Glaubensgenossen im Abend-

und Morgenland, so viel immer dem Ruf Nassys zu folgen Muth haben würden! Alle Schwierigkeiten schien das Wort Selims hinweggeräumt zu haben und selbst jene, welche noch im Schoos der Zukunft schlummerten, vermochten Nassy heute nicht zu schrecken. Seinem festen Blick gesellte sich die Hoffnung im leuchtenden Gewande; um den Stirnreif, welchen die Hand des Padischahs ihm bot, flocht sie einen Blüthenkranz, — o daß ihm bald beschieden sein mochte, edelste Frucht zu tragen!

Siebentes Kapitel.

Die Vorbereitungen zum Kriege hatten mit Macht begonnen. Voll Ungeduld harrte Selim der Stunde, in welcher seine Galeeren und Galeotten, Mahonen und Kara-Mursalen vom Hafen Stambuls auslaufen konnten. Der Gewinn Cyperns und seiner Weinberge war das stehende Thema jeglicher Unterhaltung des Padischahs mit dem neuen Herzog von Naxos. Gern gestattete Jener seinem Günstling für diese eine Gewißheit die Ansiedelung und Bevölkerung der Insel mit den Hebräern, welche außerhalb des osmanischen Reiches in ungeminderter Bedrängniß lebten.

Joseph Nassy selbst arbeitete in der Stille seinem großen Ziel gemeinsam mit Simon entgegen. Zum Statthalter auf den Cycladen hatte er im Einverständniß mit dem Sultan den Spanier Coronello ernannt; der edle Sproß einer strenggläubigen Adelsfamilie fühlte sich beglückt und hochgeehrt durch das Vertrauen des einst vor den Schergen der Inquisition

entflohenen Marranen. — Eifrige Sendboten gingen vom Palast Belveder aus in die Länder der Christenheit; mit größerem Nachdruck, als je zuvor, forderten sie am französischen Hofe und bei anderen Fürstlichkeiten endliche Zahlung der alten Schuld, widrigenfalls der Herzog von Naxos sich und Donna Gracia durch das Aufbringen reichbeladener Fahrzeuge schadlos halten werde.

Aber jene Boten hatten noch einen zweiten Auftrag, um so wichtiger, als er nur für die Häupter der jüdischen Gemeinden bestimmt war, denen er frohe Botschaft verkünden und im Namen des künftigen Beherrschers von Cypern die Einladung zur Übersiedelung auf die fruchtbare Insel bringen sollte.

Wohl war der Kampf um das Königreich noch nicht begonnen, wohl blieben auch hier die Feinde und Neider, die Verkleinerer und Verunglimpfer nicht aus. Über die Mehrzahl konnte der Herzog von Naxos ruhig lächeln oder verächtlich die Achseln zucken, — bei Anderen schmerzte es ihn. Es waren ja seine eigenen Glaubensgenossen und unter diesen gerade die Reichen und Angesehenen, welche sich ihm gegenüber zweifelnd und gleichgültig verhielten, so ängstlich und unterwürfig sie ihm auch die Ehren erwiesen, welche seinem fürstlichen Rang gebührten. In

ihre Beutel zu greifen und zu Gunsten der Armen und Mittellosen ein Opfer zu bringen, schienen sie bereit; das geistige Verständniß, die thatkräftige Mitarbeiterschaft, die Joseph beanspruchte und bei den Rabbinen theilweise fand, brachten sie ihm nicht entgegen.

Aber was ihm von diesen versagt wurde, das hoffte der Neffe Gracias um so gewisser von Jenen, die noch unter dem Joch der Knechtschaft seufzten; auf sie stützte er, der Helfer, seine Hoffnung, sie zu befreien dünkte ihm der schönste Lohn seiner Mühen!

Mochten denn Tausende über ihn das Haupt schütteln, — die Ungläubigen sollten durch die Erfahrung eines Besseren belehrt werden. Seiner feindseligen Gesinnung zum Trotz hatte Mohammed Sokolly gleich den anderen Würdenträgern auf das Gebot des Sultans als Glückwünschender im Palast Belveder erscheinen müssen; seiner entgegengesetzten Ansicht ungeachtet, war ihm die Aufgabe nicht erspart geblieben, Marc' Antonio Barbaro gegenüber den Willen des Padischahs in Gründe zu verwandeln. Und wie sehr er auch im Geheimen die Ausrüstung der Flotte und Mannschaft verzögern mochte, — die Stunde der Abfahrt ließ sich dennoch in absehbarer Zeit erwarten.

Entschieden, wie am Tage seiner Ankunft, traten

Piale und Mustafa für Joseph von Naxos ein, und auch Ebusuud wich nicht von seiner einmal geäußerten Meinung. Die Drei waren ebenso viele starke Stützen, auf welche der Neffe Gracias sich um so gewisser verlassen konnte, als sie zur Förderung ihrer verschiedenen Interessen das gleiche Ziel nothwendig erreichen mußten. Und war es erst erreicht, so winkte dem künftigen König eine Machtfülle, die ihn selbst zum begehrenswerthen Verbündeten für die Genossen werden ließ, wie es jetzt ausschließlich die Gunst Selims that.

Von dieser Gunst empfing er täglich neue Beweise. Kaum hatte der Sultan erfahren, daß Frau Gracia ihrem Neffen nach Stambul gefolgt sei, als auch sie vor das Angesicht des Großherrn beschieden und von demselben mit hoher Auszeichnung bewillkommt wurde. Auf den Wunsch Selims erhielt die Muhme Josephs Zutritt in den kaiserlichen Harem und hier gewann die milde und welterfahrene Frau rasch und ungesucht das Vertrauen und die herzliche Zuneigung der Lieblingsgemahlin des Padischahs.

Nicht minder genügte ein Wort Nassys, um dem Sohn Eliesers die Huld Selims zuzuwenden. Der unverhohlen geäußerte leidenschaftliche Haß Simons auf Venedig gefiel dem Beherrscher der Gläubigen

und gern erteilte er Jenem die Erlaubniß, aus jungen hebräischen Männern eine bewaffnete Schar zu bilden, welche unter dem Zeichen des Halbmondes im bevorstehenden Kriege von Sieg zu Sieg eilen sollte.

So schien denn der Gewinn Cyperns nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Doch war es mit der Frist eines Monates, welche Selim seinem Feldherrn selbstbewußt gestellt hatte, nicht gethan. Nicht Venedig allein, von seinem Bailo unterrichtet, betrieb gewaltige Rüstungen mit fieberhafter Eile; auch der Papst, Neapel, Genua, Malta und Spanien machten Miene, sich der bedrohten Republik zu einem Bündniß wider die Türken anzuschließen.

Die Aussicht auf eine so zahlreiche Gegnerschaft bedang die umfassendsten Vorkehrungen von Seiten des Großwesirs und mit eiserner Ruhe setzte dieser dem ungeduldigen Drängen Piales und Mustafas seine Gründe entgegen, welche selbst der Sultan gelten lassen mußte.

So streng Sokolly die unbegründete Kriegserklärung an Venedig tadelte, so gewissenhaft ließ er sich es angelegen sein, die Streitmacht des Reiches in einen Stand zu setzen, der allen Verhältnissen und Zufällen gewachsen sei. Für die Größe und Ausdehnung seines Adoptiv-Vaterlandes hatte er sein

Lebenlang gekämpft und gestrebt; er war nicht der Mann, aus verletztem Selbstgefühl seine eigene Vergangenheit zu verleugnen und zu bewirken, daß Schwäche an die Stelle der Schlagfertigkeit trete. Ihrer Ungeduld zum Trotz mußten selbst die beiden Serasker zugeben, daß Mohammed Sokolly nur weise handle, wenn er voll Umsicht und ohne Überstürzung die Rüstung bereite, welche dem osmanischen Riesenleib nicht minder zum Angriff, wie zur Vertheidigung dienen sollte.

Der bedachtsame Eifer, welchen der Großwesir hier entwickelte, hinderte ihn nicht, das Freundschaftsband, das ihn seit Jahren mit Marc' Antonio einte, fortbestehen zu lassen. Für Sokolly stand der endliche Sieg seines Gebieters außer Frage; und wenn er Barbaro gegenüber die Möglichkeit des Unterliegens für Selim zugab, so folgte er mehr dem Gebot der Artigkeit, als seiner aufrichtigen Meinung.

Aber noch ein zweiter Grund bewog den Großwesir zur Entfaltung seiner ganzen Beredtsamkeit und trieb ihn öfter, als je zuvor, zu abendlicher Stunde in den Palast Barbaros. Er wußte, wie bitter der Letztere Joseph Nassy haßte, er wußte, daß der Bailo in dem neugeschaffenen Herzog den wahren Urheber der Kriegserklärung gegen Venedig sah. Unverhohlen

hatte Barbaro dies ausgesprochen und Mohammed Sokolly es zwar nicht eingestanden, doch auch nicht bestritten. Seine Hoffnung, daß die neue Würde den jüdischen Günstling zu unüberlegten Handlungen oder Forderungen verführen werde, hatte sich nicht erfüllt; da war ihm endlich ein Gedanke durch den Kopf gefahren, zu dessen Ausführung er der entschiedensten Beihülfe Barbaros bedurfte. So befremdlich ein privates Bündniß der beiden einflußreichen Männer auch war, Mohammed Sokolly wollte den Versuch wagen, nicht ohne Grund darauf rechnend, daß der gemeinsame Haß ihm den Weg endlich bahnen werde, wo andere Gründe sich als zu schwach erwiesen hatten.

Mit ernster Miene betrat er den ihm wohlbekannten Empfangssaal des Bailo, ernst war der Gruß, mit welchem dieser seinen hohen Gast empfing. Aber als Barbaro nun den Mund zur Frage nach den Wünschen Sokollys aufthat, da hätte ein schärferer Beobachter, als es der Großwesir in diesem Augenblick war, in den Zügen des Venetianers lesen können, daß er schon zu wissen glaubte, was Jener ihm anzuvertrauen gedenke.

Ein feines Lächeln bestätigte dies, als Mohammed nun anfing: „Was wir in ernsten Gesprächen erörtert haben, ließ mir in meinem Palast keine Ruhe.

Zwar können wir Beiden den Krieg nicht abwenden, aber Eines können wir: dem Anstifter jenes Krieges die Frucht desselben rauben, falls Ihr gesonnen seid, mir Euren Beistand zu leihen!"

Ein Leuchten der Schadenfreude flog blitzschnell über das Antlitz Barbaros; doch er war viel zu sehr Diplomat, um seine Genugthuung vorschnell zu verrathen, und so antwortete er nur gedämpften Tones: „Ihr meint den Hebräer?"

Statt einer Entgegnung nickte Sokolly nur mit dem Haupte und Barbaro fuhr fort: „Sprecht, wie habt Ihr Euch die Ausführung Eures kühnen Planes gedacht? — Der Schlaue besitzt das Ohr Selims durch seine Schmeichelworte, das Herz des Padischahs durch seine Schätze und Gaben, welche er dem Gebieter unaufhörlich spendet. Wir sind zu stolz und zu arm, um es dem Herzog in dem Einen wie dem Anderen gleichzuthun; darum müssen wir mit der äußersten Vorsicht zu Werke gehen, wenn wir uns nicht in das eigene Fleisch schneiden wollen!"

Mit einer Regung des Unmuthes sah der Großwesir auf den Freund; er hatte weniger Bedenken erwartet und erwiderte befremdet: „Habt Ihr Eure Meinung über den neuen Herzog seit einigen Tagen geändert? Ist Euer Haß dem Wohlwollen oder der

Furcht vor ihm gewichen? — Dann habe ich mich umsonst herbemüht und ich müßte den Palast Barbaro verlassen mit der Überzeugung, daß es unter den Söhnen der Marcus-Republik keine entschlossenen Männer mehr giebt!"

Die Antwort war geradezu verletzend; dennoch beleidigte sie den Bailo nicht, denn sie bewies, daß es dem Großwesir heiliger Ernst mit seinem Anliegen sein müsse. Jeder Zweifel an der Aufrichtigkeit Sokollys schwand und verbindlich erwiderte Marc' Antonio: „Wenn Selims verdientester Wesir dem Vertreter der erlauchten Republik die Ehre seines Besuches schenkt, so beweist er damit, daß er besser von den Söhnen Venedigs denkt, als er in dieser Stunde eingestehen mag. Nicht um meinetwillen, nur um des Staates willen, dessen Vertrauen mich hierher sandte, mußte ich die Nothwendigkeit der Vorsicht betonen!"

„Venedig selbst wird Euch Dank wissen, wenn unser Vorhaben gelingt!"

„Das hoffe ich! Mich aber laßt hören, was meine bescheidene Kraft thun kann, um die Pläne des Großwesirs zu fördern!"

Da begann Sokolly: „Ihr wißt, daß die Signorie uns mit trockenen Worten mitgetheilt hat, wie Joseph Nassy zu Venedig Madonna Leonore Quirini durch

seine heimliche Werbung zu bethören suchte. Ihr wißt ferner, daß der Hebräer den vermessenen Plan hegt, auf Cypern die zerstreuten Stämme seines Volkes zu einem Ganzen zu sammeln und als ihr König ein neues Reich der Juden zu gründen. Die Hochherzigkeit und Großmuth Selims hat seine Klugheit besiegt und der jüdische Geldwechsler wird früher oder später seine kühnsten Träume verwirklicht sehen. Die Gunst des Großherrn ist ihm für das Erste nicht zu rauben, der cyprische Wein erweist sich stärker, als all' meine Einwände. So muß Joseph von Naxos in den Augen seiner eigenen Glaubensgenossen zum Abtrünnigen gestempelt werden!“

Barbaro sah fragend in das Antlitz Sokollys, als sehe er nicht ein, mit welchen Mitteln er selbst dazu beitragen könne; dann fragte er: „Und wenn das Letztere geschehen ist, wie, glaubt Ihr, könnte die Stellung des Hebräers dadurch erschüttert werden?“

„Laßt nur das Eine gelungen sein, so sorge ich wenig um das Übrige; das kommt ohne unser Zuthun, sofern ich den Verhaßten recht kenne. Ihr aber wollet Sorge tragen, daß Leonore Quirini unter irgend einem Vorwand Venedig verlasse, daß wir den Namen und Kurs des Fahrzeuges, welches sie über das Meer bringt, genau erfahren!“

Barbaro glaubte zu verstehen und antwortete halblaut: „Ihr wollt Leonore Quirini mit Gewalt nach Stambul schaffen?“

„Wenn meine Caper ihre Schuldigkeit thun, — ja! Nach Stambul und in die Nähe ihres jüdischen Liebhabers.“

„Das hieße ihm einen Dienst erweisen — “

„Einen Dienst, über welchen er zu Fall kommen soll!“ — Der Großwesir rückte seinen Sessel nahe zu dem des Bailo hin und redete diesem lange und eifrig zu, bis der Venetianer in den Gedankengang seines Gastes eingeweiht war und bekennen mußte, daß die List desselben trefflich ausgesonnen und erfolgversprechend sei.

Nur Eines schuf Barbaro Pein, die Erwägung, daß er die Zukunft, vielleicht gar das Leben einer Tochter Venedigs gefährden müsse, um das ersehnte Ziel zu erreichen. Noch einmal gab er zu bedenken, ob kein anderes Mittel ebenso wirksam sein werde; aber voll Ungeduld wandte der Großwesir ein, daß das Wohl und Wehe einer Einzelnen nicht in Betracht kommen könne, wo ohnehin bald um Tausende die blutigen Würfel fielen. Mit geharnischten Worten rief er dem Bailo die Nachtheile ins Gedächtniß, welche der Krieg voraussichtlich für die Republik im Gefolge

haben werde, und der Haß auf Nassy überwand allmählich auch bei Barbaro jedes andere Gefühl.

Dennoch wollte sich der ritterliche Sinn des Venetianers nur schwer mit dem Gedanken vertraut machen, daß er durch eine betrügerische Vorspiegelung die Schuldlose in ein ungewisses Verhängniß locken sollte. Doch auch darauf hatte Sokolly die Antwort, daß die Thätigkeit Barbaros beendet sei, sobald er der Signorie den Vorschlag des Großwesirs unter dem Siegel absoluter Verschwiegenheit unterbreitet habe; die Ausführung liege in den Händen der Zehn und auf sie falle jegliche Verantwortung.

Wohl empfand Barbaro das Verwerfliche dieser Ausflucht; doch was kümmerte ihn zuletzt das Loos eines Weibes, welches sich schon dadurch, daß es die Werbung eines Hebräers duldete, in den Augen jedes Venetianers das Brandmal der Schmach selbst aufgedrückt hatte! — Dieser Erwägung hatte es nur noch bedurft, um den letzten Rest von Widerstand in der Brust des Bailo zu überwältigen. Als Mohammed Sokolly endlich den Palast verließ, that er es im Besitz der eidlichen Zusage schnellster und gewissenhaftester Erfüllung seiner Wünsche durch Marc' Antonio. —

Schon am folgenden Morgen stach eine Galeere,

an deren Bord sich ein Geheimschreiber des Bailo befand, in See. Der Letztere trug ein ausführliches Schreiben Barbaros, welches den Rath der Zehn den Vorschlägen Sokollys geneigt machen sollte, bei sich und traf nach schneller Fahrt in Venedig ein.

Hier fand der hinterlistige Plan den Beifall der Mehrheit. Die Lust, an dem neuen Beherrscher des ägäischen Meeres Rache zu nehmen für den Freimuth, den er als Gesandter bewiesen hatte, überwog jedes Gefühl der Billigkeit und Gerechtigkeit gegen die Familie Quirini. Aber Doge und Signorie waren gewandt genug, ihre Maßnahmen unter dem Schein des Wohlwollens zu treffen. Marcus Quirini wurde zum Kapitän einer Galeere und Führer einer kleinen Flotte ernannt, welche in dem bevorstehenden Kriege die Verbindung zwischen Cypern, den übrigen Inseln des mittelländischen Meeres und dem Mutterstaat aufrecht erhalten sollte und in Cypern ausgerüstet wurde; Giovan' Antonio übertrug die Signorie das Amt eines Rentmeisters der venetianischen Söldner zu Famagusta.

Das Haupt der Familie, der betagte Vincentio, hatte inzwischen das Zeitliche gesegnet; mit ihren beiden Brüdern lebte Leonore still und zurückgezogen im väterlichen Hause. So sehr Jene bemüht waren,

den Schleier des Geheimnisses über die Vorgänge im Dogenpalast und im Fondaco der Türken zu breiten, hatte das tausendzüngige Gerücht sich dennoch auch dieser Thatsachen bemächtigt. Ins Fantastische erweitert, durchlief die Erzählung die Kreise der Nobili. Ohne Waffen gegen das Werk der Klatschsucht mußten die Brüder Leonorens ihren Grimm schweigend tragen; umsomehr litt die Letztere unter den Vorwürfen, welche in mancher Stunde gegen sie erhoben wurden.

Leonore sammt den Brüdern dünkte es deshalb eine Erlösung aus peinvollster Lage, als der Befehl der Signorie Marcus und Giovan' Antonio nöthigte, Venedig zu verlassen. Die natürliche Folge war, daß auch die Schwester dort nicht mehr verweilen konnte und ihre Brüder beschwor, sie mit sich zu nehmen. Umsonst stellten ihr die Beiden vor, daß es sich in Famagusta um Sieg oder Untergang handle; wie der Gedanke die Unglückliche nicht zu schrecken schien, wähnten die in ihrem Stolz so tief Verletzten, der beste Ausweg aus allem Wirrsal sei ein gemeinsames Ende in dem Toben des Kampfes, welchen Joseph Nassy in frevlem Sinn heraufbeschworen habe.

Joseph Nassy! — Sein Name war nicht mehr über die Lippen der Beiden gekommen, und doch war

es seine Gestalt, die sich trennend zwischen Schwester und Brüder stellte, sein bleiches Antlitz, das Leonore immer um sich zu sehen glaubte! — Mochten die Venetianer es mit Beschuldigungen und hämischen Lügen zu entstellen suchen, — in den Augen Leonorens trug es die Dornenkrone des Märtyrers, welche selbst der neue Huldbeweis des Sultans nicht zu überstrahlen im Stande war. In jener bitteren Trennungsstunde hatte sie den Geliebten ganz erkannt, die Größe seiner Gesinnung, die Reinheit seiner Absichten. Und wenn er jetzt auch Vergeltung brütete, hatte er dazu nicht ein Recht? Er wäre kein Mann, wenn er die Beleidigungen der Signorie ungeahndet ließe! Ja, die Tochter Vincentios, deren sanftes Gemüth von den Klagen, die sie aus dem Munde der Ihren vernehmen mußte, mit Bitterkeit getränkt war, gefiel sich in Stunden der Einsamkeit in dem Gedanken, daß Joseph Nassy um ihretwillen zum Schwert gegriffen habe.

Doch ebenso oft sank ihr der Muth und sie erschauerte bei der Vorstellung, daß Hekatomben Unschuldiger geopfert werden sollten um des Geliebten, um ihrer selbst willen. Auf seiner Seite war das Recht, sein mußte der endliche Sieg werden! Aber jeder Schwertstreich, den ein türkischer Arm führte,

bedrohte ein venetianisches Haupt, jedes Geschoß war auf eine venetianische Brust gerichtet!

Es war Leonore, als vernähme ihr Ohr schon den Donner der Feuerschlünde, das Knirschen und Schnauben der Kämpfenden, das Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden. Und aus solcher Saat von Jammer und Zerstörung sollte die Frucht endlicher Vereinigung der Liebenden reifen? — War es nicht wie ein Hohn auf jene Gefühle, von der ersten Regung jungfräulicher Befangenheit und räthselhafter Scheu bis zu rückhaltloser Hingabe und leidenschaftlichstem Trennungskampf, denen sie in ihrem Herzen einen Tempel der Erinnerung, der stummen Trauer, hatte erbauen wollen?! Und selbst wenn Joseph siegte, welch' ein Meer von Elend umgab sie ringsum, wie tief sank die Hoffnung auf ein Glück, das sich ihr nur einen Augenblick in nächster Nähe gezeigt hatte, um desto weiter zu fliehen! — —

Die Stunde der Abfahrt war endlich herangekommen. Marcus und Giovan' Antonio hatten sich als besondere Gunst erbeten, ohne jedes Aufsehen, jede Ehrenbezeugung, die Fahrt an ihren neuen Bestimmungsort antreten zu dürfen. Düsteren Blickes verschlossen sie hinter sich den väterlichen Palast; nur Leonore vergoß heiße Thränen, als sie die liebge-

wordene Stätte mied und die Gondel bestieg, welche sie an Bord der Kriegsgaleere zu fernentlegenen Zielen bringen sollte.

Schwermuthsvoll sah sie auf die Thürme und Kuppeln Venedigs zurück, als sie langsam durch die Fluthen von dannen fuhr; wie Schweres sie auch in letzter Zeit erlitten hatte, — in diesem Moment überwog alles Andere der Schmerz um die Heimath, die sie vielleicht nie wieder sehen würde. Aber unaufhaltsam setzte das Schiff seinen Lauf fort und bald umgab Nichts als die rastlos bewegte Wasserfläche seine Planken.

Es war eine schweigsam-freudlose Fahrt; keine Freundin, keine Dienerin leistete der Tochter Vincentios Gesellschaft, sie war das einzige weibliche Wesen auf dem Fahrzeug. Selten nur richteten die Brüder ein Wort an sie; einsam saß sie in der Kajüte, ihren Gedanken nachhängend, in das Weite starrend, das ewige Einerlei des Firmamentes, der Meerfluth über und neben sich. Oft genug trieb das Verlangen nach dem Laut einer Menschenstimme sie auf das Verdeck; aber der Besatzung des Schiffes legte die Ehrfurcht vor der Schwester ihres Kapitäns Zwang in Worten und Äußerungen auf. Nur die bedauernden Blicke der alten, wettergebräunten Matrosen ver-

riethen eine Theilnahme, für welche es an Worten gebrach. —

Ohne Unfall war das adriatische Meer durchsegelt, die Galeere befand sich der Südspitze Moreas gegenüber und steuerte auf die Insel Cerigo los, als der Wächter im Mastkorbe das Nahen einiger Segel meldete. Noch war nicht zu erkennen, ob dieselben Freunden oder Feinden gehörten; Marcus Quirini ließ jedoch für jeden Fall die Vorbereitungen zum Kampfe treffen, die Geschütze laden, Büchsen und Hellebarten, Schwerter, Enterbeile und Haken an die Mannschaft vertheilen und einem Jeden seinen Platz anweisen. Eifrig spähte er dann selbst über die Wogen hin und sein geübtes Auge entdeckte bald, daß er in den Gesichtskreis einer Abtheilung türkischer Kriegsfahrzeuge gerathen sei, die voll Eifer auf ihn Jagd machten.

Näher und näher kamen die unerwünschten Gegner und ein Zusammenstoß war unvermeidlich, wenn die Venetianer nicht vorzogen, durch eine außerordentliche Kraftanstrengung in der Flucht ihr Heil zu suchen. Doch der Erfolg war fraglich und weder Marcus noch Giovan' Antonio konnten sich mit dem peinlichen Gedanken vertraut machen. Oft genug hatte sich in vergangenen Zeiten die Seemacht der Republik

in kriegerischer Tüchtigkeit mit der osmanischen gemessen und den Sieg über den Halbmond errungen; mochten auch drei feindliche Schiffe den Venetianern drohend nahen, — der Muth der Letzteren sollte dem Marcusbanner dennoch den Sieg verleihen!

Auf ein Gebot des Capitäns hielt die Galeere in ihrem Lauf inne; Quirini wollte den Ungläubigen zeigen, daß er ihre Übermacht nicht fürchte. Mit Kugeln und Ketten, Blei und Steinen waren die Kanonen geladen; man wartete nur die größere Nähe der Türken ab, um ihnen den ersten heißen Gruß entgegen zu senden.

Der Augenblick sollte sich nicht lange mehr verzögern. Auch die Feinde hatten kriegerische Vorbereitungen getroffen; fast gleichzeitig mit dem Krachen der venetianischen Geschütze flammte aus den Breitseiten der drei türkischen Galeeren ein Feuerstrahl und Wolken von Pulverdampf verhüllten auf kurze Zeit die Fahrzeuge.

In Hast gebot Quirini den Seinen, das Schiff zu wenden und den Gegnern die andere Seite zuzukehren. Doch zu seinem Schrecken mußte der Tapfere erkennen, daß die Galeere dem Steuer nicht mehr gehorchte. Während die meisten türkischen Geschosse zu hoch geflogen waren, hatte eine feindliche

Kugel die Verbindung zwischen Steuer und Fahrzeug zerstört; und bevor die Wendung mit den Rudern allein ausgeführt war, strebten zwei der türkischen Schiffe schon, sich an die beiden Langseiten des Venetianers zu legen.

Da sahen die Brüder ein, daß der gewisse Untergang ihr Loos sein werde und die einzige Rettung darin bestehe, die Flagge zu streichen und sich den Moslemin zu ergeben. Sie tauschten über die bittere Nothwendigkeit hastig ihre Gedanken aus; doch weder Marcus noch Giovan' Antonio glaubten solche Schmach überleben zu können, und lieber wollten sie ruhmvoll untergehen, als zum Gespötte der Ungläubigen werden. An irgendwelche Rücksicht auf Leonore und die Besatzung dachte Marcus nicht; mit grimmiger Lust gab er Befehl zum Abfeuern der Geschütze, sobald die Drehung ausgeführt sei. Kaltblütig und pünktlich wurde er befolgt und krachend durchschlugen die aus gefährlichster Nähe entsandten Vollkugeln die Wände der einen türkischen Galeere.

Ein furchtbarer Wuth- und Weheschrei bewies, daß die Wirkung eine verheerende gewesen sein mußte; während das andere Fahrzeug Anstalten zum Entern traf, begann das zerschossene sich langsam auf die Seite zu neigen und tiefer, immer tiefer zu sinken.

Fast schien es, als sollten die Siegesaussichten sich zu Gunsten der Venetianer wenden. Der untergehenden kam die dritte der feindlichen Galeeren zu Hülfe; während jene sank und die Wogen schäumend über ihr zusammenschlugen, mühte sich diese, die ertrinkende Mannschaft aus dem feuchten Grabe zu retten. Nur das türkische Hauptschiff setzte den Kampf gegen das Marcusbanner entschlossen fort, aber auch das erstere allein war ein nicht zu verachtender Gegner! Zum dritten Male sollten die venetianischen Kanonen ihr Zerstörungswerk nicht vollenden. Ehe sie die schweren und unbeholfenen Geschütze neu geladen hatten, überschüttete ein Kugelhagel aus türkischen Rohren das Verdeck; dann flogen die Enterhaken über Bord, krachend stießen die Planken zusammen und mit gellenden Allah-Rufen sprangen die Mohammedaner auf die venetianische Galeere.

Ein hartnäckiger Kampf begann, klirrend kreuzten sich Schwerter und Hellebarten, durch die Fugen der Panzer suchten die todbringenden Waffen sich eine Bahn, Todte und Verwundete sanken auf das Verdeck oder über Bord. Aber die Entscheidung schwankte lange hin und her. Wie zwei junge Bären fochten Marcus und Giovan' Antonio, und wo die Ihren am schwersten bedrängt waren, sah man die Klingen

der Tapferen blitzen. Zweimal gelang es ihnen, das eigene Verdeck von den Scharen der Gegner zu säubern; allein als sich jetzt an ihre noch freie Seite die dritte türkische Galeere nach Beendigung ihrer Rettungsarbeiten legte und auch von ihrem Verdeck Streiter auf Streiter hinübersprangen, da war das Geschick der Venetianer entschieden. Vergebens hatten die Brüder selbst die Ruderknechte zu den Waffen gerufen; kämpfend zogen sie sich auf das Hintertheil des Schiffes zurück, entschlossen, lieber zu sterben, als die Schonung der Sieger anzuflehen! —

In der Cajüte hatte Leonore inzwischen eine Stunde voll unaussprechlicher Angst durchlebt. Erst kurz vor Lösung der ersten Geschützsalve war Giovan' Antonio zu ihr getreten, um ihr mitzutheilen, daß eine Begegnung mit feindlichen Schiffen unmittelbar bevorstehe; im Übrigen waren einige beruhigende Worte und der gemessene Rath, sich nicht aus der Cajüte zu entfernen, Alles gewesen, das der Bruder ihr in diesem ernsten Augenblicke zu sagen gehabt hatte. Kaum war er wieder von hinnen geeilt, als der Kampf mit seinem markerschütternden Getöse eröffnet worden war.

Furchtbar und herzbeklemmend hallte der Donner aus den Feuerschlünden und das Geschrei der wuthentbrannten Widersacher in der Brust Leonorens

wieder. Es waren ja ihre leiblichen Brüder, um welche die Schrecken des Todes rasten, und unter den Feinden befanden sich vielleicht Untergebene des Mannes, den sie liebte, befand dieser selbst sich vielleicht!

Das Getümmel mehrte sich, das starke Schiff ächzte in seinen Fugen und schwankte auf den Wogen hin und her, als ob es in der nächsten Minute auseinanderbersten müßte. Der Geschützdonner war verstummt, dafür schallten wilde Rufe, dumpfes Brüllen und helles Kreischen furchtbar an das Ohr der Bebenden. Keiner der Brüder ließ sich mehr sehen; statt ihrer brachte ein alter Matrose einen scharfgeschliffenen Dolch, den er mit den Worten: „Der Capitän und der Rentmeister lassen Euch sagen, daß die Feinde siegen und uns nur Tod und Untergang bleibt!" vor Leonore auf einen Tisch niederlegte.

Entsetzlich nah schimmerte die tödtliche Waffe; o, Leonore verstand nur zu gut die Meinung der Brüder, die zugleich eine Mahnung war, den Gegnern nicht lebend in die Hände zu fallen. Sie wußte, welch furchtbares Geschick die Christinnen traf, welche die Beute der osmanischen Würger wurden; sie hätte in ihrer Verzweiflung nicht gezögert, den Stoß zu führen, der sie aus aller Noth erlösen würde, wenn nicht

ein schwacher Hoffnungsschimmer ihre Hand zurückgehalten hätte!

In fieberhafter Erregung lauschte sie; ihr war, als ob sie in allem Kampflärm hin und wieder eine Stimme höre, deren Klang sie an die Stimme des Geliebten erinnerte, als er ihren Brüdern im Fondaco mit bewaffneter Hand Trotz geboten hatte. Die Tochter Vincentios hätte hinauseilen mögen, sie war entschlossen, es zu thun; aber die Glieder versagten ihr den Dienst und als sie endlich sich selbst bezwungen und die ersten Schritte mühsam gethan hatte, trat jener Alte ihr wieder im Eingang der Cajüte entgegen.

Ernst weilte sein Blick auf der Fassungslosen, dann hob er an: „Alles ist verloren und binnen wenigen Minuten wird kein lebender Venetianer mehr auf diesem Schiffe sein. Eure Brüder senden mich, um zu sehen, ob Ihr den Rath derselben befolgtet, oder vorzieht, den Lüsten der türkischen Hunde zum Spielball zu dienen?“ — Dabei deutete er mit einer nicht mißzuverstehenden Bewegung auf den Dolch.

Leonore erbebte; der Gedanke an den Tod durch eigene Hand war ihr so furchtbar, wie die Aussicht, die Gefangene der Moslemin zu werden. Aber während sie mit der Antwort zögerte, trat der Alte näher

und sprach: „Die Zeit ist kurz gemessen; entschließt Euch rasch, sonst soll mein Arm —“

Er vollendete nicht, aber seine Rechte streckte sich nach der Waffe aus und schien willens, sie zu ergreifen.

Da verstand Leonore erst die Absicht des Furchtbaren und entsetzt rang es sich von ihren Lippen: „Bist Du gekommen, mich zu morden?“

Der Alte zuckte die Achseln und entgegnete dumpf: „Befehl des Capitäns!“

Befehl des eigenen Bruders? — Die Sinne drohten Leonore zu schwinden. Doch sie fühlte in aller Ohnmacht, daß sie noch mit tausend Fasern am Leben hänge, und wenn etwas sie zum Widerstand stärken konnte, so war es dies herzlose Gebot. Sie konnte den Brüdern nicht das Recht einräumen, über das Leben der Schwester zu verfügen, sie wollte nicht aller Hoffnung entsagen. Und bebenden Mundes entgegnete sie dem Alten: „Du kannst mich nicht tödten, — Du darfst es nicht! Was meine Brüder Dir auch geboten, — denk' daran, daß über ihnen und Dir ein höherer Richter steht.“

„Es ist ein gutes Werk, das ich vollbringen soll; macht mir es durch Euren Widerstand nicht noch schwerer!“ Die schwielige Faust des Alten packte bei

diesen Worten den Stahl, um ihn gegen sein wehrloses Opfer zu zücken.

Da sank Leonore auf's Knie, in Todesangst erhob sie die Hände gegen den Unerbittlichen und rief flehend: „Wenn Du ein Weib hast, wenn jemals das Angesicht einer Tochter Dir entgegenlächelte, o so denk' ihrer, — und Du wirst Mitleid mit mir haben und Barmherzigkeit üben, wo Marcus und Antonio keine kennen!“

Der Alte zögerte; zwischen den Zähnen murmelte er einen Mädchennamen, seine Augen schienen feucht zu werden. Doch im nächsten Moment sprach er rauh: „Die Heiligen wissen, wie ich die Meinen liebe! Aber wenn meine Marietta an Eurer Statt stünde, — ich würde ihr lieber den Dolch mit fester Hand ins Herz stoßen, als sie eine Beute der Ungläubigen werden lassen.“

Vor dem entschlossenen Ausdruck seiner Züge wich Leonore unwillkürlich zurück; und als der Alte sich drohend und doch mit Zögern über sie beugte, erhob sie sich und floh bis in die entlegenste Ecke der Cajüte.

Hier befand sich in einer Nische eine Statue der Gottesmutter mit dem Jesuskinde; in einer Ampel davor brannte ein ewiges Licht. Auf den Betschemel vor dem Bildniß warf die Tochter Vincentios sich

nieder, mit der Hand die Statue umklammernd und in stummer, hoffnungsloser Qual das Ende erwartend.

Doch der tödtliche Stoß erfolgte nicht, der rauhe Seemann brachte es nicht über sich, im Angesicht der Madonna zum Vollstrecker des furchtbaren Befehls an der Betenden zu werden. Er wußte nicht, was ihn trieb, aber auch er fühlte sich vor die Füße des Bildnisses niedergezogen und in abgerissenen Sätzen sandte er ein inbrünstiges Gebet um Errettung nach oben.

Da flog die Thür der Cajüte auf, ein Getümmel entstand, Waffenlärm und die Stimmen der Kämpfenden erschallten in nächster Nähe; im Handgemenge stürmten Venetianer und Muselmänner gleichzeitig in diesen letzten, von den Feinden noch nicht betretenen Raum.

Mühsam hielt Giovan' Antonio, den vom Blut der Gegner gerötheten Degen in der tapferen Faust, sich noch aufrecht; ihn selbst hatte eine Feindeswaffe getroffen gleich dem Bruder, welcher verwundet auf dem Verdeck lag. Um den Rentmeister schaarten sich Alle, die noch eine Waffe zu schwingen Kraft hatten; doch ihrer waren nur wenige. Als der türkische Befehlshaber eindrang und den Umzingelten zurief, ihren fruchtlosen Widerstand endlich aufzugeben, murmelte

Giovan' Antonio zwar ein unbeugsames „Niemals“. Doch in derselben Minute entsank ihm der Degen, er selbst wankte und fiel in die Arme eines seiner Matrosen. Da streckten diese, erschöpft und kampfesmüd, die Waffen, in dumpfer Ergebung erwartend, was der Sieger über sie verhängen werde.

Forschend sah der Letztere sich in der Cajüte um; ein Blitz des Triumphes schoß aus seinen Augen, als er die Gestalt Leonorens entdeckte. Der Matrose, der sich beim Nahen seines Gebieters aufgerafft und am Kampf betheiligt hatte, bedrohte ihr Leben nicht mehr; sie selbst lag, ihrer Sinne nicht mächtig, einer Todten gleich, vor dem Madonnenbilde.

Auf einen Ruf des Moslems mußten seine Untergebenen sammt den Gefangenen allen die Cajüte räumen; streng gebot Jener, für die Verwundeten beider Parteien Sorge zu tragen, die Erschlagenen dagegen ins Meer zu werfen. Gleichzeitig ließ er seinen Schiffsarzt rufen und ihn zu Leonore führen.

Der Heilkundige betrachtete die Ohnmächtige theilnahmsvoll und aufmerksam; dann zog er aus einem Täschlein, das er am Gürtel trug, eine Phiole, flößte Jener einige Tropfen daraus ein und hatte bald die Genugthuung, sie die Augen aufschlagen und zum Bewußtsein zurückkehren zu sehen.

Voll Angst sah Leonore um sich, doch bald belehrten die fremden Gestalten und Mienen sie über den furchtbaren Wandel, der hier in den letzten Minuten stattgefunden hatte. Sie glaubte sich schon aufs Neue bedroht, und mit der Bitte um Erbarmen und Schonung hob sie die Hände zu Denen, von welchen sie das Schlimmste befürchtete.

Doch wie staunte sie, als der Befehlshaber der Feinde nun in gebrochenem, doch immerhin verständlichen Venetianisch zu ihr sprach: „Fürchtet Nichts, Madonna Quirini, denn um Euretwillen allein sind wir in See gestochen! Zwar haben die Euren es uns schwer gemacht, bis zu der schönen Bewohnerin dieser Cajüte zu gelangen; wir aber freuen uns, endlich des Glückes, Euch zu sehen, theilhaftig geworden zu sein!“

Verwirrt, befremdet vernahm die Tochter Vincentios die seltsame Anrede. Alles dünkte ihr räthselhaft und sie wußte nicht, ob sie die Worte des Muselmannes für Ernst oder Spott nehmen sollte. Ihr Herz schwankte zwischen Furcht und bangem Hoffen; sie wollte nach ihren Brüdern, nach hundert anderen Dingen fragen, aber schon fuhr jener fort:

„Auf diesem Fahrzeug kann Eures Bleibens nicht länger sein, ein besserer Aufenthalt ist Euch in meiner

Galeere bereitet. Befehlt nur, wieviel Eurer Habe und Kostbarkeiten meine Untergebenen von hier für Euch mitnehmen sollen; dann macht Euch fertig, um mit uns nach Constantinopel zu fahren!"

Nach Constantinopel? — Das eine Wort wirkte wie ein Zauberruf; nach Constantinopel war ja der Geliebte gesegelt, in Constantinopel durfte Leonore hoffen, ihm nahe zu sein und mit ihm vereinigt zu werden. Wie konnte sie noch Zweifel hegen, wer anders als Joseph, der Herzog von Naxos, hatte einen Theil seiner Schiffe ausgesandt, um sich die Braut in den Wettern der Schlacht zu gewinnen? —

Leonore glaubte den Türken ganz zu verstehen; zum Erstaunen desselben erklärte sie sich ohne fernere Fragen bereit, ihm zu folgen. Mit fliegendem Athem bezeichnete sie die Truhen, in welchen ihre Habseligkeiten geborgen waren; während dieselben von braunen Matrosen fortgeschafft wurden, schritt sie aus der Cajüte, die Blicke unverwandt auf das Fahrzeug gerichtet, das ihr für die nächste Zeit zur schwimmenden Behausung dienen sollte.

Der Muselmann hatte schon zuvor Befehl ertheilt, die Verwundeten unter Deck zu schaffen und die Spuren des mörderischen Ringens so rasch wie möglich zu tilgen. Aber die Zeit war viel zu kurz und die

Tochter Vincentios mußte die Augen schließen und den Schritt hemmen. Ihr Fuß sträubte sich, die Lachen von Menschenblut zu durchschreiten, welche das Verdeck netzten; an ihr Ohr schlug das herzzerreißende Ächzen der Schwergetroffenen und weckte in ihrer Brust ein schmerzliches Echo.

Dennoch gab es kein Zurück! Auf das Geheiß des türkischen Capitäns nahten zwei herkulische Aethiopier; auf ihren Achseln sollten sie Leonore in einem Sessel von hinnen tragen. Mit grinsenden Mienen hoben sie die Zitternde empor und schritten, von dem Gebieter und dem Arzt begleitet, über das Verdeck.

Schon hatten sie die Stelle fast erreicht, von wo der Übergang auf die türkische Galeere am leichtesten auszuführen war; verhüllten Hauptes saß Leonore, sie wollte keinen Abschied von den Brüdern, welche ihr den Mordstahl und den Vollstrecker ihres fürchterlichen Rathschlusses gesandt hatten, sie fühlte, daß es in dieser Stunde das letzte Band, welches sie noch mit den Ihren verknüpfte, zu zerreißen gelte.

Da vernahm sie den Ruf „Leonore“, leis und seufzend, wie von den Lippen eines Sterbenden. Es war die Stimme Giovan' Antonios, des Milderen der Brüder, die Stimme, die in früheren Jahren weich und liebevoll gelautet hatte. Ein tiefer Schmerz

durchzog die Brust der Schwester; was auch zwischen sie und Jenen getreten war, — Leonore mußte glücklicher Zeiten gedenken, mußte sich umwenden, um dem Unseligen einen Blick als letzten Gruß zuzuwerfen.

Und sie sah den Verwundeten mit aufgerichtetem Oberkörper die Hand nach ihr ausstrecken, sie hörte seine Worte: „Leonore, — Schwester, — nur einen Blick, — nur ein Wort, daß Du mir verziehen hast!"

Aber ohne einzuhalten trugen die beiden Aethiopier ihre leichte Last weiter. Leonore konnte nur ein Zeichen mit der Hand geben, — Giovan' Antonio verstand es nicht. Da erschallte unfern von ihm eine andere Stimme, die seines Bruders, welcher knirschenden Mundes rief: „Sie läßt sich ohne Sträuben von den Moslemin entführen. Es war ein abgekartetes Spiel, — Fluch über die Verworfene, — Fluch über ihren jüdischen Verführer!"

Er hatte es laut genug gerufen, um noch von Leonore verstanden zu werden. Doppeltes Weh erfaßte sie, — diese Verwünschung hatte sie nicht verdient! Sie hätte es dem Bruder sagen, ihn beschwören mögen, das bittere Wort zurückzunehmen; aber immer größer wurde die Entfernung zwischen Marcus und ihr, andere Stimmen übertönten die seine und kein Ruf hätte ihn mehr erreicht. Mit

einem Fluch sollten sie von einander scheiden, die von einer Mutter geboren, die unter der liebenden Zucht eines Vaters groß geworden waren!

Schon befand sich Leonore auf dem türkischen Verdeck und bald öffnete sich die Thür in einen üppig ausgerüsteten Raum, der ihr zum Aufenthalt angewiesen wurde. Doch Er, dessen Nähe die erregte Fantasie ihr immer gewisser, immer verlockender vorgespiegelt hatte, ließ sich nicht blicken. Umsonst spähte sie nach einem Zeichen von ihm; glänzend und prächtig war Alles, allein Nichts verrieth die Hand des Geliebten. Nicht hier sollte sie ihn wiedersehen, erst in Constantinopel, — so hoffte sie. O, daß sie die Tage, welche das Fahrzeug noch zur Vollendung seines Laufes brauchte, in kurze Stunden hätte verwandeln können! —

Sie war eine Zeitlang sich selbst überlassen, als der Befehlshaber ihr nahte; er brachte zwei Sklavinnen, welche einzig und allein zur Bedienung Leonorens bestimmt waren. Dann sprach er mit einem vieldeutigen Lächeln: „Die venetianische Galeere mag ihre Fahrt nun ungehindert fortsetzen; ich preise mich glücklich, den Befehl meines mächtigen Gebieters ausgeführt und Euch unversehrt den Euren entrissen zu haben. Die Wunden Eurer Brüder werden bald

14*

geheilt sein, deshalb sorgt nicht um jene Beiden. Laßt Eure Wangen rosiger strahlen; Mohammed Sokolly harrt Euer voll Verlangen!"

Mohammed Sokolly? — Leonore glaubte nicht recht gehört zu haben; die Bestürzung überwand ihre weibliche Scheu und angstvoll stieß sie die Worte aus: „Ihr nanntet einen falschen Namen, — Ihr meint Joseph, den Herzog von Naxos!"

Doch mit einem geringschätzenden Achselzucken erwiderte der Türke: „Der Herzog von Naxos hat mir nicht zu gebieten; ich folge nur den Befehlen des erhabenen Großwesirs!"

Ein Beben überflog die Gestalt Leonorens und verzweiflungsvoll rief sie, noch immer nicht fähig, sich in ihren Irrthum zu finden: „Nicht des Herzogs von Naxos, — nicht Joseph Nassys —?"

Und als der Moslem verneinend das Haupt schüttelte, da überkam sie die zermalmende Erkenntniß, wie ungeheuer sie sich selbst betrogen hatte, wie furchtbar das Schicksal plötzlich über sie hereingebrochen war. Mit dem Ruf: „So laßt mich sterben!" wollte sie an den Sklavinnen vorüber auf das Verdeck eilen und sich in die Wellen stürzen, denen jüngst erst so reiche Beute zutheil geworden war. Aber

starke Hände griffen nach ihr und zwangen die Tochter Vincentios auf ihr Ruhelager nieder.

Mochte der Schmerz, der sie durchtobte, sich hier in Thränengüssen und herzzerreißenden Klagen äußern, — den Türken focht es wenig an. So sehr ihn anfangs ihre Bereitwilligkeit überrascht hatte, so thöricht schien ihm jetzt ihre Verzweiflung. — Bei Strafe des Lebens schärfte er den Sklavinnen ein, unausgesetzt ein wachsames Auge auf die Gefangene zu haben; dann begab er sich auf das Verdeck.

Die türkischen Matrosen hatten inzwischen die Enterhaken eingezogen und bis auf ein einziges Tau die Verbindung mit der venetianischen Galeere gelöst. Auch dieses wurde jetzt gekappt und unter Geschützdonner und Siegesrufen fuhren die beiden osmanischen Fahrzeuge von dannen, das Schiff der Republik mit seinen überlebenden und verwundeten Insassen dem Spiel der Winde und Wogen überlassend.

II. Buch.

Achtes Kapitel.

Einige Wochen waren vergangen; in Constantinopel herrschte reges Leben, denn Sultan Selim gedachte den Jahrestag seiner Thronbesteigung durch einen festlichen Umzug prächtig und glanzvoll zu feiern.

Obgleich der Beginn des Schauspiels erst auf die Mittagsstunde anberaumt war, durchwogte schon in der Morgenfrühe eine bunt zusammengewürfelte Menge die Straßen der Hauptstadt. Neben dem bedächtigeren Türken sah man den schlauen Armenier und Griechen, den tapferen Albanesen, den handelskundigen Hebräer und manchen anderen charakteristischen Vertreter der von der Türkei unterjochten, oder mit ihr befreundeten Völker. In immer neuen Scharen strömten sie herbei, Jung und Alt, verschleierte Haremsfrauen mit ihren Eunuchen, trotzig und verwegen dreinschauende Sipahi und Ulufedschi.

Des Schreiens und Stimmengewirrs, des Schauens und Staunens war kein Ende. Aus den Fenstern der Häuser und Paläste, an denen der Zug des Padischahs vorüberkommen sollte, hingen kostbare Teppiche, oft von Goldbrocat flimmernd, bis zur Erde hinab; aber blendender, als aller Erdenglanz, übergoß, trotz der herbstlichen Jahreszeit, das Licht der Sonne Kuppeln und Minarets, Festland, Meer und Inseln!

Spannung, Neugier und freudige Erregung sprachen sich in allen Mienen aus; sie beherrschten nicht nur die schaulustige Menge, sondern auch alle Jene, die zu dem Oberhaupt der Gläubigen und seinem Hofe in näheren Beziehungen standen, oder den letzteren selbst bildeten. Denn wie der Sultan heute ein Gnadenverleiher war, so erwartete er selbst nach hergebrachter Sitte von seinen Würdenträgern ein reiches Geschenk als Dank für seine Huld. Und wehe Demjenigen, dessen Gabe seiner Stellung nicht entsprach!

Nach langem Harren nahte endlich die mittägige Stunde. Ein Kanonenschuß vom Atmeidan verkündete den Beginn der Feier; das Thor des Serais, die „hohe Pforte", ging auf und es erschien zuerst eine Anzahl Wasserträger, welche aus ihren gefüllten Schläuchen die Durstigen unentgeltlich und reichlich

tränkten. Jenen folgten Abtheilungen verschiedener Waffengattungen, mit ihren Agas und Kiajas; die Hofämter des Serais schlossen sich Diesen an. Darauf nahmen ihre Stelle im Zuge die Reiterscharen, die schon zuvor mit ihren rothen, gelben, grünen und weißen Fahnen außerhalb des Thores aufmarschirt waren. Sie schufen Platz für die Mitglieder des Divans, den Staatssecretär, die Defterdare, Kadiaskere und Wesire.

Begeisterte Rufe wurden laut, als hinter den kaiserlichen Kämmerern eine Heeresabtheilung von Janitscharen folgte. Roth wie Blut glühten ihre Fahnen mit der weißen Inschrift: „Es ist kein Gott, als Allah, und Mohammed ist sein Prophet!“ Auf den weißen Filzmützen der Truppen glänzten messingene Löffel, in den Händen trugen sie Lanzen, an der Seite den krummen Säbel, auf dem Rücken das lange Schießrohr. Dann verkündeten sieben ungeheure Fahnen mit Goldstreifen und sieben vergoldete Roßschweife, daß die Majestät des Sultans nahe.

Hundert Trompeter und Trommler machten einen betäubenden Lärm, mehrere hundert Mann der Arcieren-Leibwache, hohe Reiherbüsche auf den Filzmützen, mit seidenen Gürteln geziert, mit Bogen und Köchern bewaffnet, schritten dem Padischah voraus.

Vom Reichsmarschall geführt, gingen neben Jenen hundertundfünfzig Tschausche, die mit silberbeschlagenen Stäben ein klirrendes Getöse verursachten und die Luft mit dem Ruf: „Er lebe lang!“ erfüllten. Dann folgte die Lanzen-Leibwache Selims, mit goldenen Helmen und Speeren ausgerüstet; in ihrer Mitte der Beherrscher der Gläubigen selbst hoch zu Roß, von den wallenden Reihern der Hauptleute seiner Arcieren umgeben.

So zahlreich und glänzend der Zug auch war, vermißten die Zuschauer doch einige der hervorragendsten Persönlichkeiten in seiner Mitte. Umsonst schauten die Hebräer nach dem Herzog von Naxos aus, den sie in der Nähe des Sultans gewähnt hatten, und die Moslemin waren befremdet, Mohammed Sokolly, Lala Mustafa, Piale und Ebusuud nicht zu entdecken.

Doch ihr Befremden sollte bald ein Ende finden. Auf der nördlichen Seite des Atmeidan beim Mehterchane, dem Gebäude, in welchem die Heermusik ihr Quartier hatte, erhob sich ein prächtiger Thron auf lasurnen Säulen unter goldenem Baldachin, mit reichen Stoffen behangen, von vielfarbigen Zelten umgeben. Hierher nahm der Zug des Sultans seinen Weg unter dem Jubel der Bevölkerung.

Bei dem Arslanchane, dem Löwenzwinger, kamen ihm Mustafa und Piale nebst Joseph von Naxos und Ebusuud, auf der Mitte des Atmeidan der Großwesir mit allen Beglerbegen und dem Aga der Janitscharen verehrend zu Fuß entgegen. Zu Fuß begleiteten sie den Herrn, der unter dem lärmenden Getöse der auf der Südseite des Atmeidan aufgestellten Heermusik den Thron einnahm und den glückwünschenden Handkuß Josephs, der Wesire, der Agas des Hofes und Heeres, des Mufti und der Ulemas empfing.

Ein Lächeln der Befriedigung zeigte an, daß der Padischah von den Vorbereitungen zum Fest angenehm überrascht war. Er hatte vollauf Ursache, es zu sein! Mit feiner Schmeichelkunst hatte Mohammed Sokolly die Zelte der von den Vorfahren Selims besiegten Schahs und Sultane, sowie die aus der Königsburg von Ungarn fortgeschleppten Trophäen, zu beiden Seiten des großherrlichen Thrones aufstellen lassen. Der ganze Atmeidan war in einen Spiel- und Tummelplatz für das Volk und die Soldaten umgewandelt. Schon war die Bahn für den Wettlauf und die Reiterkünste der Mameluken, sowie die Gänge der Ringer und Athleten, abgemessen; Gaukler, Schattenspieler und Possenreißer, Becher- und Taschen-

spieler harrten nur der Stunde, in welcher ihnen gestattet wurde, ihre Gewandtheit zu zeigen; die Händler mit Zuckerwerk und Sorbet hatten ungeheure Vorräthe hergeschafft und dennoch ließ sich voraussehen, daß dieselben nicht genügend sein würden.

Wie Selim selbst ein Gegenstand der Schaulust war, so weidete sich sein Auge an dem Treiben des Volkes und er athmete auf, als der lästigste Theil der Ceremonie endlich vorüber war. Denn die Stunde der Ernte für ihn selbst trat nun ein! In streng bestimmter Rangordnung näherten sich wiederum die Beamten und Officiere, Jeder von seiner Dienerschaft begleitet, Jeder bemüht, durch den hohen Werth der Gabe seine Ergebenheit besonders glänzend zu bethätigen. Nur Jene, denen aus irgend einem Grunde die Gunst des Handkusses vorenthalten worden war, standen beschämt, in Sorgen über die fernere Gestaltung ihres Schicksals, eben so oft ein Gegenstand des Hohnes, wie des Mitleides der Zuschauer.

Mit mehr oder weniger Aufrichtigkeit betheiligten sich auch die Gesandten der fremden Mächte an dieser Eigenthümlichkeit des Festes und selbst Barbaro hatte es daran nicht fehlen lassen. Immer größer wurde die Menge der vor dem Sultan aufgehäuften Schätze. Neben Ballen syrischen Damastes,

indischer Gewebe und venetianischen Sammtes labte sich sein Auge an silbernen Tellern, die mit Goldstücken, und goldenen Tassen, die mit Edelsteinen gefüllt waren, chinesischem Porzellan und tartarischem Pelzwerk, arabischen Stuten, turkmanischen Hengsten, griechischen und ungarischen Sklaven und Sklavinnen.

Das Geschenk des Herzogs von Naxos bestand in einer Galeere, die mit cyprischem Wein beladen war. Das Fahrzeug selbst mit seinem köstlichen Inhalt ankerte zwar im Hafen; dafür hatte Joseph Nassy eine Nachbildung der Galeere in gediegenem Golde anfertigen lassen und bei der Überreichung den Sultan über die Bedeutung des Geschenkes aufgeklärt. Ein wohlgefälliges Schmunzeln verrieth, wie sehr die Gabe auf Beifall stieß, und wiederholte Versicherungen allerhöchster Huld überzeugten den Spender, daß er fester, denn je, in der Gunst des Gebieters stehe.

Aber auch Mohammed Sokolly und die anderen Großwürdenträger hatten über Erwarten gegeben und ihnen allen wurde gleicher Dank. Eine stolze und zufriedene Stimmung schien sich der Gesammtheit zu bemächtigen und ein uneingeweihter Zuschauer hätte meinen können, daß die einträchtigste Gesinnung die Berather des Thrones verbinde.

Ein fürstliches Mahl auf freiem Platz nahm die

nächsten Stunden in Anspruch; dann begannen die militärischen Spiele und Volksbelustigungen. Seinen feurigen Cyprer schlürfend, während die Umgebung sich mit dem von dem Koran nicht verpönten Sorbet begnügen mußte, sah Selim in lässiger Haltung auf das bewegte Schauspiel. Der Abend brach herein, ungezwungener wurde der Verkehr und höher gingen die Wogen der Festfreude. Wiederholt hatten Mustafa und Piale mit dem Herzog der Cykladen auf den baldigen Beginn und glückliche Beendigung des cyprischen Feldzuges angestoßen und selbst Ebusuud, der Weise, vergaß auf Minuten seine geistliche Würde und gefiel sich in schlauer Berechnung der Einkünfte, welche durch die Eroberung der fruchtbaren Insel für die Zwecke des Muftis verfügbar werden sollten. Wiederholt hatte Barbaro mit einem fragenden Blick auf den Großwesir geschaut, als erwarte er von diesem eine Handlung, welche gemeinsam besprochen, doch nur durch Sokolly ausführbar war.

Der Letztere schien den geeigneten Moment nun für gekommen zu erachten. Er sandte einen seiner persönlichen Diener fort und kurze Zeit darauf nahte sein Geheimschreiber Feridun mit einem dicht verschleierten Weibe, das von zwei anderen begleitet, sich nur mühsam aufrecht zu halten vermochte.

Nicht ohne eine gewisse Erregung sah Mohammed sie herankommen, denn viel hing von den nächsten Minuten ab. Und als Jene endlich vor ihm stand, begab er selbst sich zu Selim und begann: „Der Herr des Jahrhunderts hat sich die Geschenke seiner Diener wohlgefallen lassen; er vergönne mir, meinen Gaben eine Blume hinzuzufügen, welche sich scheu vor dem Licht des Tagesgestirnes verhüllt und nur im Zwielicht der Nacht ihren geheimnißvollen Duft ausströmt!"

Erstaunt winkte der Sultan Gewährung, neugierig lenkte er die lüsternen Blicke auf die Verschleierte. Die Anrede Sokollys war von Vielen gehört, das Nahen Feriduns und seiner Begleiterinnen von noch Mehreren bemerkt worden; so konnte es nicht fehlen, daß sich die Augen der in der Nähe Selims Weilenden der nachträglichen Gabe des Großwesirs zuwandten. Auch Joseph Nassy unterbrach sein Gespräch mit Piale und schenkte, obgleich er die Worte Sokollys nur halb vernommen hatte, seine Aufmerksamkeit den Vorgängen in seiner Nähe.

Wohl ihm, daß er nicht geahnt hatte, welch furchtbare Überraschung ihm bevorstand, — weh ihm, daß es nicht in seiner Macht lag, sie zu verhindern! Denn als der Großwesir den beiden Begleiterinnen

nun gebot, den Schleier vom Haupte der Jungfrau zu lösen, war dem Neffen Gracias, als ob aus heiterem Himmel der Blitz unerwartet vor ihm niederschlage, seine Sinne betäubend, sein Herz zerreißend, ihn selbst lähmend und zermalmend. Er hätte schreien mögen in wildem Schmerz, — aber kein Laut entrang sich seinen Lippen; er hätte sich vordrängen und sich schützend vor die Entschleierte stellen mögen, — aber ihn trennten unübersteigliche Hindernisse von der Person des Sultans, — von Leonore Quirini!

Von ihrer Erscheinung gebannt, mußte Joseph immer wieder nach ihr hinschauen; wie sehr auch Gram und Herzensnoth ihre Züge verändert hatten, — sie war es doch, die Tochter Vincentios, die Schuldlose, Heißgeliebte, um die er selbst so Schweres erduldet hatte. Bleich, wie eine Statue, aber scheinbar gefaßt, stand sie in der fremden, glänzenden Umgebung; sie selbst mußte Unsägliches erlitten haben, um mit der Ruhe einer Abgeschiedenen die prüfenden Blicke der Moslemin aushalten zu können. Nur ein fast unmerkliches Zittern, das sie auf Momente überlief, nur das leise Wogen ihrer Brust verrieth, was in ihr vorging.

Und sieh, ihre Ruhe zwang auch Joseph zur äußeren Mäßigung! Wohl vermochte er den Zusammen-

hang nicht zu enträthseln, nicht zu fassen, wie Mohammed Sokolly dazu gelangt war, in solcher Weise über eine Tochter Venedigs verfügen zu können. Der Neffe Gracias fühlte nur, daß der Großwesir in diesem Augenblick einen entscheidenden Streich zu führen beabsichtige, und daß es diesen Streich mit Muth und Klugheit abzuwehren gelte.

Diese Erkenntniß war wohlgeeignet, seine Sinne zu schärfen und ihn athemlos schauen und lauschen zu lassen. Aber kluge Besonnenheit, während der Gegner kalt und fühllos eine Waffe gebrauchte, die schlimmer war, als Gift und Dolch! — Joseph Nassy empfand, wie wenig er auf die Dauer im Stande sein werde, dieser Forderung an sich selbst gerecht zu werden!

Ringsum war Alles still, Niemand wagte den Äußerungen des Sultans vorzugreifen. Dieser aber begann jetzt mit lallender Zunge: „Das Antlitz der Sklavin ist bleich, wie der Schaum des Meeres; wo hatte Mohammed Sokolly seine Augen, daß er mir eine gebrochene Blume zu bieten wagt?!"

Ungnädig lautete die Antwort und die Blicke Aller richteten sich auf den Großwesir. Doch seltsamer Weise schien derselbe über die unverhohlene Ablehnung seiner Gabe nicht sonderlich bestürzt und

bedeutsam lautete seine Entgegnung: „Es ist eine Tochter Venedigs, die erste Beute, welche meine Caper machten, bevor sie gegen Cypern segeln konnten. Wem anders, als meinem erhabenen Gebieter, durfte ich sie als ein Zeichen künftiger Siege zu Füßen legen!“

„Eine Tochter Venedigs?“ — Selim sah mit unsicheren Blicken auf die Züge Leonorens, aber sein Gefallen an ihr schien sich nicht zu steigern und gleichgültigen Tones fragte er: „Wie nennst Du Dich?“

Die Worte waren in türkischer Zunge gesprochen worden, Leonore verstand sie nicht. An ihrer Statt erwiderte Mohammed Sokolly, nicht ohne das Antlitz Joseph Nassys mit einem schnellen Blick zu streifen: „Es ist die Tochter Vincentio Quirinis, in dessen Palast der Herzog von Naxos vor Zeiten weilte. Mit ihren Brüdern Marcus und Giovan' Antonio befand sie sich auf dem Wege nach Cypern, ihre Brüder sind geschlagen, sie selbst wurde die Beute der Unseren, der Herr des Jahrhunderts verfüge über sie!“

Der Sultan zuckte gähnend die Achseln, er schien in der That unschlüssig. Von ihm und der Gefangenen wandte sich die hochgespannte Neugier der Anwesenden dem Herzog von Naxos zu.

Und Dieser, der seine ungeheure Erregung bei den Worten Sokollys mit Mühe gedämpft hatte, rief nun mit bebender Stimme, gegen den Sultan gewendet: „Es ist die Jungfrau, um die ich in Venedig warb, o Beherrscher der Gläubigen! Der Haß Mohammed Sokollys hat ihr nachgestellt, — er möchte die Schuldlose verderben, — mich und sie, — er möchte —“

Doch den Ungestümen unterbrach streng der Großwesir: „Nicht ziemt es dem Herzog der Cycladen die Handlungen eines Mannes zu schmähen, den zwei Sultane mit ihrem höchsten Vertrauen beehrten. Wehe dem Vermessenen, wenn der erhabene Selim sich entsinnt, daß Jener nur ein Geschöpf seiner Gnade ist! Noch sitzt der Herzogshut nicht so fest auf dem Haupt des Hebräers, daß er wagen dürfte, seine Stimme zu erheben, wo der Herr des Morgen- und Abendlandes sich in weises Schweigen hüllt!“

In weises Schweigen! — Den unbefangenen Beobachter hätte ein Blick in die Züge Selims belehren können, daß die Apathie der Weinestrunkenheit über den Padischah zu kommen begann und ihn gegen die Reize Leonorens so gleichgültig machte, wie gegen den Streit seiner Würdenträger. Das Wort Sokollys klang deshalb fast wie ein Hohn, den Joseph Nassy

gut genug empfand, auf welchen er doch nicht antworten durfte, wie es ihm auf der Zunge schwebte.

Um so wilder tobte in ihm der Grimm auf den furchtbaren Widersacher, um so stürmischer wogte in ihm das Verlangen, sich allen Hindernissen zum Trotz der Geliebten zu nähern. Sie hatte seine Stimme vernommen, den Ruf: „Joseph, rette mich, rette Deine Leonore!“ in herzzerreißender Angst ausgestoßen. Mit den Weibern, die sie begleiteten, rang die eben noch so Stillgefaßte wie eine Verzweifelnde, — ach, nur um in derselben Minute überwunden zu Boden zu sinken.

Das Alles sah und hörte Joseph; er sah auch, daß Selim ihm in diesem Augenblick weder Schutz zu bieten noch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen im Stande war. Aber die Autorität, die zu seinen Gunsten zu wirken aufgehört hatte, fürchtete er nun nicht mehr. Keinen Rang, keine Rücksicht beobachtend, brach er sich Bahn, bis er zu Leonore gelangt war, die Niedergesunkene mit starken Armen ergriffen und zu sich emporgehoben hatte. Worte des Trostes und der Ermuthigung, der unvermindert heißen Liebe, schlugen an das Ohr der Tochter Vincentios, doch sie sollte des neuen Glückes nicht lange froh werden.

Zornblitzenden Auges hatte der Großwesir gewahren müssen, wie der Günstling Selims alle, durch

Herkommen und Gesetze geheiligten Schranken, vor den Augen des Padischahs verwegen durchbrach und damit die heimliche Berechnung Sokollys zu vereiteln drohte. Der Letztere hatte von vornherein darauf gezählt, daß Selim die ihm dargebotene Sklavin, sobald er erfahren, wer sie sei, dem Herzog von Naxos überantworten werde, eine Gabe, die nach den Plänen des Großwesirs für seinen Feind zum Danaergeschenk werden sollte. Das unerwartete Auftreten Josephs ließ einen derartigen Huldbeweis des Großherrn jetzt mehr als fraglich erscheinen; dafür aber bot jenes eine vortreffliche Handhabe, dem Vielbeneideten eine empfindliche Zurechtweisung ertheilen zu lassen.

Selim selbst saß, scheinbar höchlich ergötzt, auf seinem prunkvollen Thron, wenigstens hätte man das blöde Lachen, das sich hin und wieder seinem Munde entrang, dahin deuten können. An seiner Statt führte der Großwesir den Befehl; ein Wink, — und aus den Reihen der Leibwächter, die bisher stumm und regungslos auf den seltsamen Vorgang geschaut hatten, trat eine Schar, welche Leonore sonder Schonung aus den Armen des Herzogs riß und den Letzteren, seines Widerstandes ungeachtet, so fest hielt, daß er unfähig war, die Glieder nach freiem Willen zu bewegen.

Wohl wehrte sich der Neffe Gracias mit stolzen Worten gegen Mohammed Sokolly und dessen Untergebene, wohl wandte er sich beschwörend und flehend an Selim. Der Beherrscher der Gläubigen hörte seinen Günstling, aber er verstand ihn nicht; seine Lippe murmelte halblaute Befehle, seine Hand gab Zeichen, doch sie ließen sich verschiedenartig deuten und machten den Bosnier nicht irre.

Umsonst bemühten sich Piale, Mustafa und Ebusuud zwischen den beiden Gegnern zu vermitteln. Der Großwesir berief sich auf seine Machtvollkommenheit und hatte die Werkzeuge zur Ausführung seines Willens in unmittelbarer Nähe. Der Mufti und die beiden Serasker hüteten sich, um Josephs willen in einer Angelegenheit, die mit der Politik anscheinend Nichts zu thun hatte, einen Bruch herbeizuführen. Mit zweideutigem Bedauern sahen sie ihn endlich von einer Abtheilung der Leibwache von dannen führen, alle wenigstens in dem Gedanken einig, daß es eine Thorheit sei, um ein Weib die Gunst Selims wie ein Rasender auf das Spiel zu setzen.

Mit einer Genugthuung, die nicht ohne scharfen Stachel war, sah Barbaro dem Davonschreitenden nach. Bald hatte diesen die vieltausendköpfige Menge verschlungen, die wohl für die kurze Dauer der be=

freundlichen Unterbrechung ihre Blicke von der Augen- und Ohren-Weide abgewandt hatte, doch nun um so lieber wieder zu ihr zurückkehrte. Auch Leonore wurde von dannen gebracht; umsonst sann der Bailo, wie er die Tochter Venedigs, deren erschütternden Hülfeschrei er vernommen hatte, vor den Folgen seines eigenen Thuns bewahren könne. In den Harem des Sultans führte der Weg der Unglücklichen; dort mochte sie verweilen, bis Selim über ihr ferneres Geschick verfügen werde.

Dann nahmen die Festlichkeiten ihren rauschenden Fortgang, als ob Nichts geschehen wäre; und als endlich ein verschwenderisches Feuerwerk verglommen war, kehrte der Zug des Sultans in das Serai zurück, um für den Rest der Nacht dem Volk von Stambul den Platz zu räumen. In einer verhängten Sänfte wurde der vom Weine vollständig übermannte Nachfolger des Propheten geborgen und in seinen Palast gebracht, während seine Würdenträger und Soldaten ihre Behausung und Quartiere aufsuchten. —

Von Grimm und Verzweiflung gefoltert, war Joseph Nassy bis an sein Heim gelangt; hier erregte sein Nahen unter militärischer Bedeckung ein Aufsehen, in dessen Gefolge der Schrecken einherzog. Bestürzt rannte die Dienerschaft durcheinander und

die Verwirrung mehrte sich, als der Anführer der Leibwachen kurz erklärte, daß er gemessenen Befehl habe, bis auf Weiteres im Palast zu bleiben und keinem Drohen zu weichen.

Vergebens protestirte der Herzog; er mußte sich mit dem Gedanken, ein Gefangener des Großwesirs zu sein, vertraut machen. An alle Ausgänge wurden die Trabanten Selims gestellt und nur die inneren Gemächer, aus denen kein Entweichen möglich war, blieben von der Gegenwart jener verschont.

Erschüttert war der Neffe Gracias auf einen Sessel hingesunken. Wie im Fieber jagten sich seine Gedanken und er empfand die Beschränkung seiner persönlichen Freiheit wie ein zermalmendes Joch. O, daß er Leonore retten, daß er zu Selim hätte eilen, seine Verzeihung erbitten und ihn aufklären können! —

Immer finsterer dünkte ihm die Gegenwart, — da trat Frau Gracia, aus ihrer nächtlichen Ruhe furchtbar aufgescheucht, zu dem Verstörten. Die besorgte Miene der edlen Frau verrieth, was in ihrem Herzen vorging, und tiefschmerzlich klangen ihre Worte: „Hat sich schon erfüllt, was ich im Geiste vorausgesehen, hat Sultan Selim seine Huld von Dir abgewendet? — Siegten die Feinde, hat sich die Treue Deiner Freunde in Neid verkehrt? — Weh unserem

armen Volk! — Wir beide, Joseph, werden es leichter tragen können, obgleich ich Dir ein längeres Verweilen im Lichte der Verheißung, mir selbst einen friedlichen Lebensabend gern gegönnt hätte. Aber wer soll die Scharen der Verfolgten schützen, wenn kein Reicher und Mächtiger mehr ihr Fürsprecher sein wird?!"

„Noch thut es nicht Noth, um sie zu klagen, Muhme! Das Reich der Söhne Osmans war ihnen eine sichere Zuflucht, bevor es mir zur zweiten Heimath wurde; es wird die Kinder Israel auch in Zukunft nicht verstoßen. — Nein, Muhme, um eine Andere zerreißt mir ein brennender Schmerz die Brust, — um Leonore!"

Erstaunt wiederholte Frau Gracia den Namen, dessen Trägerin sie selbst so liebgewonnen hatte, und unendliches Mitleid ergriff sie, als der Neffe ihr unter Ausbrüchen des tiefsten Seelenschmerzes schilderte, wo und wie er die Tochter Vincentios wiedergefunden habe.

Doch als Jener nun endete, da quoll aus ihrem Munde ein Born des Trostes, da suchte sie im Herzen des Daniedergebeugten den erloschenen Hoffnungsfunken neu anzufachen. Und mit wachsender Zuversicht fuhr sie fort: „Nicht der Huld Selims bist Du ver-

lustig gegangen; Dich traf einzig der Haß Mohammed Sokollys!"

„Er traf mich tödtlich, Muhme! Was soll mir das Leben, wenn ich das Geschick Leonorens nicht wenden kann?"

Frau Gracia sah nachdenklich vor sich hin; nach einer Pause erwiderte sie: „Wo Mannesmuth und Kraft nicht ausreichen, vermag oft der erfinderische Geist der Frauen noch auf Umwegen das erstrebte Ziel zu gewinnen. Gelobe mir Fassung und Ruhe; dann laß mich im Serai mein Heil versuchen!"

„Das wäre meiner unwürdig, Muhme!"

„Deiner unwürdig? — Vergißt Du so leicht den Jammer Leonorens?"

„Es brächte ihr und mir neuen Hohn, wenn es mißlänge!"

„Kein Hohn kann dem Elend zu vergleichen sein, das ihrer harrt, wenn die Lüsternheit Selims an ihr Gefallen finden sollte!"

„Muhme!" — Ein unartikulirter Schrei entrang sich der Brust Josephs, — dann senkte er das Haupt und sprach mit einer Stimme, die von Thränen fast erstickt war: „Muhme, mußtet Ihr mir das sagen?"

„Um Deinen falschen Stolz zu beugen, Joseph! Zürne mir darum nicht, verkenne nicht die Frau,

welche Dich wie einen Sohn liebt! Sieh, was Dir wie ein Alp die Mannesbrust bedrückt, was Du nicht auszudenken wagtest, das mußte ich aussprechen, nicht leichten Sinnes, sondern bekümmert und leidvoll, wie Du! Aber wenn Du Leonore liebst, wie Du sie lieben sollst und wie ich es von Dir glaube, so darf kein Bedenken Dich abhalten, sie dem gähnenden Abgrund zu entreißen. Dasselbe that Joseba, die Tochter Jorams; von den Kindern des Königs rettete sie Joas, als Athalia in wildem Haß gegen ihr eigenes Geschlecht wüthete. So rette Du Leonore, oder laß mich sie retten. — Ja, und solltest Du sie tödten müssen, Joseph, — der Tod von Deiner Hand wäre dem Loose vorzuziehen, das ihrer hinter den Mauern des Serais harrt!"

Der Neffe Gracias erschauerte; so hatte er die Muhme noch nie reden hören. Sollte ihn ein Weib an Seelengröße und Standhaftigkeit überragen? — Er fühlte sich beschämt; und doch, wie anders dachte und empfand die alternde Frau, als er selbst, wieviel leichter, als der Verzweifelnde, konnte sie seiner Meinung nach in Gedanken die furchtbaren Consequenzen ziehen!

Mit Mühe und Selbstüberwindung sprach er aus, was er dachte, allein mit leisem Kopfschütteln antwortete ihm Frau Gracia: „Wähne nicht, daß ich

den Werth des Lebens unterschätze. Gefaßten Muthes mag der Greis, der am Ende einer ruhmvollen Laufbahn steht, dem Tode entgegensehen; schwerer Derjenige, der voll Schmerz erkennt, daß ihm Vieles mißlungen und das Beste noch ungethan ist. Nach dem Gesetz unserer Väter ist es sündhaft, den Stahl gegen die eigene Brust zu kehren; und doch, o mein Neffe, giebt es ein ungeschriebenes Gesetz, welches den Tod der Entehrung vorzuziehen befiehlt. Nicht unsere Rabbinen lehren es und ihr Bann würde Jeden treffen, der es zu verkünden wagte; dennoch scheue ich nicht, es auszusprechen, zum Beweise, daß ich Dich ganz verstehe, Joseph!"

Stumm drückte ihr dieser die Hand; sie aber berührte mit ihren Lippen seine pochende Schläfe und fuhr fort: „Ich habe Dir den Pfad gezeigt, welchen um einer minder schweren Ursache willen die Tochter Jephtahs wandeln mußte; doch der Ewige wird es fügen, daß Dein Fuß und derjenige Leonorens ihn nie zu betreten brauchen, niemals, Joseph! Nicht umsonst darf ich mich rühmen, das Vertrauen und die Huld der Lieblingsgemahlin Selims zu besitzen. Morgen mit dem Frühesten soll mich eine Sänfte in das Serai bringen; wenn ich es verlasse, hoffe ich von der Tochter Vincentios begleitet zu sein!"

„Morgen, — was kann bis morgen geschehen sein, Muhme!“

„Kleinmüthiger! — Die Weinestrunkenheit Selims schützt die Tochter Quirinis und der Großwesir hat sich selbst die Hände gebunden. Wohlbehütet wird Leonore die Nacht verbringen.“

„Und wenn diese Nacht ihre letzte wäre, wenn die Verzweiflung ihr eingäbe, Hand an sich selbst zu legen?“

„Sie weiß Dich nahe, Joseph; ihr Hoffen auf Deine Hülfe wird sie nicht verzagen lassen! — Doch nun gönne Dir Ruhe. Furchtbar haben die Ereignisse dieser Nacht Dich erschüttert; sammle neue Kraft für den kommenden Morgen. Und was Dich auch treffe, laß es Dich als Mann erproben, den weder Glück noch Leid aus seiner Bahn verdrängen können!“

Mit einem von Herzen kommenden Segensspruch schied die edle Frau. Ungern sah Joseph sie von hinnen gehen; in ihrer Nähe fühlte er sich stärker und gefesteter gegen die Prüfungen des Schicksals. Dennoch wollte er sie nicht zurückhalten; aber mit einem Blick voll Dank und Verehrung sah er ihr nach, bis sie seinen Augen entschwunden war.

In Gedanken verloren, saß er Stunde um Stunde in seinem Sessel. Umsonst erinnerte ihn der alte Nathan an die Nothwendigkeit, sich für kurze Zeit

einem erquickenden Schlummer hinzugeben. Er saß, bis der Morgen dämmerte; er saß auch dann noch, als Frau Gracia bei ihm erschien und ihm mittheilte, daß sie im Begriff sei, sich in das Serai tragen zu lassen. Noch einmal sprach sie ihrem Neffen Trost zu, — dann verließ sie den Palast.

Ihr Aufbruch gab den Gedanken Josephs eine andere Richtung, aber lange sollte er dieser nicht nachhängen. Zu ihm war der Sohn des Rabbi getreten; mit dem Ausdruck des Mitleids und des Tadels sah er auf Joseph und begann: „Trefflich weiß Mohammed Sokolly seine Waffen zu führen; er verwundet das stolze Venedig und den Herzog von Naxos mit einem Schlage. Ich kann Euch, dem furchtbar Überraschten, mein Mitgefühl nicht versagen; aber nicht minder muß ich Euch tadeln, der Ihr nicht Kraft genug besaßet, zu schweigen, als der Gegner seine vergifteten Pfeile abschoß!“

Trüben Auges richtete Joseph seine Blicke auf Simon, abwehrend sprach er: „Schwiegst Du, als der Pöbel zu Venedig Dich und unser Volk der Brandstiftung verdächtigte? Auch damals, Simon, wäre Schweigen besser gewesen als jenes rasche Wort, welches die Schreier zur Wuth entflammte und unser Geheimniß nutzlos preisgab!“

Einen Moment schien der Sohn Eliesers betroffen, doch bald entgegnete er: „In Venedig stand das Schicksal unseres Volkes auf dem Spiel, — hier nur das einer Einzigen, die nicht zu Juda zählt. Das hättet Ihr bedenken sollen, Fürst Joseph! Eure Einsprache kam dem Großwesir allzu gelegen und bald wird der Herzog empfinden, daß das Wort des Bosniers mehr gilt, als das eigene. Wehe den Kindern Israel, daß jene Stunde Euch nicht gegen das Schlimmste gewaffnet fand!“

„Mußt auch Du die Mahnung laut werden lassen, muß ich auch Dir sagen, daß unserem Volke keine Gefahr droht, selbst wenn Selim bestätigen sollte, wessen sein Großwesir sich vermaß! — Fürwahr, nicht um die Unseren bangt mir, denn längst sind sie Glieder eines Leibes geworden, der ohne sie an Vielseitigkeit und Fülle Einbuße erleiden würde. Wenn mich das Übermaaß des Schmerzes meiner Selbstbeherrschung beraubte, so wird die Folge Niemand zu tragen haben außer mir selbst und ihr, die ein grausames Geschick in die Hand Mohammed Sokollys gegeben hat!“

„So hat es der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs gewollt! Er ließ es geschehen, um Euch die Tochter Venedigs, die Andersgläubige, für immer zu

entziehen. Mag sie im Harem des Großwesirs oder eines Anderen das Loos so vieler ihrer Schwestern theilen, — es ist besser, als daß ein ganzes Volk um dieser Einen willen verderbe!"

„Bist Du gekommen mich zu foltern, Du Furchtbarer? — Und wenn nun jene Mirjam, welche Du beweinst, dem trunkenen Selim zugeführt würde und Du selbst mit gebundenen Händen zusehen müßtest, wie ihre Seele erschauert unter der Vorstellung qualvollster Erniedrigung?!"

Mit einem nahezu feindseligen Ausdruck sah Simon auf Joseph und schwerathmend entgegnete er: „Wenn Mirjam stünde, wo die Tochter Venedigs stand, so würde ich mir die Hände frei zu machen wissen und ihr den Dolch in das Herz stoßen, bevor sie den Moslemin zum Gespött geworden wäre!"

„Du hättest Dich selbst dann verrathen, wie ich es that!"

„Ich hätte den Mund eines Weibes verstummen gemacht und mein eigenes Thun nach freiem Willen deuten können!"

„Während Selim Dir den Kopf vor die Füße legen ließe!"

„Er würde dazu keine Zeit gefunden haben! Die-

selbe Waffe, welche dem Sultan sein Opfer entriß, hätte meine Brust getroffen!"

„So, — meinst Du, — hätte ich an mir thun sollen?"

Simon zögerte mit der Antwort, endlich aber sprach er mit herber Bestimmtheit: „Da Ihr mich fragt, — ja! Lieber hätte ich Euch Hand an Euch selbst legen, als vor Sultan, Großwesir und Seraskern gleich einem Thoren geberden sehen!"

Gleich einem Thoren! — Im Herzen Josephs regte sich bitterer Unmuth, daß der Sohn des Rabbi sich vermessen durfte, eine solche Sprache ihm gegenüber zu führen, daß Jener seinen Haß gegen Leonore noch immer nicht zu bändigen vermochte. Der Neffe Gracias war nicht gesonnen, die Unterredung fortzusetzen und es erfolgte keine Erwiderung auf den Ausfall Simons.

Dieser aber, der fühlen mochte, daß er gut thue, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, fuhr ruhiger fort: „Ich schlich hinterdrein, als die Leibwache Selims Euch von hinnen führte; ich suchte in den Mienen der Großen und des Volkes, der Türken und der Unseren zu lesen, wie sie über den gefallenen Günstling des Padischahs dachten. Ich sah hier höhnisches Lächeln, dort tiefe Bestürzung, ich hörte

hier lauten Beifall, dort scheue Klage. Dennoch glaube ich sagen zu dürfen, daß die Kinder Israel auch in Zukunft treu zu Euch halten werden, wenn es dem Herzog gelingt, den Streich des Großwesirs zu pariren — und wenn Ihr stark genug seid, auch dann dem Besitz der Venetianerin zu entsagen!“

Forschend wandte Joseph Nassy das bleiche Antlitz dem Sprecher zu, mißbilligend entgegnete er: „Du denkst klein von den Unseren und schlimm stünde es um sie, wenn ihre Treue eine Stunde der Prüfung nicht überdauerte!“

„Von dem Manne, den sie als Fürsten und Führer anerkennen sollen, verlangen sie, daß er auf der Bahn nicht strauchle. Thut er es dennoch, so kann er nicht ein Führer Tausender sein!“

„Keines Führers ist ein Volk werth, das fähig wäre, den Mann, dem es Treue gelobte, zu verlassen, weil sein Stern für eine Zeitlang verdunkelt ist!“

„Wer bürgt uns, daß er jemals wieder hell erstrahle? — Nur wer treu und unverbrüchlich an dem Gesetz der Väter hängt, darf auch in Noth und Niedergang Treue fordern! Um Euer selbst willen, Fürst Joseph, laßt Euch meine Mahnung zu Herzen dringen. Wenn Selim widerruft, was Mohammed Sokolly gebot, bringt Eurem Volk und seinem Gott das Opfer

Eures Herzens, wie schwer Euch der Entschluß auch fallen mag. Es blühen genug der Blumen in Israel, um Euch den Verlust der Christin bald vergessen zu machen!"

Entrüstet erhob sich Joseph von seinem Sitz, bebenden Mundes entgegnete er: „So wenig Du die Erinnerung an Mirjam aus Deinem Herzen zu reißen vermagst, so wenig fordre von mir, daß ich Leonore hülflos verderben lasse. Verachten müßte ich mich selbst und an all mein Thun würde sich der Fluch verrathener Liebe heften. Nein, gemeinsam mit Leonore muß ich siegen oder untergehen! — Wie dürfte Derjenige die Liebe eines Volkes beanspruchen, der die Liebe einer Schuldlosen schonungslos mit Füßen trat? Was ich an Leonore zu thun vermag, soll meinem Volk zu Gute kommen. Ich denke nicht so klein von Israel, daß es Leonore um ihres anderen Glaubens willen zu steinigen Verlangen tragen könnte!"

„Aus dem Glauben der Väter erwuchs Israel die Kraft, unter Martern und Leiden auszuharren. Darum erwartet es Heil nur von Demjenigen, der in der alten Lehre wandelt. Mich aber laßt Euch sagen, Fürst Joseph, daß, wer den Unterdrückten zu ihrem Recht verhelfen und ihnen Raum zu neuer Blüthe schaffen will, für sich selbst keinen Wunsch,

kein Verlangen kennen darf. Fühllos für die Schläge des Schicksals, welches Andere zermalmt, schreitet er seines Weges, der Opfer nicht achtend, welche von ihm selbst und den Brüdern gefordert werden, vor Augen nur das eine Ziel, für welches er seine ganze Kraft einsetzen soll!“

„Meine Empfindung willst Du tödten, mein Gefühl für Lust und Schmerz ersticken, und bedenkst nicht, daß Du mich dadurch von der Gemeinschaft der Menschen scheidest und in trostlose Einsamkeit verstößst! Wie soll ich Wohl und Wehe der Unseren ganz verstehen, wenn ich mich auf jene kalte Höhe zurückziehe, welche Du mir zeigst, — wie soll mir die Freudigkeit zu rastlosem Thun bleiben, wenn ich Deinem Rath folge?“

„Das „Wie“ ist Eure Sache; mein Rath bleibt davon unberührt!“

„Moses verband sich die Schwester Jethros und führte die Kinder Israel dennoch mit starker Hand aus der Gefangenschaft der Ägypter!“

„Zipora war ein demüthiges und kluges Weib. — Im Bunde mit Leonore Quirini müßtet Ihr ein Gott sein, um vollenden zu können, was Ihr in der Lagunenstadt gelobtet. Ihr aber seid keiner!“

„Ich weiß es! — Und dennoch fühle ich mich

selbst in dieser Stunde vom Hauch einer Kraft umwittert, die mich über die Enge der menschlichen Verhältnisse emporzuheben verheißt. Gleich dem Manne von Nazareth möchte ich die Mühseligen und Beladenen um mich scharen, die Hungrigen speisen, die Durstigen tränken —"

„Der Mann von Nazareth fand seinen Lohn am Kreuz; mit Recht haßten ihn die Schriftgelehrten und Pharisäer. So werde ich, so wird unser ganzes Volk Euch hassen und verachten, wenn Ihr ihm eine Christin zur Fürstin gebt!"

„Hassen und verachten?" — Joseph wiederholte die Worte, eine stolze Entgegnung schwebte ihm auf der Zunge, doch er unterdrückte sie gewaltsam. Den Bruch, vor welchem Simon nicht zurückbebte, scheute der Neffe Gracias, wohl wissend, daß ihm der leidenschaftliche Sohn des Rabbi in manchen Dingen ein unentbehrlicher Helfer sein konnte, trotz Allem, das sie trennte.

Schweigend standen die Beiden sich gegenüber, ohne sich anzusehen, — da erhob sich eine laute Bewegung im Palast. Joseph, wie Simon, horchten auf, — an den Eingang schritt der Erstere, doch noch hielten die Leibwächter Selims Vorzimmer und Gänge besetzt. Aber es sollte bald anders werden! An der

Spitze einer Abtheilung Janitscharen erschien kein Geringerer als Piale, welcher den Leibwachen abzuziehen befahl und sich darauf Joseph näherte mit dem lauten Zuruf: „Heil dem Muster der Angesehenen, Heil dem Herzog von Naxos! Die Gnade Selims leuchtet Euch wieder; sie war nur verdunkelt, nicht erloschen, und die Gewaltthat des Bosniers wird ihm nicht frommen. Im Geleit Frau Gracias naht die Venetianerin, die Selim unberührt seinem Günstling zusendet!“

Ein freudiger Schreck bemächtigte sich Josephs. War es denn möglich, hatte er recht gehört, kehrte die Muhme jetzt schon zurück und mit ihr Leonore, die Schwergeprüfte? — Welch ein Umschlag mußte über Nacht stattgefunden haben, während er den Sultan noch im Bann der entfesselten Weindämonen gewähnt hatte! Waren sie so schnell verflogen, hatten die im Widerstand gegen den Großwesir Verbündeten den Gewaltstreich Sokollys so glücklich durchkreuzt, war Dieser selbst so bald anderen Sinnes geworden?

In stürmischer Hast drangen all' diese Gedanken auf Joseph ein, während er selbst, von neuem Lebensmuth und Hoffen erfüllt, den Nahenden entgegeneilte. Mit trotzigem Kopfschütteln sah Simon ihm nach, verwundert der alte Nathan und die übrige Diener-

schaft, welche das Vorzimmer füllte; Joseph aber streckte in heißem Sehnen die Arme nach ihr aus, um die er wie um eine Gestorbene getrauert hatte.

Und siehe, da zeigte sich endlich die Sänfte, welche sein theuerstes Gut enthielt. Träger und Janitscharen umringten sie, doch alle schob der Herzog ungestüm bei Seite. Die Thür der Sänfte aufreißend, hob er mit starken Armen Leonore heraus und trug die keines Wortes Mächtige durch die Schar der Gaffer in das Gemach. Langsamen Schrittes folgten ihnen Frau Gracia und Piale, die vergebens versucht hatten, Joseph über die schnelle Wiederkehr der Muhme aufzuklären und nun bemüht waren, sich selbst Raum zu schaffen und den allzu Neugierigen zu wehren.

Nathan hatte sich mit den Bediensteten zurückgezogen, Simon aber in seiner Erregung den geeigneten Zeitpunkt versäumt; nun widerstrebte es ihm, sich an Joseph vorbeizudrängen, Neugier und Haß hielten ihn gleich stark zurück und zwangen ihn, hinter dem Faltenwurf eines schweren Teppiches ein Versteck zu suchen, in welchem er wenigstens die Worte alle hören konnte, welche zwischen den Liebenden und Anderen gewechselt wurden.

Am Eingang hemmten Frau Gracia und Piale ihre Schritte; der Serasker hatte einen Auftrag

Selims zu bestellen; doch ihm, wie Frau Gracia, dünkte es frevelhaft, die von bitterem Schmerz und unsäglicher Freude geheiligten Minuten des Wiedersehens zu stören. Geduldig warteten Jene, während Leonore sich unter der sorgenden Hand Josephs allmählich erholte und aus seinem Munde die Versicherung erhielt, daß sie geborgen sei und unter seinem Schutz Nichts zu fürchten habe.

Ach, die Tochter Vincentios hatte in jüngster Zeit des Schweren so viel erfahren, daß sie an ein dauerndes Glück nicht mehr zu glauben wagte. Voll hoffnungsloser Pein war die vergangene Nacht für sie angebrochen; wie eine Waare hatten die Eunuchen des Harems sie in Empfang genommen, mit theilnahmloser Neugier die Kadinen und Odalisken auf sie geblickt. Nur die Lieblingsgemahlin Selims, von den Thränen der Unglücklichen gerührt, hatte gesucht, sich Leonore durch Worte und Zeichen verständlich zu machen. Aufrichtig war Jene bemüht gewesen, die Verzweifelnde zu trösten; doch welchen Trost hatte es für die Braut Josephs im Harem Selims geben können!?

In stummem Jammer war auch sie gesessen bis gegen den lichten Morgen, bis das Erscheinen Selims seiner Lieblingsgemahlin Gelegenheit bot, Erkundigungen über Herkunft und Bestimmung der Fremden

einzuziehen. Verwundert hatte Selim gelauscht und einige Zeit gebraucht, ehe ihm die Ereignisse des vorhergehenden Abends klar vor die Seele getreten waren. Dann aber rief sein Gebot Mohammed Sokolly und Piale, die ihm als Gatten seiner Töchter gleich nahe standen, herbei. Aus dem Munde des Großwesirs hatte er Rechenschaft über das dem Herzog von Naxos bereitete Schicksal gefordert; und als Alles erörtert worden, hatte der Serasker den Auftrag erhalten, das von dem Padischah nicht gebilligte Vorgehen Sokollys aufzuheben, den Schwergekränkten der Huld des Gebieters zu versichern und ihm Leonore zuzuführen.

Wie eine himmlische Verheißung war die Nachricht ihrer bevorstehenden Freilassung an das Gehör Leonorens geklungen. Allein die furchtbarste Enttäuschung lag der Hoffnung so nahe, — wie konnte die Schwergeprüfte sich einem Trost ohne quälende Zweifel hingeben! — Erst als sie auf dem Wege aus dem Serai der Sänfte Frau Gracias begegnet war, erst als Piale, die Muhme Nassys erkennend, dieser die frohe Botschaft mitgetheilt und Leonore in den Tragsessel Gracias gebracht hatte, war ihr Hoffen neugestärkt erwacht.

Aber zugleich hatte die Kraft, mit welcher die

Tochter Venedigs bisher den Stürmen des Geschicks Trotz geboten, sich erschöpft; als eine Halb-Ohnmächtige war sie in den Palast Josephs gebracht und von dem Geliebten empfangen worden. Allmählich nur kehrte ihr die Fähigkeit zurück, dem theuren Mann gegenüber in Worte zu fassen, was sie seit ihrem Wiedersehen bei dem Feste des Sultans erlebt hatte, und jenes Andere, das sich zugetragen, seit Joseph Nassy Venedig hatte meiden müssen.

Wie eine Märtyrerin erschien sie dem Geliebten, wie eine Heilige, zu der er voll inbrünstiger Verehrung emporblickte und die er wie ein irdisches Weib zu umfangen kaum den Muth hatte. Er mußte seiner eigenen Erhöhung gedenken und es überkam ihn ein Gefühl der Scham, daß er selbst in Ehren und Glanz hatte leben können, während Leonore dem furchtbaren Loos entgegengeführt worden war. Was bedeuteten alle die Kämpfe, die der Herzog mit seinen politischen Widersachern hatte ausfechten müssen, gegen die Prüfungen, welche die Tochter Vincentios erduldet hatte! Aber nun sollte aller Prüfungen ein Ende sein, nun sollte sie in seiner Liebe ruhen, von seinen Händen getragen reichen Ersatz finden für Alles, das sie um seinetwillen verloren hatte!

Die Zeit, welche den Liebenden ungemessen verrann, wurde dem Serasker inzwischen doch zu lang. Der Sultan hatte Anspruch auf einen Bericht Piales und nicht minder auf den Dank Josephs; der erstere wenigstens durfte ihm nicht lange vorenthalten werden und Piale unterbrach daher das Zwiegespräch der Beiden durch seinen Glückwunsch und die Worte, welche ihm Selim zu bestellen anbefohlen hatte. Was Leonore und Joseph noch verborgen geblieben war, erfuhren sie nun aus dem Munde Piales, und Joseph meinte um so besseren Grund zur Freude zu haben, einer Freude, welche der Serasker in gewissem Sinn theilte.

Doch es war jetzt keine Zeit, Erwägungen nachzuhängen, welche aus solchem Quell entsprangen. Nach kurzem Aufenthalt entfernte sich Piale, Janitscharen und Leibwächter mit sich fortführend; auch Frau Gracia hielt es für ihre Pflicht, nicht allzu lange durch ihre Gegenwart einen Zwang auszuüben, dem sich die jugendlichen Herzen nur ungern fügen mochten. Mit freundlichem Kopfnicken, einen unausgesprochenen Segenswunsch im Herzen, verließ sie die Beiden und Joseph und Leonore befanden sich allein. —

Allein? — Noch weilte der Sohn des Rabbi in seinem Versteck. Mit wechselnder Empfindung war

er Zeuge aller Aeußerungen gewesen; und wenn er dem Stammesgenossen den leichten Sieg über Mohammed Sokolly auch gönnte, so vergällte ihm doch die Ankunft Leonorens jede Freude darüber. Ihm dünkte die Tochter Venedigs ein Hemmschuh, der aus dem Wege geräumt werden mußte, eine Feindin, deren Einfluß auf den neuen Resch Glutha ihm fast gefährlicher schien, als die Ungunst des Sultans selbst!

Voll Grimm hatte Simon die kosenden Worte Josephs, die Hoffnungen, denen der Herzog Ausdruck gab, vernommen. Nur die Zweifel, denen Leonore sich nicht verschließen konnte, fanden den Beifall des Fanatikers; aber um so bitterer wurmte ihn die Zuversicht, mit welcher Joseph alle Zweifel und Befürchtungen zu widerlegen trachtete.

Die Rechte am Dolchgriff, lauschte er mit verhaltenem Athem, mehr als einmal von wildem Verlangen erfüllt, hervorzustürzen, dem Herzog ins Wort zu fallen und ihm die Tochter Vincentios für immer zu entreißen. Eine Bekehrung Josephs, eine Versöhnung der Ansichten schien es nicht mehr zu geben; nur die Überlegung, daß eine blutige That ihm selbst und seinem Volke nicht frommen werde, nur die Scheu vor dem Mord einer Wehrlosen, hielt seinen Arm noch zurück.

Und als trotzdem sein Fanatismus zuletzt alle Schranken zu durchbrechen drohte, als er aus seinem Versteck vortrat und mit bewaffneter Hand Rechenschaft von Joseph fordern wollte, da fügte es sich, daß der Genannte mit Leonore das Gemach verließ, um Frau Gracia aufzusuchen. Die Liebenden sahen nicht mehr den leidenschaftlichen Sohn Eliesers, der ihnen mit unheimlich-lodernden Blicken nachschaute; sie hörten nicht die Worte, die er, mit drohend erhobener Rechten, haßathmend vor sich hinmurmelte:

„Dieser Tag scheidet uns für ewige Zeit, Joseph Nassy! Großes habe ich von Dir erhofft; aber nicht Du gleichst einem Judas Maccabäus, Joseph ben Matthias und Simon bar Kochba, nicht Du bist fähig, die Kinder Israel zu neuer Größe zu führen. Zu schwach, das Opfer Deiner Liebe zu bringen, verschmähtest Du meinen Rath; so wird Dein Volk Dich verwerfen, wie ich Dich verwerfe, und Deine glänzende Laufbahn in Finsterniß enden!“

Neuntes Capitel.

Furchtbar hatte der Fluch Simons gelautet; aber von den Liebenden ungehört, war er verhallt, und kein Zeichen ließ darauf schließen, daß er sich jemals erfüllen werde.

Mit Worten, die aus dem Herzen kamen, stattete Joseph Nassy vor dem Throne Selims seinen Dank ab und erlangte für sein außergewöhnliches Benehmen um so leichter Verzeihung, als der Sultan sich der Einzelheiten selbst nicht zu entsinnen vermochte und auf die Aeußerungen Sokollys in diesem besonderen Fall nicht allzu großen Werth legte. Aber da ihm die Huld des Padischah unvermindert geblieben war, glaubte der Herzog von Naxos noch viel mehr auf die Gewogenheit Anderer verzichten zu können, und wenn unter jenen Anderen auch der Großwesir selbst sich befand. Denn weder Ebusuud noch Piale und Mustafa hatten ihr Benehmen geändert, im Gegentheil persönlich oder mittelbar ihre Glückwünsche überbracht.

Freude verklärte die Züge Frau Gracias und Nathans; das Glück des Gebieters fand seinen Wiederschein in den Mienen seiner Beamten und Untergebenen. Und wahrlich, wer auf Joseph blickte, mußte sich sagen, daß die Liebe ihn wundersam beselige, denn heiterer, als je, erschien sein Angesicht, siegesgewisser und hoffnungsfreudiger.

Noch war Leonore nicht sein Weib geworden; sie hatte den Wunsch geäußert, bis zur Entscheidung des bevorstehenden Krieges unter der Obhut Frau Gracias, ihrer zweiten Mutter, zu verweilen, um von allem Leid zu genesen und nach erfochtenem Siege dem Geliebten ganz anzugehören. Gern unterstützte Frau Gracia dieses Verlangen; sie that es nicht nur, um ihren Neffen den ernsten Pflichten, welche seine neue Würde ihm auferlegte, ungehemmt obliegen zu sehen; sie hoffte im Geheimen, den Argwohn der strenggläubigen Israeliten dadurch zu beschwichtigen und dieselben um so geneigter zu machen, den Plänen des Herzogs Gehör und Folge zu geben.

Denn was man Diesem und seiner Muhme zu verhehlen trachtete, empfand die Letztere trotzdem bei dem Besuch der Synagogen und im Verkehr mit den Rabbinen. Ein gewisses Mißtrauen ließ sich nicht vollständig verleugnen, obgleich die Gaben, welche

durch Frau Gracias Hand gingen, darum nicht minder willige Nehmer fanden. Wenn es auch nur leise Mahnungen in bildlicher Form oder Anspielungen waren, denen jede Beziehung auf die Person des Herzogs und Leonorens abgesprochen wurde, — die welterfahrene Frau verstand sie doch; aber zugleich suchte sie klug zu vermitteln und auszugleichen und es gelang ihr unschwer, eine große Zahl der ausschlaggebenden Männer für sich zu gewinnen.

Nur das Benehmen eines Einzigen machte ihr hin und wieder Sorge, um so mehr, da Joseph diesem Einen gegenüber von allem Argwohn frei schien. Mit keinem Worte hatte der Sohn des Rabbi jener letzten Unterredung noch gedacht, sondern sich schweigend den Geboten Josephs gefügt. Dieser mochte in seiner gehobenen Stimmung das scheinbar demüthige und nachgiebige Wesen Simons zu seinen Gunsten deuten; aber Frau Gracia ließ sich dadurch nicht täuschen. Sie sah die Blicke, durch welche Jener, ohne es zu wollen, seine geheimsten Gedanken verrieth; sie glaubte die Worte zu verstehen, welche sich lautlos der zuckenden Lippe des Leidenschaftlichen entrangen.

Da schlich sich Besorgniß in die Seele der edlen Frau; und dennoch widerstand es ihr, zur Angeberin, zur Warnerin vor Demjenigen zu werden,

dessen Gluth zuerst den in Joseph glimmenden Funken machtvoll angefacht und ihn zum Werkzeug ihrer Rettung hatte werden lassen. Ihr widerstand es in gleichem Maß, das sonnige Licht, in welchem das junge Paar seit Wochen wandelte, durch den Hinweis auf neue Schatten, die sich drohend nah oder fern erhoben, zu trüben. Der Gedanke, dem Sohn Eliesers Unrecht thun zu können, forderte Beachtung und so lange kein unwiderleglicher Beweis vorlag, legte Frau Gracia sich selbst das Gelöbniß klugen Schweigens auf. Was auch Simon in sich verschloß und voll Haß brüten mochte, — es schien ihr nicht von so weittragender Bedeutung zu sein, daß es die Zukunft ihres Neffen ernstlich bedrohen konnte.

Sie befand sich in einem verhängnißvollen Irrthum! Die äußeren Anzeichen waren nur ein sehr gedämpfter Wiederschein jenes Grimmes, den die Brust Simons verderblich nährte. Einzig die männliche Scheu, sein eigenes Werk zu zerstören, rang noch in dem Sohne des Rabbi mit der Erkenntniß, daß Joseph Nassy andere Wege einschlage, als sie Simon richtig erschienen, und daß es darum das Thun des Herzogs zu vereiteln gelte.

Doch der Sohn Eliesers verhehlte sich auch nicht, daß er damit die Aussichten seines Volkes vielleicht

auf lange Zeit vernichte. Und trotzdem dünkte es ihm besser, die Seinen noch Jahrzehnte lang im Bann der Knechtschaft schmachten zu sehen, als sie unter einem Fürsten zu einen, der so weit vom Gesetz der Väter abwich, daß er eine Andersgläubige zu seinem Weibe, zur Fürstin und Königin in Israel erheben konnte. Der Rachekrieg gegen Venedig war ja durch den Zwiespalt in den Ansichten Josephs und der Judenschaft Constantinopels nicht in Frage gestellt; wenn Nassy von seinem Volk verworfen wurde, so gelang es vielleicht einem anderen Israeliten, die Stufen großherrlicher Gunst ebenso behend zu erklimmen.

Nicht vergebens hatte Simon die Blicke umherschweifen lassen. Unter den jüdischen Gelehrten und Aerzten war mehr als Einer, der ihm wohl geeignet schien, die Rolle Josephs mit Geschick und Glück zu übernehmen. Er dachte an Mose Almosnino und Salomo Aschkenasi; beide waren strenggläubig, beide standen in engen Beziehungen zu Mohammed Sokolly, und Simon war scharfblickend genug, die Macht und den Einfluß des Großwesirs höher zu werthen, als die trügerische Huld Selims.

Allein zuvor sollte der Fürst der Gefangenschaft den Willen seines Volkes unverblümt und eindringlich

vernehmen; erst wenn er sich auch dieser Stimme nicht beugen wollte, mochte er als ein Opfer seines Eigenwillens, seiner Liebesbethörtheit, fallen. Wenig hoffte Simon noch; wenn er sich dennoch zu Zeiten einer schwachen Zuversicht hingab, so entsprang dieselbe dem Drang nach Beschönigung seiner eigenen Schritte, die ihn unbefriedigt ließen und welche seine Überzeugung doch gebieterisch von ihm forderte! —

Es war ein Novembertag, als an das Thor des herzoglichen Palastes zu Belveder ein Bote des Groß-Rabbiners Ibn-Lab pochte und im Namen desselben einen Brief für Joseph von Naxos überbrachte. Dieser öffnete das Schreiben und fand eine in den höflichsten Ausdrücken abgefaßte Einladung vor das Rabbinats-Collegium zu einer von dem Eingeladenen selbst zu bestimmenden Stunde; die größte Synagoge Constantinopels war als Versammlungsort vorgeschlagen.

Erstaunt hielt Joseph den Brief in Händen. Sonst pflegten die Rabbinen zu ihm zu kommen und es mußte wohl ein Anliegen besonderer Art sein, das ihnen den Muth gab, den Herzog vor ihr Forum zu entbieten. Doch er war nicht stolz genug, die Bitte abzulehnen; über die Befürchtungen, welche Frau Gracia jetzt schüchtern andeutete, lachte er, und

als die Muhme ihm zuflüsterte: „Das ist Simons Werk, — o, sei auf der Hut vor dem Leidenschaftlichen!" zuckte er überlegen die Achseln. So befremdlich das Auftreten der Rabbinen auch war, — Joseph wollte ihnen zeigen, daß er ihre Fragen nicht scheue. Ja, ihm war die Gelegenheit, sich den geistigen Führern seines Volkes gegenüber einmal offen aussprechen zu können, sogar erwünscht, und ohne langes Besinnen setzte er die erbetene Stunde innerhalb kurzer Frist fest.

Doch je näher diese Stunde kam, um so seltsamer fühlte Joseph sich berührt. Ihm war, als sollte die Mahnung Frau Gracias sich verwirklichen, als hefte sich an seine Fersen plötzlich ein Gewicht, das er bisher gering geachtet hatte und das ihn nun empfindlich zu lähmen drohte. Aufmerksamer, als sonst, beobachtete er die Stimmung des Volkes; war es nur Täuschung, — oder grüßten ihn die Hebräer kühler, sprach sich in ihren Zügen ein Mißtrauen aus, das Simon nur allzu bestimmt vorhergesagt hatte? —

Ein leises Unbehagen ergriff den Neffen Gracias; so stark er auch dagegen ankämpfte, es kam wieder, die Pein der Ungewißheit trübte ihm manchen Augenblick, so daß er mit Sehnsucht den kommenden Tag

erwartete, an welchem er hören sollte, was die Rabbinen von ihm begehrten.

Frau Gracia entging die Verstimmung Josephs nicht und auch Leonore fühlte, daß neue Sorge den Geliebten bedrängte. Voll Unruhe vertraute die Tochter Vincentios sich ihrer zweiten Mutter an und wurde von dieser veranlaßt, mit dem Grübler, um ihn zu zerstreuen, einen Gang durch den Garten des Palastes zu machen. Der milde Abend lud dazu förmlich ein, das Licht des Mondes gab genügende Helle und Arm in Arm wandelten die Beiden durch die wohlgepflegten Anlagen.

In einiger Entfernung folgte ihnen Frau Gracia, mit Wohlbehagen die kräftige Herbstluft genießend, während das junge Paar unter gigantischen Platanen und dunklen Cypressen lautlos dahinwandelte. Zwischen welkendem Laub lockten die reifen Früchte der Obstbäume, würzigen Duft ausströmend, — doch keine Hand streckte sich nach ihnen aus; Joseph schwieg, in Gedanken versunken, und auch Leonore fühlte kein Bedürfniß, die Stille zu unterbrechen.

Erst als sie dem Strande nah waren und ihre Blicke über das unendliche Meer hinausflogen, dessen Wellen im Mondenschein wie flüssiges Silber erglänzten, hob ein tiefer Athemzug die Brust Josephs

und er begann: „Sieh, wie die Himmelsleuchte sich in den Fluthen wiederspiegelt, als wollte sie den Frieden aus jenen seligen Gefilden über die arme, kampfesmüde Erde ausgießen. Und doch wiegen sich auf denselben Fluthen schon die schwimmenden Ungeheuer, die eine Fülle von Weh und Leid über die Feinde dieses Reiches bringen sollen. Kein dauernder Friede ist dem Menschengeschlecht bestimmt; und ach, keinen dauernden Frieden verdient es! Wehe den Staubgeborenen, daß sie nur durch Kampf zu einem Glück gelangen können, welches die Wunden, die sie schlugen oder empfingen, zu keinem vollkommenen werden lassen!“

Bekümmert vernahm es Leonore; was der Geliebte sprach, galt ja nur zu sehr auch für sie, und wie eifrig sie sich auch bemühte, alles hinter ihr Liegende zu vergessen, — es kamen doch Momente, in denen das Bild der Heimath lebhaft vor die Seele der Schwergeprüften trat. Doppelt mächtig faßte sie die Erinnerung, vergangenes Leid einte sich der neuen, unausgesprochenen Sorge, und ein leises Schluchzen verrieth Joseph, wie tief sein Wort die Geliebte bewegte.

Doch nicht so hatte er es gemeint; mehr als aller Widerstand, den er von Seiten seines eigenen Volkes

erfahren konnte, schmerzte ihn der Kummer Leonorens und sie an die Brust ziehend, sprach er voll Innigkeit: „Einst war es mein innigster Wunsch, Dich über die schäumende Salzfluth entführen zu können; nun haben Andere es für mich gethan, Du aber bist dennoch mein geworden, mein auf ewig, Leonore! Und ob auch neue Feinde sich gegen uns rüsten mögen, — uns laß treu zusammenhalten! Denn in diesen Tagen habe ich es überwältigend erkannt, daß der Mann nur am Herzen eines edlen Weibes Trost und Erquickung finden kann, wenn ihn die Kurzsichtigen mißverstehen, die Leidenschaftlichen tadeln, die Neider verkennen und schmähen!"

Mit einer Genugthuung, welche doch nicht von Bekümmerniß frei war, hatte Leonore seinem Zuspruch gelauscht; jetzt begann sie mit bebendem Munde: „Wer sind jene Kurzsichtigen und Neider, wer ist vermessen genug, Dein Streben tadeln zu wollen? — O, daß mir vergönnt wäre, vor sie hinzutreten und ihnen zu sagen, welch hohe Gedanken meinen Helden erfüllen, sie aufzurütteln aus ihrem Kleinmuth, sie zu beschämen in ihrem Wahn, ihnen zuzurufen, daß jetzt oder nie die Stunde naht, in welcher ihnen Heil beschieden werden soll!"

Beglückt vernahm es Joseph; hier wenigstens

wurde er ganz verstanden. Daß er dem gleichen Verständniß morgen begegnete! — Aber sein Hoffen war gering und mit einem Seufzer sprach er: „Sie würden nicht auf Dich hören, Leonore! Du weißt nicht, wie furchtbar schuldlos erfahrenes Leid die Menschenherzen verhärten kann, wie streng und unerbittlich die Eiferer am todten Buchstaben hängen. Dir würde grauen vor den spitzfindigen Ausflüchten, vor dem Wust von Thorheit und Engherzigkeit, mit dem die Vernunft, die Liebe Gottes und der Menschen entstellt und mißdeutet werden. O Leonore, es liegt wie ein Bann auf den Geistern allerwärts und auf keinen Messias wagt der Denker noch zu hoffen!“

Die Beiden hatten sich auf eine Marmorbank zwischen dichtem Gebüsch niedergelassen; bedächtigen Schrittes war Frau Gracia bis zu ihnen getreten, mild und mahnend zugleich sprach sie: „Hast Du vergessen, was ich Dir vor Zeiten sagte, Joseph? — Den Messias suche in Deiner eigenen Brust! Und wenn Du nicht Allen zum Helfer und Retter werden kannst, so laß Dir an Wenigen genügen. Auch im kleinen Kreise kannst Du Großes wirken; Dir aber schlagen vertrauensvoll und dankerfüllt viel tausend Herzen entgegen. An ihnen halte fest, wenn die Undankbaren Dir statt der Palmen Dornen bieten.

Und hoffe mit mir, daß der Tag kommen wird, an welchem unter Deinem Zepter die Widerstrebenden alle sich einen, die Unglücklichen und Bedrängten alle in Deiner Obhut neues Glück finden!"

Da erschallte aus dem Gebüsch plötzlich und unerwartet eine bekannte Stimme: „Sie werden es nicht, so lange Fürst Joseph die Tochter Vincentios neben sich duldet!"

Erschrocken fuhr Leonore zusammen, unmuthig erhob sich Joseph und besorgt trat Frau Gracia zu ihrer Pflegebefohlenen. Im selben Augenblick theilten sich die Zweige und der Sohn Eliesers wurde sichtbar.

Zürnend wollte der Herzog den Lauscher von hinnen weisen; dieser aber fuhr fort: „Als Begleiter eines Anderen wollte ich Euch auf ungewöhnlichen Wegen suchen. Ein Zufall hat mich zum Zeugen eures Gespräches gemacht; ich will ihn preisen, wenn diese Stunde dem Herzog und seinen Genossinnen die Augen öffnet. Schon erregt die Anwesenheit der Venetianerin im Palast Aergerniß unter den Bekennern des alten Bundes. Joseph Nassy trenne sich von Jener; oder wenn er dazu nicht willens ist, habe Leonore Quirini Entsagungskraft genug, die Nähe ihres Geliebten fortan zu meiden und nicht

zur Klippe zu werden, an welcher sein Fahrzeug, wie das seines Volkes, zerschellen müßte!"

Mit Selbstüberwindung hatte Joseph den Leidenschaftlichen zu Ende reden lassen; nun aber, da er sah, wie tief die Worte Leonore erregten, hob er gebietend die Rechte und rief: „Von hinnen, Rasender, von hinnen, ehe meine Knechte —"

„Eure Knechte?" — Das Auge Simons lohte in unheimlicher Gluth, seine Hand faßte den Dolchgriff und er entgegnete drohend: „Bevor Eure Knechte zur Stelle wären, hätte meine Hand Euch und Euren Abgott den Todten zugesellt. Doch fürchtet Nichts", — fuhr er fort, als er sah, wie Joseph Miene machte, die Klinge zu ziehen, — „ich habe nur die Gelegenheit benutzt, um eine letzte Mahnung an Euch zu richten, Euch kurz vor der entscheidenden Stunde zu beschwören —"

„Ich verschmähe Deine Mahnung, ich will Nichts mehr hören!" unterbrach der Herzog den Vermessenen. „Bringe mir Den, welchen Du hierher geleitet hast; wenn er maßvoller denkt, als Du, mag er reden!"

Ein Geräusch in den Büschen veranlaßte Joseph, seine Blicke forschend dorthin zu richten; doch ungestümer rief Simon: „Ihm genügt, Euch und mich zu hören, — darum sollt auch Ihr ihm nicht nachspähen!"

Dann aber fuhr er fort mit einer Stimme, die vor Bewegung zitterte: „Vor Monden gelobte ich Euch Unterwerfung gleich dem geringsten Knecht, wenn Ihr mir Gelegenheit gäbet, meine Rache an den Venetianern zu kühlen. Dieses Gelübdes will ich mich heute entsinnen, heute, da unsere Wege weit auseinander zu gehen scheinen! Noch hat mein Mund sich selten zur Bitte gefügt; ich aber will all meinen Stolz dieser Stunde zum Opfer bringen, allen Jammer Israels Deinem Gedächtniß zurückrufen, zu Deinen Füßen Dich, Joseph Nassy, beschwören: Brich nicht das Gesetz der Väter, scheide Dich nicht von Deinem Volk, schließ keinen Ehebund mit Leonore Quirini!" —

Er brauchte kein Wort weiter zu verschwenden. Empört hatte ihm der Herzog den Rücken gewandt und die Rechte Leonorens erfassend, schickte er sich an, die verhängnißvolle Stätte zu meiden.

Verstummend sah ihnen Simon nach; für die begütigende Zurede Frau Gracias hatte er nur ein heftiges Kopfschütteln und als auch die Letztere sich entfernte, erschallte sein bitteres Gelächter, halb wie Wuth, halb wie Hohn lautend, gegen welches Leonore die Sinne umsonst zu verschließen trachtete. Eiligen Schrittes suchte sie Joseph mit sich zu ziehen; er aber

blickte furchtlos dorthin, wo er den Begleiter Simons noch anwesend wähnte.

Doch unter den Zweigen war es still geworden; Nichts regte sich dort und erst als der Herzog sein Auge über das Meer schweifen ließ, gewahrte er ein Boot, welches, vom Garten abstoßend, die schimmernde Fläche langsam durchschnitt. An Bord des Fahrzeuges saß neben Simon eine andere Gestalt mit verhülltem Haupt; wer sie war, vermochte Joseph nicht zu erkennen. Umsomehr gab ihm die nächtliche Begegnung zu denken und in seiner Stimmung nicht erleichtert, kehrte er mit Leonore und Frau Gracia tiefernst in den Palast zurück. —

Der nächste Tag sah den Günstling Selims auf dem Wege in die Synagoge. Ohne Begleitung betrat er das Gotteshaus, an dessen Eingang zwei jüngere Rabbinen ihn ehrfurchtsvoll begrüßten und an einen Sessel führten, der sich einer Tafel gegenüber befand, an welcher das Rabbinats-Collegium Platz genommen hatte. Zwei Armleuchter mit brennenden Kerzen standen auf dem Tisch, Exemplare des Talmud und seiner Commentare lagen auf der Decke; die Rabbinen selbst in ihrer Amtstracht hatten sich erhoben, um dem Herzog die ihm gebührenden Ehren zu erweisen.

Forschend ließ Joseph seinen Blick über die Versammelten gleiten; er kannte sie alle, die ihn vor Monden erst in feierlichem Aufzuge zur Herzogswürde beglückwünscht hatten, aber umsonst suchte er in ihren Mienen zu lesen, was sie im Geiste erwogen. Nur die Andeutungen Simons ließen ihn errathen, um was es sich hier handeln werde; aber die Abwesenheit des Letzteren glaubte Joseph immerhin für ein gutes Zeichen halten zu dürfen.

Da erhob die Stimme Ibn=Lab und begann zu dem Neffen Gracias gewendet: „Sei willkommen im Tempel Jehovahs, Fürst Joseph, und habe Dank, daß Du dem Ruf der Aeltesten ohne Zögern folgtest! Dir selbst zur Ehre haben wir Dich eingeladen; wolle in Geduld hören, was der Mund frommer und besorgter Männer Dir zu künden, Dich zu fragen hat, — wolle durch Deine Antworten die Wolken zerstreuen, welche die Sonne Deines Ruhmes vor Israel zu verdunkeln drohen!“

Bei den letzten Worten richtete der junge Herzog voll Unmuth das Haupt empor und stieß erregt die Worte aus: „Wer ist unter den Weisen unseres Volkes so blind, Wolken zu sehen, wo die Sonne der Liebe mir mild und beseligend leuchtend, — wer von euch lieh sein Ohr jenem Rasenden, der mich durch

Bitten und Drohungen nach seinem Willen lenken zu können glaubte?"

Doch Ibn-Lab winkte beruhigend und fuhr fort: „Tadle nicht die Weisheit der Alten, vor welcher die Herzen der Menschen sind, wie ein aufgeschlagenes Buch, welche die Völker und Könige prüft, mit weitschauendem Blick Nahes und Fernes ermessen hat und zuletzt doch wieder zu dem Fundament gelangt ist, von dem sie ausging: daß nur ein treues Festhalten an dem Ewigen und seinen Geboten uns und den Unseren Heil bringt!"

„Willst Du damit sagen, daß ich die Letzteren verachtet habe?"

Trotziger klang die Stimme Josephs, als er so sprach; doch Ibn-Lab entgegnete ruhig: „Zu mir kamen die Männer, welche ihr Leben lang mit dem Studium der Mischnah und Gemara zugebracht haben. Sie achteten Deines Wandels mit Freuden und rühmten Deine Frömmigkeit gleich mir; wenn sie Dich heute wankend wähnen, höre sie selbst und sei gepriesen, wenn Du jedes ihrer Bedenken siegreich zu widerlegen vermagst!"

Joseph enthielt sich der Antwort; forschend sah er sich im Kreise um, als erwarte er Denjenigen,

der als Ankläger aus der Mitte der Rabbinen gegen ihn auftreten sollte.

Er blieb darüber nicht lange im Unklaren. Von seinem Sessel, auf dem er gebeugten Hauptes mit gekrümmtem Rücken verharrt hatte, richtete sich Jakob Margoles empor; die knöcherne Linke des Greises blätterte im Talmud und mit der Rechten auf eine Stelle desselben deutend, begann er mit scharfer, klangloser Stimme: „So steht geschrieben im fünften Buch Mose im siebenten Kapitel: ‚Wenn Dich der Herr, dein Gott, ins Land bringet, darin du kommen wirst, dasselbe einzunehmen, und ausrottet viele Völker vor Dir her, die größer und stärker sind, denn du, so sollst du sie verbannen, daß du keinen Bund mit ihnen machst, noch ihnen Gunst erweisest. Und sollst dich mit ihnen nicht befreunden, eure Töchter sollt ihr nicht geben ihren Söhnen, und ihre Töchter sollt ihr nicht nehmen euren Söhnen. Denn sie werden eure Söhne mir abfällig machen, daß sie anderen Göttern dienen; so wird dann des Herren Zorn ergrimmen über euch und euch bald vertilgen!‘ — Wie aber handelt Jener, den Rabbi Eliescr in Venedig zum Resch Glutha weihte, welcher dort gelobte, uns ein Fürst und Führer zu sein, wie Judas Maccabäus, Joseph ben Mathias und Simon bar Cochba!? —

Er richtete sein Auge auf eine Tochter der Christen, er vergaß die heiligen Gebote und bekannte vor allem Volk dieser Stadt seine sündige Liebe zu der Fremden. Darum kann er fortan nicht ein Fürst der Juden sein, keinen Gehorsam fordern und auch kein Vertrauen, auf keine Ehren Anspruch machen, es sei denn, daß er seines Irrthums inne werde, die Tochter der Christen verstoße und sich durch demuthsvolle Buße reinige von der Schuld, die er auf sich geladen hat!"

Mit feindselig-lauerndem Ausdruck ruhten die Blicke des fanatischen Priesters auf Joseph, dessen Wangen höher glühten, dessen Brust unter den Schmähungen des Greises stürmischer arbeitete, dessen Mund furchtlos entgegnete: „Sündig wagst Du meine Liebe zu nennen, deutest auf ein Gesetz hin, das vor Jahrtausenden gegeben ist und seine Widerlegung im gleichen Buch Mose findet, wagst mir zuzurufen, daß ich sie verstoße, die reiner und besser ist, denn Du und Alle, welche Dir gleichen!" —

Ein Murren unterbrach den Kühnen, ein vielfaches Stimmengewirr: „Den Bann über ihn!" — „Hört nicht auf den Lästerer!" — „Straft den Verwegenen!" — „Weist ihn aus dem Tempel des Herrn!" — „Fluch über ihn, der das Gesetz verachtet!"

Von seinem Sitz war Joseph aufgestanden; er war überzeugt, hier niemals Verständniß zu finden, und wandte sich, um von hinnen zu schreiten. Aber zu ihm hatten sich schon Elia ben Chajim und Jehuda Algasi begeben, die ihm persönlich zuredeten und ihn baten, die Stimmen Andersdenkender abzuwarten, bevor er die Synagoge im Unmuth verlasse.

Die Beiden hatten ihre Absicht noch nicht erreicht, als Isaak Akrisch um Gehör bat und alsbald begann: „Ihr Alle, meine Brüder, vernahmet die Worte, die hier vor mir gesprochen sind. Streng ging Jakob Margoles mit dem Herzog von Naxos ins Gericht und allzu stolz antwortete der Letztere dem Greise. Mögen sie beide nun der Stimme eines Mannes lauschen, der rastlos von Land zu Land gepilgert ist und hier endlich eine Stätte gefunden hat, wo er von Noth und Mühen auszuruhen gedachte. Ich sah die Bedrängniß und Zerfahrenheit unseres Volkes an manchen Orten; Dank der Weisheit und Güte Josephs von Naxos leben unsere Glaubensgenossen im Reiche Selims freier und besser, als irgendwo unter dem Himmel Gottes. So laßt mich nicht in Stambul, wo Alles sich zum Guten wenden will, Zeuge einer Zersplitterung sein, für die es kein Heilmittel giebt!“

Zustimmende Aeußerungen der milder Gesonnenen

erschallten von verschiedenen Seiten und Isaak Akrisch fuhr fort: „Während meine Brüder sich ereiferten, habe ich in der Mischnah nachgeschlagen und jene Stelle gefunden, auf welche Fürst Joseph hinwies: ‚Wenn du in einen Streit ziehest wider deine Feinde und der Herr, dein Gott, giebt sie dir in deine Hände; und siehest unter den Gefangenen ein schönes Weib und hast Lust zu ihr, daß du sie zum Weibe nehmest: So führe sie in dein Haus und laß ihr das Haar abscheeren und die Kleider ablegen, darinnen sie gefangen ist, und laß sie sitzen in deinem Hause und beweinen einen Monat lang ihren Vater und ihre Mutter; danach nimm sie zur Ehe und laß sie dein Weib sein!‘ — Habt ihrs vernommen, meine Brüder? Hier gestattet das Gesetz, was es dort versagte, hier —“

Doch zitternd vor Erregung fiel Jakob Margoles ein: „Weiß der hinkende Isaak nicht, was Jehuda Hakkadosch lehrte, als ihn die Rabbinen angingen um eine Erklärung dieses scheinbaren Widerspruchs, der keiner ist? — Also sprach Jehuda und ihr Alle vernehmt es und prägt es euch ein: ‚Durch das zweite Gebot will Jehovah euch prüfen, ob ihr das erste recht verstanden habt. Denn wie der Ewige euch in diesem befiehlt, die Feinde zu verbannen und keinen Bund mit ihren Söhnen und Töchtern zu schließen,

auf daß ihr nicht anderen Göttern dienet und vom Zorne des Herrn vertilgt werdet, so läßt er euch in jenem die Wahl, eure Gefangenen zu eurer Lust zu behalten oder sie von hinnen zu weisen. Aber wehe Demjenigen, dessen weltliches Verlangen größer ist, als der Eifer zur Erfüllung des göttlichen Gebotes! Er, der zu schwach ist, der Lockung seiner Sinne zu widerstehen, wird bald genug auf dem abschüssigen Wege straucheln und den falschen Göttern dienen. An ihm und seinem Samen wird sich erfüllen der Fluch, den der Ewige androht: Der Herr wird dich schlagen mit Wahnsinn, Blindheit und Rasen des Herzens. Und wirst auf deinem Wege kein Glück haben und wirst Gewalt und Unrecht leiden müssen dein Lebenlang und Niemand wird dir helfen. Ein Weib wirst du dir vertrauen lassen, aber ein Anderer wird es besitzen. Ein Haus wirst du bauen, aber nicht darinnen wohnen; einen Weinberg wirst du pflanzen, aber ihn nicht gemein machen! — So wird Dir geschehen, Joseph Nassy, wenn Du im Trotze verharrest, so wird Allen geschehen, welche Deines Sinnes sind!"

Erschöpft ließ sich der fanatische Greis auf seinen Sessel nieder. Beifällige und mißbilligende Rufe wurden laut und lauter, zwei Parteien schienen sich

bilden und gegenseitig in spitzfindiger Auslegung der streitigen Stellen überbieten zu wollen.

Aber Joseph Nassy, der sich zum Verweilen bewegen lassen und Isaak Akrisch durch einen warmen Händedruck gedankt hatte, fühlte nun, wie ihm das Blut heiß und heißer wallte. Er kannte den furchtbaren Fluch, den der Rabbi nur zum kleinsten Theil ausgesprochen hatte, und war Jude genug, sich im Innersten erschüttert zu fühlen. Allein zugleich empfand er, daß er keinen Fluch verdient habe. Auge und Ohr überzeugten ihn, daß ein großer Theil der Anwesenden milder dachte, als Jakob Margoles, und um dieser Duldsamen willen entgegnete er:

„Vergebens rufst Du, Rabbi, auf mein Haupt die Menge der Strafen herab, welche der Allmächtige den Missethätern androht, vergebens deutest Du das Gesetz nach Deinem Gefallen! Es giebt ein höheres, welches lautet: ‚Was zu deinen Lippen ausgegangen ist, das sollst du halten und darnach thun.‘ — Ich aber habe meine Liebe und meinen Schutz der Tochter Venedigs gelobt in einer Stunde, in welcher die Ihren sie verstießen um meinetwillen, und ich will mein Gelübde halten. Als ich sie, die ich liebe, in stummer Qual, eine Beute der Verzweiflung, wiederfand, da bekannte ich furchtlos vor Juden und Musel-

18*

mannen, was meine Brust bewegte. Wer wird mich darum schmähen dürfen? — Nicht eitle Sinnenlust trieb mich in jener Stunde, noch treibt sie mich heute; erprobt habe ich Leonore und sie edel und reines Herzens gefunden gleich der edelsten Frau in Israel, gleich meiner Muhme Gracia Nassy! Den Fluch der Ihren und der Kirche nicht achtend, war Leonore stark genug, in Schmerz und Gefahren treu zu mir zu halten, auf mich zu hoffen. Und Du, Rabbi, könntest fordern, daß ich Dir gegenüber weniger Muth haben sollte, als sie, ein wehrloses Weib, den haßathmenden Brüdern gegenüber?! — In unzähligen Klagen hat unser Volk die Härte der Christen verwünscht; und heute, da eine Christin unter meiner Hand Schutz sucht, sollten wir nicht größer sein als jene, deren Thun wir verdammen?" —

Ein Murmeln des Wohlgefallens ließ sich vernehmen; die Worte Josephs hatten manchen Hörer bewegt. Nur Jakob Margoles und sein strenggläubiger Anhang schüttelten die Häupter, und die Lippen wollten sich schon zum Widerspruch öffnen, als Joseph fortfuhr: „Vor dem Ewigen, dessen Odem ich nahe fühle, schwöre ich: Niemals wird Leonore Quirini mich dem Gott Israels abtrünnig machen, mich niemals bewegen, etwas zu thun, das unserem Volk

Unheil brächte. Das Glück und die Größe Israels ist mein einziges Streben; o lasset es auch das eure sein und verwerft nicht in finsterem Eifer die Hülfe Desjenigen, der in Glück und Unglück treu zu Euch gehalten hat!"

„Sein Glaube ist wankend geworden, wie könnten wir fortan auf seine Treue bauen!" hob jetzt Salomo Aschkenasi an, der bisher geschwiegen hatte.

Befremdet sah Joseph auf Jenen, schmerzlich belehrt, wie geringen Widerhall seine Worte bei den Fanatikern unter den Rabbinen fanden. Aber voll Eifer widersprachen Isaak Akrisch und Elia ben Chajim dem letzten Redner und nur mit Mühe vermochte Ibn-Lab sich Gehör zu verschaffen.

Aufrichtiger Kummer über den Zwiespalt erfüllte die Brust des Groß-Rabbiners, und so tief er die Neigung Joseph Nassys beklagte, so sehr war er von der Überzeugung durchdrungen, daß mit dem jungen Herzog die Hoffnungen des Judenthums in Constantinopel standen und fielen. In ruhiger Darlegung suchte er deshalb die widerstrebenden Ansichten zu vereinigen, indem er darauf hinwies, daß Leonore Quirini Jüdin werden könne und daß durch ihren Übertritt jedes Bedenken gegen sie und Joseph beseitigt werde.

Vielen dünkte dieser Ausweg hocherwünscht, nur der Neffe Gracias schien sich mit demselben nicht befreunden zu können. Aber während er schwieg, richtete Jakob Margoles sich wieder auf und sprach: „Ibn-Lab, Du trägst die Schleppe des Herzogsmantels und wähnst uns mit dem Glanz seines Stirnreifs blenden zu können. Frage doch alle Jene, die einst gezwungen zur Taufe getrieben wurden, was ihr Herz empfand, wenn sie vor dem Bilde des Christengottes knieten. Die Feinde selbst nannten Jene Scheinchristen, und eine Scheinjüdin würde die Venetianerin; darum verwerfen wir Deinen Vorschlag, darum fordern wir: Laß abstimmen über den Verächter des Gesetzes! Trotzig verschließt er Ohr und Herz unseren Ermahnungen und Bitten; dafür verdient er aus der Gemeinde der Gläubigen gestoßen zu werden. Laß abstimmen! Demüthiges Beugen unter die Majestät des göttlichen Gebotes, — oder den Bann über Joseph Nassy!“

Den Bann, das Furchtbarste, das aus der Mitte seines eigenen Volkes über ihn verhängt werden konnte?! — Das Antlitz Nassys entfärbte sich, seine Freunde widersprachen dem ungeheuerlichen Ansinnen, aber um so ungestümer bestand der Anhang des Fanatikers auf dessen Forderung. Im Geiste zählte Ibn-

Lab die Stimmen; er war nicht sicher, ob sich die Mehrzahl seiner milderen Auffassung zuneigen werde. Allein der Antrag war gestellt und sein Amt zwang den Groß-Rabbiner Umfrage zu halten, ob die Majorität der Anwesenden den Bann aussprechen lassen wollte, wenn eine letzte Aufforderung zur Unterwerfung und Lossage von der Tochter Vincentios seitens des Herzogs abgelehnt werden sollte.

Mit unsäglicher Bitterkeit sah und hörte Joseph, was um ihn her vorging. O, Frau Gracia hatte nur allzu sehr Recht gehabt, als sie ihn vor Zeiten warnte. Nun nahten sie in hellen Haufen, die Widersacher, die ihn in den Wust niederzuziehen trachteten, in dem sie selbst ihre Daseinsbedingungen fanden. Das waren die geistigen Lenker seines Volkes, als dessen Angehöriger er gekämpft und gelitten hatte, dem er eine heil- und segenbringende Zukunft bereiten wollte! — Er mußte sich entsinnen, daß er selbst diesem Volk entsproßt sei, daß ihm kein Haß gegen Alle zieme, wenn ihn auch ein Theil verdammte, daß vielmehr seine Rechtfertigung um so glänzender sein werde, wenn es ihm gelinge, dem Widerstand der Rabbinen zum Trotz sein Ziel zu erreichen. Denn auf ihn sahen ja nicht nur Diese, zu ihm blickten hoffend die Gedrückten und Unterjochten, die Armen

und Elenden, die Menge des Volkes empor, auch jene, die noch fern von den Gestaden des Marmara-Meeres weilten. Ihre Hoffnungen wollte er erfüllen, auf ihre Mithülfe zählte er, auch wenn ihm die Schriftgelehrten und Reichen ihren Beistand versagten!

Der trostreiche Gedanke erhob ihn mehr und mehr, er diente ihm als Gegengewicht wider die blinde Leidenschaft der Orthodoxen, — aber der drohende Bann lastete schwer in der anderen Wagschaale. — Da trat zu dem Neffen Gracias Isaak Akrisch. Aufmerksam hatte der Vielgewanderte die Abgabe der Stimmen verfolgt und Freude verklärte seine gefurchten Züge, denn er glaubte mit Sicherheit behaupten zu können, daß die Eiferer in der Minderzahl bleiben würden. Dasselbe bestätigte Jehuda Algasi und auch das ernste Angesicht Ibn-Labs schien sich unter dem Eindruck einer ähnlichen Beobachtung aufzuhellen.

Neues Hoffen bemächtigte sich Josephs und seiner Freunde, als ein Vielen unerwartetes Ereigniß eintrat, das alle Berechnungen als eitel erwies. An den Thüren der Synagoge erhob sich plötzlich ein Tumult und bevor Ibn-Lab nachforschen konnte, wer sich dort so ungebührlich benehme, drang von drei Seiten ein mit Stöcken und Knitteln bewaffneter Haufe

Israeliten in den Tempel. Eine der Abtheilungen führte Simon selbst; aber auch die beiden anderen folgten seinem Befehl und umringten mit dem Ruf: „Den Bann, den Bann über Joseph von Naxos!“ die Tafel der Rabbinen und den Sessel des Herzogs.

Befremdet und empört sah Ibn=Lab auf die Eindringenden, aber umsonst bemühte sich der Groß=Rabbiner sammt den Gesinnungsgenossen, die Ruhe herzustellen. Ein wildes, drohendes Geschrei, mit Schmähungen auf Joseph Nassy gemischt, war das Echo aller Ermahnungen, so daß Ibn=Lab die Sitzung für aufgehoben, den Tempel für entweiht erklärte und Miene machte, sich zu entfernen.

Aber auch das sollte sich als unausführbar erweisen, denn immer ungestümer forderte die Menge die Verhängung des Bannes. Dem Neffen Gracias wurde es sofort klar, daß hier ein geheimes Einverständniß zwischen Jakob Margoles und Simon bestehen müsse; dennoch hätte Joseph es verwinden können, wenn diese Stunde ihn nicht auf das schmerzlichste belehrt hätte, daß auch die Kreise der Armen und Geknechteten von Simon aufgestachelt waren. Nur allzu schnell erfüllte der wilde Sohn Eliesers seine Drohung; Haß und Verachtung hatte er prophezeit, Haß und Verachtung furchtbar heraufbeschworen. Ver=

gessen waren in einem Nu alle Wohlthaten Nassys, alle Segnungen, deren die Hebräer Constantinopels sich durch ihn erfreuten. Der scheele Neid, die Lust am Lärm beherrschte die Massen!

Wie zum Schutz hatten sich Isaak Akrisch, Elia ben Chajim und Jehuda Algasi nebst manchem Anderen an die Seite Josephs gestellt, während Jakob Margoles mit der erhobenen Rechten auf ihn deutete und kreischenden Mundes forderte, daß nicht länger abgestimmt, sondern der Bann in seiner ganzen Strenge ausgesprochen werde.

Doch die Worte des Greises verschlang das Stimmengewirr nicht minder und das Toben legte sich erst, als Simon selbst Ruhe gebot und darauf begann: „Dort steht der Verächter des Gesetzes, der Abtrünnige! Seht, wie er zittert im Gefühl seiner Schuld, seht, wie die Gläubigen ihn meiden! Was zögerst Du noch, Ibn-Lab? — Den Bann über Joseph Nassy! — Gestern erst hat Jakob Margoles ihn mit der Tochter der Christen sein sündiges Bündniß besiegeln sehen, — den Bann über den Thoren! Zwinge Deinen Mund, das Gesetz zu erfüllen, Ibn-Lab! Wenn er zögert, — wandte sich Simon an die Übrigen, — zwingt ihr ihn! Denn es ist besser, daß den Schuldigen der Fluch treffe, als daß ein ganzes Volk durch ihn verderbe!“

Der fanatische Greis ließ sich dazu nicht zweimal drängen. Schon hatte Simon sich der Widder-Hörner und der Gesetzesrolle bemächtigt; schauerlich hallte der dumpfe Klang jener durch den Tempelraum, Jakob Margoles aber nahm die Thorah in den Arm und sprach, die Rechte auf den Talmud legend, welchen Salomo Aschkenasi ihm vorhielt: „Fluch und Wehe über Dich, Joseph Nassy! Dies ist der Bann, den der Ewige Dir verkündet: Verflucht sollst Du sein in der Stadt, verflucht auf dem Acker! Verflucht wird sein die Frucht Deines Leibes und die Frucht Deines Landes. Verflucht wirst Du sein, wenn Du eingehst, und verflucht, wenn Du ausgehst! Der Herr wird über Dich senden Unfall und Unglück in Allem, das Du vor die Hand nimmst, bis Du vertilget werdest und bald untergehest um Deines bösen Wesens willen, daß Du mich verlassen hast. Der Herr wird Dich schlagen mit Fieber und Hitze, Dürre und giftiger Luft, und wird Dich verfolgen, bis er Dich umbringe. Der Himmel über Deinem Haupte wird ehern sein und die Erde unter Dir eisern. Der Herr wird Dich vor Deinen Feinden verderben. Durch e i n e n Weg wirst Du zu ihnen ausziehen und durch sieben Wege vor ihnen fliehen. Dein Leichnam wird eine Speise sein allem Gevögel des Himmels und allem Thier

auf Erden und Niemand wird sein, der sie scheucht! — Weichet von ihm, ihr Gläubigen, meidet seinen Athem, ihr Reinen. Das Gehennam soll er erben, verflucht ist er und all sein Thun, verflucht und gebannt ewiglich!"

Aufs Neue erschallten die Widder-Hörner, während die Menge in ein entsetztes Schweigen versunken war. Mancher Überfromme mochte wohl erwarten, daß der Genannte unter der Wucht des Fluches, von der Hand des beleidigten Gottes getroffen, leblos zusammenbrechen werde, — mancher Andere mochte wünschen, daß Joseph Nassy sich in letzter Stunde unterwerfe.

Doch Nichts von alledem geschah! Wie furchtbar der Schmerz auch die Brust Josephs durchwühlte, — stolz und ungebeugt stand er dem eisernen Rabbi gegenüber, bleichen Angesichtes, aber blitzenden Auges. Und als Jener geendet hatte und die Blicke Aller sich auf den Genannten richteten, da sprach er mit bebender Lippe, doch Verachtung in jeder Miene: „Entehren soll mich Dein Fluch, aber er entehrt Dich selbst; verderben soll er mich, aber er beschwört das Verderben über euch Alle herauf! Helfen wollte ich euch und den Brüdern, die in der Welt zerstreut umherirren; ihr aber seid blind mit sehenden Augen,

im Joch der Knechtschaft selbst zu Knechten geworden, im finsteren Wahn verdumpft und erstarrt. Nicht Liebe zu mir noch zu unserem Volk trieb Dich, Simon, einst zu mir; übermächtig beherrschte Dich damals, wie sie Dich heute beherrscht, die Lust an der Rache, und all Dein Thun und Treiben ist eine ungeheure Lüge. Mit einer Lüge locktest Du mich in den Ghetto Venedigs, ein abgekartetes Gaukelspiel war das Erscheinen jener Blinden; mit einer Lüge führtest Du den schlichten Sinn der Brüder zu Constantinopel irre, eine Lüge ist all Dein Reden und Denken —"

Er sollte nicht weiter kommen. Nicht mehr fähig, sich selbst zu beherrschen, stieß Simon die Worte aus: „Tödtet ihn, vollzieht den Bann, bevor der Lästerer den Tempel verlassen hat!"

Das wahnsinnige Gebot fiel auf fruchtbaren Grund. Schon erhoben einzelne Verblendete die Knittel; aber während die Freunde Josephs ihnen wehrten, wurden die Eingangspforten der Synagoge noch einmal aufgestoßen und herein drang eine Abtheilung osmanischer Truppen, geführt von Gracia Nassy und einem Untergebenen Piales.

Die kluge und umsichtige Frau hatte in dem Augenblick, als ihr Neffe seinen Wohnsitz verließ,

entschlossen ihre Vorkehrungen getroffen. In den Palast des Seraskers eilend, war es ihr ohne Schwierigkeit gelungen, eine genügende bewaffnete Macht zu ihrer Verfügung zu erhalten; sie kam eben recht, um die tobenden Scharen auseinander zu treiben und Joseph mit seinen Freunden vor schlimmstem Lose zu bewahren.

Zähneknirschend mußte Simon mit seinen Anhängern weichen und mancher der Letzteren die Fäuste der Janitscharen schwer empfinden. Nur Jakob Margoles wich nicht; die Thorah im Arm, meinte er jeder weltlichen Gewalt trotzen zu können. Wohl hatte sich die Zahl Derjenigen, die kurz zuvor noch auf sein Wort schwuren, merklich gelichtet; dennoch hielt er furchtlos Stand.

Aber Niemand achtete seiner noch. Um Joseph und Frau Gracia sammelten sich alle, die mit Entschiedenheit für den Bedrohten eingetreten waren, um Ibn-Lab die größere Menge Jener, die mit tiefer Bekümmerniß auf diesen Ausgang der Berathung blickten und in ihrem Urtheil zwischen beiden Parteien standen. Auf einen Befehl ihres Agas verließen die Soldaten den Tempel, um an dessen Haupteingang zu warten und den Herzog der Cycladen mit seiner Muhme ungefährdet in seinen Palast zu bringen.

Da schritt auch Joseph am Arm Gracias von dannen. Ein stummer und doch so bedeutsamer Händedruck war sein ganzer Dank an die Freunde; im Innersten erschüttert, keines Wortes mächtig, hatte er für Ibn-Lab und die Rabbinen nur einen schweigenden Gruß. Aufrecht trug er das Haupt; aber der ungebrochenen Haltung spottete das todtenbleiche Angesicht und unter dem unversehrten Kleide blutete in seiner Brust die Wunde, für die er keine Heilung je zu finden hoffen durfte.

Zehntes Kapitel.

Herzbeklemmende Angst hatte sich Leonorens bemächtigt, als der geliebte Mann den schweren Gang antrat. Umsonst waren die tröstenden Worte Josephs gewesen, sie vermochten nicht den Bann von Sorgen und Zweifeln zu heben, der auf der Tochter Vincentios lastete. Schreckhaft hallten in ihrer Brust die haßathmenden Äußerungen Simons wieder; mit Recht fürchtete sie den wilden Sohn des Rabbi, aber sie fürchtete ihn mehr für Joseph, als für sich selbst. Wenn jene Drohung sich erfüllte, wenn sich die Israeliten zu Constantinopel von dem Herzog lossagten! — Für Leonore war es ein Gewinn, — für Joseph konnte es keiner sein! In Noth und Bedrängniß hatte er sich zu Venedig furchtlos zu dem Glauben seines Volkes bekannt, durch Worte und Thaten bewiesen, daß das Schicksal der Gesamtheit ihm theurer sei, als das eigene. Und nun sollte er um der Geliebten willen einen Undank ernten, der all' seine

hohen Ziele in Frage stellen und ihn selbst auf das schmerzlichste verletzen mußte?

Ein Schauer überlief Leonore, ein Gedanke stieg plötzlich in ihr auf, ein Gedanke, der sie entsetzte und doch mit immer lauteren Schlägen mahnend anpochte. Es gab ja einen Ausweg, welcher den Geliebten aller Wahl überhob und den Juden jeden Vorwand zur Gegnerschaft raubte. Fliehen mußte Leonore, den theueren Mann für ewige Zeiten meiden, ohne eine Spur, wohin sie die Schritte lenke, ohne ein Zeichen, wo sie zu finden sei. Dann war der Stein des Anstoßes, auf welchen Simon und die Eiferer deuteten, beseitigt, dann mußten selbst die Verstocktesten bekennen, daß die Gesinnung der Venetianerin und Christin über jegliche Verdächtigung erhaben sei. Das war der Tropfen Balsam, welchen der Wermuthbecher enthielt; aber ach, es war mehr Balsam für ihren Stolz, als für das liebende Weibesherz!

Doch fliehen ohne Abschied, fliehen wie eine Verbrecherin in einer Stunde, zu welcher Niemand sie hütete? — Neuen Schmerz mußte solches Beginnen dem Geliebten bereiten, neue Sorgen und Zweifel, die seine Kraft vielleicht lähmten, da er derselben am dringendsten bedurfte. Aber sein Muth hatte schon

furchtbare Proben bestanden; das ließ Leonore hoffen, er werde auch diese Prüfung überwinden. Und konnten seinem Herzen die wahren Beweggründe der Geliebten verborgen bleiben? — Sie fürchtete es nicht! Er kannte ja ihr Fühlen und Denken, er mußte wissen, daß in ihrer Brust für keinen Anderen Raum sei, daß nur entsagungsfähigste Liebe sie zu einem Schritte getrieben habe, den die Liebe allein fassen und verzeihen konnte.

So grübelte und sann sie unter bitteren Thränen, während die Zeit verrann und Frau Gracia sich längst entfernt hatte, ohne zu sagen, wohin. Das geheimnißvolle Thun der edlen Frau, welche nur aus liebevoller Rücksicht der Braut ihres Neffen verschwieg, was sie zu unternehmen gesonnen sei, brachte neue Beunruhigung über Leonore. Länger, als sie vermuthet hatte, blieb Joseph fern; sollte das ein Wink des Himmels sein, die Flucht gleich anzutreten? —

Doch auf welche Weise, nach welcher Richtung? — Kein Schiff lag bereit, sie über das Meer in die alte Heimath zu tragen, ihres Rufes harrte kein Schützer und Führer, der sie durch die fremden Lande hätte geleiten mögen. O, selbst dieser That der bittersten Nothwendigkeit stellten sich bei der ersten Erwägung Schwierigkeiten in Menge entgegen, und sie

sah ein, daß es sorgsamer und heimlicher Vorbereitungen dazu bedürfe.

Und dennoch, — was faßte sie plötzlich mit dämonischer Gewalt? — Ja, dieser Weg stand offen und keine langen Mühen waren erforderlich. Wenige Schritte in die brandenden Wellen, — und die Fluth trug sie hinaus, um sie bald niederzuziehen, nieder in eine Tiefe, wo Binsen und Tang sie gefällig einhüllen und auf immer den Blicken der Nachforschenden verbergen würden.

Überwältigend kam ein Todessehnen über sie; dort, dort fand sie selbst Ruhe, dort endete auch das Leid, das sie unbewußt und unbeabsichtigt über den liebsten Mann gebracht hatte. Ihr war, als ob sie ohne Säumen den Schritt von dannen lenken müsse; aber indem sie sich wandte, um mit einem letzten Blicke Abschied zu nehmen, fühlte sie sich von Neuem an das Leben gekettet. Nicht aus Todesfurcht, nur für eine letzte, kurze Spanne Zeit, nur um Joseph noch einmal zu sehen, noch einmal dem Zauber seiner Worte zu lauschen, in seinem Auge, in seinen Mienen den Widerschein der Gedanken zu lesen, die seine Seele erfüllten.

Da drang von der Straße her Geräusch in das Gemach Leonorens, ihre aufgeregte Fantasie ließ sie

den Namen Joseph Nassy hören, drohend, verwünschend, immer und immer wieder. Von bangem Ahnen erfüllt, eilte sie aus einem Seitenpförtchen des Palastes; Israeliten in größeren und kleineren Haufen zogen vorüber, die Flüchtlinge, die aus der Synagoge vertrieben waren und nun, ohne von den Türken verfolgt zu werden, lärmend ihre Straßen aufsuchten.

Aufs Neue hörte Leonore den Namen des Geliebten; und so wenig Gutes die Mienen der Vorübergehenden verriethen, — die Braut Josephs mußte sich Gewißheit über sein Schicksal verschaffen. Sie stand im Begriff, eine scheue Frage an einen älteren, ruhiger aussehenden Mann zu richten, als Simon selbst des Weges kam. Leonore sah ihn nicht; er aber gewahrte sie und wie ein Blitz durchfuhr ihn ein satanischer Gedanke. Ohne ihn näher zu prüfen, folgte der Sohn Eliesers der Eingebung des Augenblicks. Mit raschen Schritten stand er zur Seite der Überraschten, seine Linke umspannte mit ehernem Griff ihren Arm und sein Mund raunte ihr zu: „Die Rabbinen haben den Bann über den Herzog verhängt, der Sultan ihm seine Gunst entzogen; wenn Ihr ihn und Frau Gracia retten wollt, so folgt mir ungesäumt!“

Die Tochter Vincentios war nicht fähig, das Vernommene auf seine Wahrscheinlichkeit zu prüfen; sie hörte nur die Worte: „retten" und „folgt mir ungesäumt!" — Nicht im Stande, sich Rechenschaft über ihr eigenes Thun zu geben, ließ sie sich ohne Widerstand von Simon fortführen. Ein Haufe neugierigen Gesindels umringte die Beiden und bald waren sie aus der Nähe des herzoglichen Palastes verschwunden.

Als Joseph und die Muhme ihr Heim betraten, suchten sie Leonore vergebens. Niemand wußte Auskunft über ihren Verbleib zu erstatten; händeringend durchforschte der alte Nathan jeden Raum, verzweifelnd gingen Joseph und Frau Gracia umher, — die Braut, die Tochter ließ sich nicht mehr blicken! —

Der Herbst war um, die Wintermonate verannen, ohne daß es Joseph gelungen wäre, einen Anhaltspunkt über das Schicksal der Vermißten zu gewinnen. Umsonst hatte Selim, erzürnt über die Tücke, welche seinem Günstling gegenüber ihr Spiel so verwegen trieb, Befehl erlassen, ihm um jeden Preis Nachricht über den Aufenthalt Leonore Quirinis zu verschaffen. Die Wenigen, die Genaueres wußten, hüllten sich in den Mantel der Unwissenheit und schwiegen hartnäckig; keine Drohung war im Stande, dem verdächtigen

Simon ein Bekenntniß abzupressen. Die Strafe, die ihm für sein gewaltsames Eindringen in den Tempel gebührte, wurde ihm von Seiten des Rabbinats-Collegiums gnädig genug zugemessen; trotziger, denn je, trug er das Haupt, denn er, dessen Name eine Zeitlang in Jedermanns Munde war, hatte bald einen Rückhalt gefunden, wie er ihn kaum zu hoffen gewagt haben würde.

Es war Mohammed Sokolly selbst, welcher den Sohn Eliesers wenige Tage nach der Verkündigung des Bannspruches über Joseph in der Stille zu sich entbieten ließ. Empört über die Frechheit und Undankbarkeit Simons, hatte der Padischah diesem jedes Vorrecht, welches die Fürsprache Josephs ihm verschafft hatte, entzogen: die Gunst des Großwesirs sollte diesen Verlust bald reichlich ersetzen.

So zurückhaltend und vorsichtig der Sohn des Rabbi sich den Lockungen des mächtigen Mannes gegenüber auch verhielt, — ihn erfüllte doch mit Genugthuung, daß Mohammed Sokolly sich um seine Dienste bemühte, und er glaubte auch seine eigenen Zwecke dadurch um so nachdrücklicher fördern zu können. Nicht die Juden als solche, nur Joseph Nassy haßte der Großwesir; das sprach er schon bei der ersten Zusammenkunft mit Simon offen aus und stellte

als Grundbedingung gemeinsamen Wirkens den Sturz des Herzogs von Naxos auf.

Die Berechnung Sokollys hatte sich, wenn auch auf Umwegen, bisher erfüllt, das Auftauchen Leonorens in Stambul war zur Scheidewand zwischen Joseph und den Israeliten geworden. Nun galt es nur noch die Gunst Selims mit List zu untergraben! Der Bosnier blickte schärfer, als der Padischah selbst; mit einer Bestimmtheit, die jeden Widerspruch ausschloß, sagte er dem Sohn Eliesers in das Angesicht, daß Niemand, als er, Leonore entführt oder beseitigt haben könne. Durch eine nicht mißzuverstehende Drohung für den letzteren Fall erzwang er das Geständniß Simons, welcher die Verlobte Nassys im Hause Jakob Margoles verborgen hatte, um zu geeigneter Stunde über sie verfügen zu können.

Die Nachricht war dem Großwesir hocherwünscht; nun konnte er ohne Säumen an die energische Fortführung seines hinterlistigen Planes gehen. Schnell war dieser entworfen und an Mitteln zu seiner Ausführung fehlte es dem vielvermögenden Renegaten nicht. Ohne daß Simon es ahnte, wurde Marc' Antonio Barbaro ins Einverständnis gezogen. Seine Hand setzte ein Schreiben auf, in welchem den, inzwischen längst auf Cypern eingetroffenen Brüdern

Marcus und Giovan' Antonio Quirini gemeldet wurde, daß es dem Bailo gelungen sei, ihre Schwester den Händen der Ungläubigen zu entreißen und daß er die Befreite an Bord eines türkischen Fahrzeuges, dessen Befehlshaber im geheimen Solde Venedigs stehe, den Brüdern wieder zusende.

Aus der Behausung des fanatischen Rabbi wurde Leonore in dunkler Nacht in den Palast Barbaros gebracht; bevor der Morgen graute, befand sie sich in einer Galeere, welche Mohammed Sokolly zur Verfügung gestellt hatte. Nach Cypern ging die Reise, nach Famagusta; kein osmanisches Schiff sollte dieses Mal die Fahrt Leonorens hindern, aber allen Mitwissern gebot Sokolly unverbrüchliches Schweigen. Die Bestimmung des Zeitpunktes, zu welchem der Renegat sein Geheimniß mit kluger Berechnung preisgeben wollte, behielt er sich selbst vor.

Rauh bliesen die Frühlingswinde um die Minarets und Kuppeln Constantinopels, als die erste Flotte, welche den Angriff auf Cypern eröffnen sollte, den Hafen verließ. Überschwengliche Wünsche begleiteten sie; nur Jener, der den nächsten Anstoß zu der Unternehmung gegeben hatte, sah ihr freudlos, mit trüben Blicken, nach. Von den glänzenden Sternen, die seiner Bahn geleuchtet hatten, waren zwei, die

Liebe Leonorens und die Achtung seines Volkes, gesunken und auch der dritte, die Huld Selims begann sich zu trüben.

Den Beherrscher der Gläubigen verdroß der unbezwingliche Trübsinn, der sich seines Günstlings bemächtigt hatte. Einen solchen Gram um den Verlust eines Weibes begriff Derjenige, dem täglich neue Reize zu Gebote standen, nicht. Als seine wohlwollenden Ermahnungen nichts fruchteten, trat an die Stelle der vormaligem Zuneigung eine gleichgültigere Stimmung, welcher nur die Pünktlichkeit, mit der Joseph seinen Weinspenden nachkam, einigermaßen das Gleichgewicht hielt.

Aber es war nicht allein das persönliche Benehmen des Herzogs, es waren zugleich die heimlichen Bemühungen seiner erbitterten Gegner, welche mit Erfolg seine Stellung zur Seite des großherrlichen Thrones unterwühlten. Zwar hielt sich Mohammed Sokolly möglichst im Verborgenen und auch Simon durfte sein gefährliches Spiel nicht offen treiben. Dennoch war es dem Großwesir gelungen, Rabbi Salomo Aschkenasi in die Nähe des Sultans zu bringen und eine geschickt benützte Fügung hatte es gewollt, daß Selim den Worten des jüdischen Gelehrten wohlgefälliges Gehör schenkte. Klug hatte Aschkenasi ver-

mieden, Nachtheiliges über Joseph von Naxos zu sagen, und sich auf bedauernde Aeußerungen beschränkt; damit war der Boden für die Wucherpflanze hinterlistiger Verleumdung und sicher treffenden Tadels auf das Beste gedüngt, und mit wachsender Zuversicht konnten die Gegner Josephs langsam und Schritt vor Schritt an die Eroberung des ganzen Terrains gehen.

Simon war der geheime Lenker Aschkenasis, Simon, der mit Jakob Margoles und den israelitischen Heißspornen in engster Verbindung blieb. Trefflich wußte der Sohn Eliesers selbst den Umstand, daß Leonore Venetianerin war, auszubeuten, um Selim allmählich durch Aschkenasi glauben zu machen, daß der Trübsinn Josephs nicht nur um den Verlust der Geliebten, sondern ebenso sehr dem Bedauern, den Krieg gegen die Republik angeregt zu haben, entspringe. Denn nun sei ihm, der auf die Juden Constantinopels Verdacht hege, die Möglichkeit geraubt, sich der Hülfe Venedigs gegen dieselben zu bedienen.

Zu seinem Unglück beachtete Joseph diese und ähnliche Vorgänge wenig; das tiefe Leid, das er nicht verwinden konnte, hatte seinen Blick für jede Gefahr, die ihn jetzt noch bedrohen mochte, abgestumpft. Sein Muth war bis in das Mark getroffen, seine kühne

Thatfreudigkeit gelähmt, seit ihm der Preis, um den er ringen wollte, vergällt war. Er zog die Summe seines Strebens zusammen und kam zu dem niederdrückenden Ergebniß, daß es keine Frucht für ihn oder Andere hatte tragen sollen. — Nur die Rache harrte seiner noch! Aber Diejenigen, gegen welche sich sein furchtbarster Haß jetzt kehren mußte, waren Genossen seines Stammes, seines Glaubens, wie bitter sie ihn auch in einer einzigen Frage bekämpft hatten. Er konnte sie bedauern oder verachten, jene von Simon Irregeleiteten und jene Anderen, welche sich, gleich Ibn=Lab, langsam von dem Gebannten zurückzogen, als hafte an ihm dennoch ein Makel, der unauslöschlich sei. Allein er war zu edel, um eine Rache anzustreben, die nur neue Zerrüttung zeitigen konnte.

In allem Niedergang verlor der Neffe Gracias nicht das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den Kindern Israel. Dieses Gefühl war ihm seit frühester Kindheit tief und unvertilgbar eingeprägt, das Gefühl hatte ihn, gleich tausend Anderen unter den Verfolgungen der Inquisition aufrecht erhalten; es bildete auch jetzt noch ein Band, welches kein Stoß zu zerreißen vermochte. Frau Gracia selbst stärkte es durch ihre milden Worte, zu trösten beflissen, wo kein Trost mehr verfangen konnte!

Wie sehr ihr Volk auch gefehlt hatte, Gracia wies darauf hin, daß es in der Knechtschaft seines freien Geistesfluges beraubt worden und darum nicht so streng zu verurteilen sei, wie es Joseph in Momenten der Erbitterung andeutete. Ohne es zu wollen, gab sie den finsteren Gedanken des Neffen damit eine bestimmte Richtung. Die Feinde und Bezwinger, die Peiniger und Verfolger, unter deren Joch die Verkümmerung der Israeliten so verderblich um sich gegriffen hatte, waren die eigentlich Schuldigen; gegen sie, gegen die Venetianer zunächst, die Einzigen, die er mit Waffen bekämpfen konnte, mußte sich der Grimm Josephs richten.

Armseliger Trost angesichts des Verlustes, den er erlitten! Er konnte die Inseln und Städte Venedigs zerstören helfen, — aber die Geliebte wiederzufinden war vergebliches Hoffen. Und Joseph Nassy war nicht der Mann, dessen Herz anstatt der Liebe die Rache ganz auszufüllen vermochte. Die Qual der Ungewißheit zehrte an ihm und beugte ihn tiefer, immer tiefer, ihm das Herzblut aussaugend und seine Manneskraft langsam, aber sicher untergrabend.

Da drang bis in den Herzogspalast ein Gerücht, dessen Urheber Niemand kannte und welches trotzdem immer bestimmtere Form annahm. Leonore Quirini,

hieß es, sei in Cypern, im Hause ihres Bruders, des Rentmeisters; über die Art und Weise ihrer Flucht gingen indessen die Berichte so weit auseinander, daß sich daraus kein sicherer Anhaltspunkt zur Erforschung der Wahrheit ergab.

Aber bedurfte es desselben denn noch für Joseph Nassy? — Die eine Kunde belebte wie ein erfrischender Quell die Hoffnungen und den Muth des Herzogs, zerriß wie ein leuchtender Blitzstrahl die Nacht der Ungewißheit und des Zweifels. Leonore wandelte noch auf der Erde, — was brauchte er mehr! — Und wenn sie sich auch in der Gewalt des feindlich gesinnten Bruders befand, — es gab Wege genug, nach Cypern zu gelangen, Mittel genug, den Stolz des Venetianers zu beugen. Die Eröffnung der Feindseligkeiten stand vor der Thür; nach Cypern rief seine Pflicht den Herzog, nach Cypern trieb ihn sein brennendes Verlangen. Hier war der Boden, auf dem er heldenhaft um die Geliebte ringen konnte, hier war kein Großwesir, der sie zum anderen Mal dem lüsternen Selim als Beute vor Augen führen konnte!

Ein Anderer in Haltung und Blicken eilte Joseph in die Nähe des Thrones, um die für ihn so wichtige Nachricht zu verkünden und die Erlaubniß zur Ein=

schiffung zu erbitten. Wie ihn zuvor sein Leid gegen die schwindende Huld des Padischahs unempfindlich gemacht hatte, so übersah er jetzt in der freudigen Erregung seines Herzens die Lauheit der Glückwünsche, mit welchen Selim die ihm selbst schon bekannte Nachricht vernahm. Selbst der Umstand, daß der Sultan ihm den erbetenen Urlaub so leicht bewilligte, hätte ihn stutzig machen sollen; er aber sah darin nur die Erfüllung seines sehnlichen Wunsches und traf seine Vorbereitungen mit erhöhtem Eifer.

Als die Abschiedsstunde endlich schlug, trat Joseph noch einmal vor die Muhme hin. Sie war Zeugin seiner Umwandlung gewesen, sie selbst hatte die Kunde von Leonore als einen Gewinn betrachtet; nur den einen Wunsch ihres Neffen, ihn begleiten zu wollen, hatte sie mild, aber entschieden, abgelehnt. Und als er ihn im letzten Augenblicke ihres Beisammenseins wiederholte, ohne noch an seine Erfüllung zu denken, antwortete sie ernst:

„Vergißest Du, Joseph, daß eine Vertheidigerin Deiner Ehre noththut, während Du fern der Hauptstadt des Reiches weilst? Deine gefährlichsten Gegner sitzen hier, und mehr, als vor den Schwertern und Kugeln der Venetianer, bangt mir vor den Ränken Simons und Mohammed Sokollys! Zieh muthigen

Herzens in den Streit wider Diejenigen, welche die Geliebte vor Zeiten aus Deinen Armen rissen und sie Dir heute noch vorenthalten möchten. Ich will unterdessen die Flamme Deines Herdes hüten und darüber wachen, daß kein Verräther Dir hier die Frucht raube, welche Du auf Cypern zu ernten hoffst. Sieben Jahre diente Jakob um Rahel; laß Dichs nicht verdrießen, wenn Du ebenso lange um die Hand Leonorens, um die Königskrone werben mußt!"

Ein Lächeln der Zuversicht überflog das Antlitz Josephs, doch ernst entgegnete er: „In früheren Jahren träumte meine Seele von einem Bündniß aller Edlen und Guten, das stark genug sei, dem Bösen zu wehren und der ganzen Menschheit zum Heil zu dienen. In Venedig zerstob mein Traum, — ich klage darum nicht mehr! — Auch unser Volk warf mir Steine in den Weg und ich fürchtete, unter ihrer Wucht zerdrückt zu werden. Aber laßt den Sieg, laßt Leonore und die herrliche Insel erst mein sein, so erhebe ich den Ruf, den mir Simon und die Finsterlinge verwehren wollen; und seid überzeugt, es werden viele mir folgen und der Bann, den die Pharisäer hier aussprachen, wird wie Staub verwehen vor dem frischen Hauch, der um die Gestade Cyperns bläst!"

Sein Hoffen fand nur gedämpften Widerhall in der Brust Gracias. Ihr war schwer um das Herz, als sie den Neffen noch einmal an sich zog und mit den Lippen seine Stirn berührte; ihr war, als sei sein Haupt todtenkalt, als sei diese Umarmung die letzte für alle Zeit. Und wie nun das Schiff, an dessen Bord er sich befand, langsam die Wellen durchschnitt, da entquollen Thränen den Augen der edlen Frau; sie bedurfte geraumer Zeit, bis sie dieselben zu stillen vermochte und in dem Gedanken an die heiligen Pflichten, die sie aus freien Stücken übernommen hatte, Trost und Stärke fand!

Besorgt, gleich Frau Gracia, sahen der alte Nathan, Isaak Akrisch, Elia ben Chajim, Jehuda Algasi, Joseph ben Ardut und mancher Andere dem Davonsegelnden nach; aber hämische Freude erfüllte die Herzen der Eiferer und Widersacher. Nun glaubte Mohammed Sokolly des Gegners für immer entledigt zu sein; kühner durfte Salomo Aschkenasi sich in jene Stellung hineinarbeiten, welche zuvor Joseph von Naxos unter den Vertrauten des Sultans eingenommen hatte. Die unersättliche Rachsucht Simons zog neue Befriedigung aus der endlichen Eröffnung der Feindseligkeiten gegen Venedig, aus der Entfernung Josephs. Nur in der Seele Barbaros überwog die

Besorgniß um das Geschick Cyperns die Genugthuung über die zum Verderben Josephs geplante List. —

Unter Kanonendonner, Trompeten- und Pauken-Klang war auch die letzte und größte Osmanen-Flotte in See gegangen. In der Bai von Fenika traf sie mit den ihr vorausgesandten beiden Abtheilungen zusammen; einige Tage später stieg vor den Blicken der kampflustigen Geschwader das vielbegehrte Eiland aus den Fluthen empor.

Mit lüsternen Sinnen sahen es Mustafa, Piale und die Paschas und Agas unter den Befehlen der Beiden. Aber pochenden Herzens lenkte Joseph seine Blicke hinüber. Sein Auge umspannte die gelbliche Küste, es flog hinauf zu den Bergen, die aus bläulicher Ferne ernst zu winken schienen, zu den Palmen, Cypressen und Platanen, deren Wipfel sich im Morgenwind wiegten, zu dem tiefblauen Himmel, der sich über der Insel wölbte, zu dem sonnigen Licht, das von ihm niederstrahlte und Städte und Ansiedelungen mit goldenem Schimmer umfloß.

Und der Herzog gedachte jener Zeiten, in welchen jüdische Kraft unter Artemion sich auf Cypern gegen die Kaisermacht Trajans aufgelehnt hatte; kein Jude sollte auf das Gebot des mächtigen Imperators jemals wieder auf der Insel weilen dürfen, — und nun

nahte ihr ein Jude mit der Heeresmacht des osmanischen Reiches, um das Königszepter von Cypern kühn zu ergreifen! Byzantiner und Sarazenen hatten sich seither in grimmigen Kämpfen um den Besitz des Eilandes befehdet, Richard Löwenherz es erobert und wieder abgetreten. Gleich einem düsteren Trauerspiel auf lachendem Hintergrunde schritten die Gestalten der Herrscher aus dem Hause Lusignan an dem geistigen Auge Josephs vorüber, mit Catarina Cornaro, der schönen Schattenkönigin, endend.

Stets hatte Joseph tiefe Theilnahme mit der unverschuldet Leidenden gehegt; wie dünkte ihm in dieser Stunde sein eigenes Schicksal plötzlich demjenigen Catarinas so ähnlich! Sollte auch er nur eine Scheinherrschaft unter der Bevormundung Selims und seiner Wesire führen, mußte er über kurz oder lang gewärtig sein, daß Neid oder Herrschgier ihn selbst der Krone beraubten, um die er zu kämpfen ausgezogen war? —

Er suchte sich des Gedankens zu erwehren, er dachte an Leonore, an die Pein, die sie werde erleiden müssen, bevor es ihm gelinge, die Ihren zu überwinden, sie selbst zu befreien. — Und doch, was war alle Pein, wenn Liebe und Treue nur dauerten, wenn die endliche Vereinigung nur aller Prüfungen

Lohn und Frucht sein durfte! — Daran zu zweifeln hatte er keinen Grund. Niemals war ihm von Leonore mitgetheilt worden, wie unerbittlich ihre Brüder bei jenem Kampf mit den türkischen Galeeren den Tod der Schwester gefordert hatten; Joseph mußte die Geliebte im Hause Giovan' Antonios immer noch am sichersten geborgen wähnen. Und wenn der Tag kam, an welchem der Schutz Quirinis werthlos wurde, so stand er selbst, der Herzog von Naxos, bereit, Leonore zu empfangen und zu neuen, glänzenden Ehren zu erheben.

Kein Zweifel an den Sieg schien gestattet. Längst war es im osmanischen Reich und darüber hinaus bekannt, daß Venedig die herrliche Insel über Gebühr aussauge und ein Regiment dort errichtet habe, welches sie früher oder später dem Verfall entgegenführen mußte. Die entarteten Erben alter Adelsgeschlechter, deren Hoheitsrechte und Besitzthümer längst in alle Winde zerstoben waren, lebten in Müßiggang und Hochmuth dahin, ohne männliche Ziele und männliche Kraft. Die Einwohnerschaft der größeren Städte war nicht minder im Genuß verweichlicht, oder durch die Lasten, welche ihr das mächtige Venedig aufbürdete, erbittert. Unter solchen Umständen hing die Bevölkerung des offenen Landes nur zum Theil ehrlich an

der venetianischen Herrschaft und es war zu hoffen, daß sie sich ohne großen Widerstand den Türken unterwerfen werde.

So sann und überschlug im Geiste Joseph Nassy Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Cyperns, während Mustafa und Piale in der Nähe von Limasol Anker warfen, die Kanonen gegen die Küsten richteten und ihre Landungsböte in das Wasser niederließen.

Gespannt durchforschten die Blicke der Serasker die Umgegend der Stadt, — der Anblick der ungeheuren Flotte von dreihundertundsechzig Fahrzeugen, aus Kriegs- und Transport-Schiffen bestehend, schien den Cyprioten und Venetianern allen Muth zum Widerstand zu rauben. Kein Bewaffneter ließ sich sehen und ungehindert konnten die osmanischen Befehlshaber die Menge ihrer Streiter ausschiffen.

Einem achtunggebietenden Heer von neuntausend Janitscharen gesellten sich über vierzigtausend andere Fußtruppen, zweitausendfünfhundert Reiter, die gefürchteten Horden der Renner und Brenner, die Matrosen, Galeerensklaven, Maulthiertreiber und Hüter des Gepäcks, — zusammen eine Macht von hunderttausend Mann. Mit wilden Allah-Rufen sprangen sie an den fruchtbaren Strand und schlugen ihr Lager im Angesicht der zaghaften Stadt; tage-

lang rasteten sie hier, die Umgegend brandschatzend, bis das schwere Geschütz ausgeschifft und alles zum Vormarsch fertig war.

Bei der ersten Aufforderung öffnete das Limasol benachbarte Lestari die Thore und aus Klugheitsgründen gab Mustafa hier ein Beispiel großmüthiger Schonung, indem er Leben und Eigenthum der Einwohner unangetastet ließ. Verheißungsvoll war der Anfang und mit warmen Worten dankte Joseph dem Serasker; der ganzen Insel hätte er zurufen mögen: „Ergebt euch friedlich, entsagt nur der Oberhoheit Venedigs und ihr sollt unter meiner Hand Tage voll segensreichster Entwickelung erleben!“ — Aber drohend erhoben sich in der Ferne die Festungswerke Nicosias und Famagustas; hinter ihnen saßen Männer, die von Venedig ausgesandt waren, seinen kostbarsten ausländischen Besitz mit Aufopferung ihrer selbst zu vertheidigen, Männer, deren trotziger Muth dem Tode in jeglicher Gestalt ins Auge geblickt hatte. Ein Seufzer hob die Brust Josephs, denn es wäre Thorheit gewesen, sich angesichts solcher Gegner der trügerischen Hoffnung einer friedlichen Lösung hinzugeben.

Bald genug sollten die Feuerschlünde das entscheidende Wort sprechen. Nicosia und Famagusta

waren die beiden Hauptstützen der venetianischen Macht. Das erstere befehligten, nach Aussage der Cyprioten, der Proveditore Niccolo Dandolo, der Feldzeugmeister Jacob di Nores, Graf von Tripolis und der Graf di Rocas, — das letztere Marc' Antonio Bragadino, welchem sein Bruder Giovan' Andrea, der Feldzeugmeister Martinengo, der General-Capitän Ettore Baglione, der Capitän Tiepolo und der Rentmeister Giovan' Antonio Quirini zur Seite standen.

Die gleichzeitige Belagerung beider Städte war unausführbar, es galt deshalb, zwischen beiden zu wählen. Piale schlug vor, zuerst Famagusta, das an der Küste gelegene, zu erobern und später das stärkere Nicosia inmitten der Insel anzugreifen. Derselben Meinung gab Joseph Ausdruck; er schloß mit Recht, daß Leonore weilen müsse, wo ihren Bruder Amt und Pflicht festhielten, und beschwor den Kriegsrath voll Eifer, Famagusta, das den Venetianern offen stehende Thor Cyperns, um jeden Preis in die Gewalt der Pforte zu bringen.

Doch Mustafa war anders gesonnen. Er hatte sich im Stillen schon für den ersten Angriff auf das reichere Nicosia, die Hauptstadt des Landes, entschieden; zwei verrätherische Griechen, welche die Festung heimlich verlassen und dem Serasker die Eroberung der-

selben als eine leichte Sache geschildert hatten, konnten ihn in seiner Ansicht nur bestärken. Schon bei der Abfahrt aus Constantinopel hatte sich das Übergewicht Mustafas gezeigt; es machte nach der Landung auf Cypern schnelle Fortschritte. Die Mehrzahl der Paschas und Agas stimmte Jenem bei und schweren Herzens mußte Joseph Nassy seinen sehnlichen Wunsch verschoben sehen.

Mustafa brach voll kriegerischen Ungestüms auf und richtete den Marsch seines Heeres gegen Nicosia, nachdem er zuvor, um die Aufmerksamkeit der feindlichen Späher irrezuleiten, eine Abtheilung von dreitausend Mann gegen Famagusta gesendet hatte. Kampf- und Beutelust funkelten unter den buschigen Brauen, sprachen sich in den verschlagenen Zügen des Seraskers aus. Vor Nicosia angekommen, begann er die Belagerung, deren Ausgang von vornherein nicht zweifelhaft sein konnte, denn die Vertheidiger der Hauptstadt hatten der Übermacht ihrer Gegner nur etwa zehntausend waffenfähige Streiter entgegen zu stellen.

Ein furchtbares Ringen hob an; unzählige Opfer kosteten die wiederholten Stürme den Belagerern, deren dichte Reihen von den Geschossen der Venetianer niedergemäht wurden. Dem Schrei „Allah il

Allah!" antwortete der Kriegsruf der Christen „Gott und Sanct Marcus!" Aber auch an den Thoren und auf den Bastionen hielt der Tod unter Venetianern und Cyprioten überreiche Ernte.

Mit Grauen wandte sich Joseph von den Bildern der Zerstörung und Vernichtung ab, denen seine Augen überall begegneten; umsonst suchte er unnöthigen Grausamkeiten zu wehren, umsonst bat er Mustafa und die übrigen Befehlshaber, der Mordlust ihrer Renner und Brenner Einhalt zu gebieten. In dem Serasker war mit dem ersten Blut, das auf Cypern floß, die Bestie erwacht, die sich an Jammer und Schrecken labte. Und als der Herzog endlich unter Hinweis auf die ihm verheißene Königswürde voll drohenden Ernstes auf größerer Schonung bestand, hatte Mustafa für ihn nur Hohn und rücksichtslos ließ er Joseph empfinden, daß er nicht an dessen Königthum glaube.

Der Neffe Gracias mußte der Worte seiner Muhme gedenken. Wenig hätte ihn die hämische Äußerung Mustafas verstimmt, wenn er dieselbe blos für eine persönliche Ansicht des Seraskers hätte nehmen können; allein er brachte das Vernommene mit dem geringen Maß von Ehrerbietung, welches ihm die übrigen Befehlshaber vergönnten, in Zusammenhang,

und eine nicht zu tilgende Unruhe bemächtigte sich seiner. Sollte er zu Selim eilen und sich aus dessen Mund eine Widerlegung erbitten? — Er hielt es nicht für geboten, er meinte, die Huld des Padischahs könne nur enden, wenn sein eigenes Thun sie verscherze. Nöthiger, als je, schien ihm seine Gegenwart in Cypern; den Zweifeln des Seraskers zum Trotz, wollte, mußte er bleiben!

Er harrte aus, aber das Ringen nahm kein Ende, des Jammers wurde immer mehr! Zu stolz, um schweigend ein Zeuge unaufhörlicher Greuel sein zu können, zu klug, um es zu einem vollständigen Bruch zwischen sich und Mustafa kommen lassen zu wollen, faßte Joseph endlich den Entschluß, dem Morden, dem er nicht wehren konnte, aus dem Wege zu gehen. Die Lust an kriegerischen Thaten einer verschwindenden Minderzahl gegenüber war ihm vertrieben; er glaubte dem Sultan und sich selbst besser zu dienen, wenn er eigene Wege wandelte und sich jener Abtheilung anschloß, die zur Beobachtung Famagustas abgesondert war. Vielleicht gelang ihm, während der Serasker sein blutiges Gemetzel fortsetzte, auf dem Wege friedlicher Verhandlung der Gewinn Famagustas, die Rettung Leonorens, die Schonung der Insel vor weiteren Verwüstungen!

In seinem Willen unerschütterlich, trat er vor Mustafa hin, um ihm sein Vorhaben kund zu thun. Schweigend hörte der Grausame zu, dann antwortete er mit lauernden Blicken: „Seit wir den Boden Cyperns betreten haben, zeigt der Herzog von Naxos, der vormals so eifrig zum Kriege rieth, das Gemüth eines Kindes. Aber Mustafa ist nicht der Mann, sich durch Klagen und Jammern erweichen zu lassen! Jemehr Christenhunde unserem Grimm fallen, um so höher wird unser Ruhm sein. Ihr aber, Herzog, seid auf Eurer Hut! Zu großes Mitleid mit den Feinden macht Euch geheimer Bündnisse verdächtig. Eure Buhle ist Venetianerin, ihre Brüder, ihr Oheim sind erbitterte Feinde Selims. Hütet Euch, daß Ihr nicht wider das Gebot des Padischahs handelt; ich wäre sonst der Erste, der Euch dafür büßen ließe!“

Die Sprache voll Rohheit, Mißtrauen und Überhebung entflammte den mühsam verhehlten Unmuth Nassys und stolz entgegnete er: „Noch ist die Macht des Seraskers nicht so groß, daß er sich herausnehmen dürfte, den Herzog von Naxos zur Rechenschaft zu ziehen. Es gab eine Zeit, da Euer eigenes Haupt gar lose saß —“

Wüthend sprang Mustafa auf, als wollte er der Unterredung schnell ein Ende machen; doch er schien

sich eben so plötzlich eines Anderen zu besinnen und ging mit großen Schritten schwertklirrend im Zelt auf und ab, während Joseph fortfuhr: „In Strömen Blutes rottet Ihr die unglückliche Bevölkerung Cyperns aus, in Feuer laßt Ihr Hütten und Paläste aufgehen, zerstampft die Felder und verbrennt die Weinberge, die reiche Frucht tragen sollten. Ihr glaubt Selim so zu dienen und vergeßt, daß das Land, welches Ihr verheert, binnen Kurzem dem Beherrscher der Gläubigen unterthan sein wird. Vergebens werdet Ihr dann von Cypern fordern, was es jetzt den Venetianern in Fülle liefert. Aber wenn Selim seine Wesire frägt, wird jedes Auge auf Euch blicken und jeder Mund wird sagen: ‚So befahl uns Mustafa!‘ — Ich kann Euch nicht wehren, aber ich will auch nicht mit eigenen Augen das Unmenschliche sehen; deshalb gehe ich zu Jenen, die vor Famagusta lagern. Was immer Ihr Verdächtiges wittert, ich sage Euch, es ist falsch! Keinen Frieden giebt es für mich mit Venedig und den Verwandten Leonorens!“

Da verzog der Serasker das Antlitz zu einem zweideutigen Grinsen und entgegnete: „Ich will den Herzog nicht halten! Macht Andere glauben, was Euch gutdünkt; ich folge meinem eigenem Kopf! Schaden sollt Ihr weder mir noch unserm Gebieter

zu Stambul. Schwebt als Friedenstaube über den Bergen Cyperns und weidet Euch an dem Anblick seiner Fruchtbarkeit, so lange es Zeit ist. Ich werde Euch bald nachfolgen und soweit mein Auge zu blicken vermag, soll Euer künftiges Königreich werden wie ein Maisfeld ohne Halm, wie eine Galeere ohne Steuer und Ruder, wie ein Trümmerfeld voll Blut und Leichen!"

Bevor Joseph erwidern konnte, rief Mustafa nach seinem Schlachtroß und schwang sich in den Sattel, um zu neuen Stürmen Befehl zu geben. — In tiefster Seele empört, ging der Neffe Gracias von hinnen; die schnöden Worte des Seraskers konnten ihn nicht irre machen. Sein Ziel war Famagusta und bald brach er auf, um mit einem Haufen seiner Getreuen die Insel zu durchziehen und in möglichste Nähe der Stadt zu gelangen, die sein Liebstes barg!

Elftes Kapitel.

Der Herzog von Naxos hatte sich noch nicht lange aus dem Lager Mustafas entfernt, als dieser durch seinen Geheimschreiber Ali zwei Briefe, einen an Mohammed Sokolly und einen anderen an Ebusuud, abfassen ließ. Zwei verschiedene Boten wurden an Bord des gleichen Fahrzeuges damit abgesandt; sie hatten strengen Befehl, die beiden Schriftstücke ihren Empfängern gleichzeitig zu überliefern.

Glücklich gelangten sie nach längerer Fahrt gen Constantinopel, ohne Schwierigkeit händigten sie den Würdenträgern Selims die Mittheilungen Mustafas ein.

Gespannt öffnete Ebusuud den Umschlag, mit Befriedigung las er die Hoffnung auf baldige Eroberung Nicosias und des ganzen Eilandes, welcher Mustafa beredten Ausdruck hatte geben lassen. Doch als der Mufti nun an die Stelle kam, welche Joseph von Naxos des Verrathes beschuldigte, da schüttelte Jener das greise Haupt; er wußte besser, was im

Herzen Nassys vorging, er begriff dessen Wunsch, nutzloses Blutvergießen nach Kräften zu verhindern, oder ihm aus dem Wege zu gehen, wenn er das Letztere nicht vermochte.

Ernst erwiderte Ebusund deshalb dem Boten: „Sag Deinem Gebieter, daß ich ihm im Namen aller Bekenner des Propheten, — über ihn sei Heil! — Dank weiß für jeden Fußbreit Landes, welchen er den Ungläubigen entreißt und dem Islam erobert. Aber sag ihm auch, daß ich nicht an die Treulosigkeit des Herzogs von Naxos glaube. Anders geartet ist der sanftmüthige Hebräer, dessen Jugend in Noth und Demüthigung bestand, als der im Schlachtenlärm gereifte Serasker; aber Mustafa fordere nicht, daß ich den Herzog deshalb bei Selim verdächtige. Das haben Andere schon zur Genüge gethan. Von der Seite Selims entfernte sich Joseph Nassy selbst, mehr seinem Herzen, als dem Gebot der Klugheit, folgend; wenn er lebend von Cypern wiederkehrt, wird er seinen Platz besetzt finden von Rabbi Salomo Aschkenasi. Und es ist gut so! Einem mit der Königskrone von Cypern belehnten Israeliten hätte ich feindselig entgegentreten müssen. Rabbi Salomo trägt kein Verlangen nach dem goldenen Stirnreif und Joseph von Naxos wird seinen Scheitel niemals da=

mit beschwert fühlen. Das künde Deinem Gebieter und heiß ihn nicht vergessen, daß seiner Beute reichster Theil nächst Selim mir, das heißt dem Ewig-Einen gehört, dessen Dienst ich mich in Demuth geweiht habe!"

Mit ehrfurchtsvollem Gruß entfernte sich der Bote, um, bevor er sich nach Cypern einschiffte, seines Kameraden zu harren. Dieser stand inzwischen vor dem Angesicht Sokollys; aber anders, als die Worte Ebusuuds, lauteten diejenigen des Großwesirs. Um der Verantwortung willen, welche die kriegerischen Vorbereitungen ihm aufgebürdet hatten, freuten ihn die Erfolge Mustafas, obgleich sie ihm lange nicht rasch genug von Statten gingen; doch mehr noch freute ihn der tiefe Zwiespalt zwischen dem Serasker und Joseph Nassy, welchem der Erstere in seinem Schreiben unverhohlen Ausdruck gab.

Und zu dem Abgesandten Mustafas sprach der Bosnier: „Sind Deinem Gebieter die Augen endlich aufgegangen? — Wahrlich, es dauerte lange genug! Meine Warnung überhörten Mustafa, Piale und Ebusuud, meine Pläne durchkreuzten sie; nun erkennt der Serasker zuerst, daß er mit dem Herzog nicht Schulter an Schulter kämpfen kann. Das auf Cypern fließende Blut jagt dem ehemaligen Günstling Selims

Grauen ein; er stürmte nicht mit uns das feste Szigeth, er wird Famagusta nicht stürmen helfen, wenn Nicosia dem Ungestüm unserer Janitscharen erlegen ist. Mustafa hüte sich, daß die Zunge des Hebräers ihm den Weg zu neuen Siegen nicht versperre! Hier ist für den Herzog kein Raum mehr, denn die neue Weise, die Rabbi Salomo pfeift, klingt lieblich in des Sultans Ohren. So sorge der Serasker, daß das Königthum Joseph Nassys zerrinne, bevor es angefangen hat. Nicht nur der Großwesir, der Padischah selbst wird Deinem Gebieter Dank wissen, wenn die gefährlichen Träume des Herzogs mit seinem Leben enden!“

Ein solcher Bescheid ließ an Deutlichkeit Nichts zu wünschen übrig, und die Antwort des Boten bewies, daß er Mohammed Sokolly verstanden habe. Bevor Jener sich entfernte, ließ der Großwesir jedoch den Sohn Eliesers rufen und theilte ihm den Brief Mustafas, sowie die darauf gegebene Erwiderung mit.

Wilde Genugthuung blitzte aus den Augen des jugendlichen Fanatikers; nun war der Sturz des Herzogs besiegelt, — aber erst mit dem Tode Josephs dünkte Simon jede Gefahr für das orthodoxe Judenthum vorüber. Was in Constantinopel noch zu thun war, konnte er getrost den Verbündeten überlassen;

ihn selbst zog es nach Cypern, um seiner doppelten Rache an Joseph und den Venetianern zu doppelter Befriedigung zu verhelfen.

Was Simon dachte, vertraute er dem Großwesir und bat Diesen, ihm Urlaub nach Cypern zu gewähren. Ohne Bedenken sagte Sokolly zu und ordnete an, daß der Sohn des Rabbi die Fahrt gemeinsam mit dem Boten Mustafas unternehme. Mochte Simon auf dem Boden Cyperns nach eigenem Belieben handeln, — der Großwesir war überzeugt, daß alles Thun des Leidenschaftlichen nur zum Besten des Reiches ausschlagen könne!

So nahm Simon denn Abschied von Jakob Margoles, Rabbi Salomo und den anderen Gesinnungsgenossen; er hatte erreicht, daß auch Ibn-Lab und dessen Anhang, der anfangs noch zu vermitteln bemüht gewesen war, sich nach und nach auf seine Seite neigte. Mochte denn auch Frau Gracia den Einflüsterungen der Eiferer Gehör versagen, — mochten Isaak Akrisch und andere Getreue unentwegt zu der edlen Frau halten und sie gegen Bekehrungsversuche und Verunglimpfungen gleichmäßig schützen, — mochte selbst die Lieblingsgemahlin Selims Jener ihre volle Gunst bewahren, — die Zukunft, das Leben Joseph Nassys lagen jetzt in der Gewalt Anderer. Freie

Hand auf der fernen Insel, wo keines Richters Auge über ihn wachte, war Alles, das Simon begehrte! —

Das mittelländische Meer war durchrudert, die cyprische Küste erreicht; wenige Tage später stand Simon vor Mustafa, ein Schreiben des Großwesirs in Händen, welches den Überbringer als erbitterten Feind des Herzogs von Naxos bezeichnete und dem Serasker überließ, seine Schlüsse aus diesen Andeutungen selbst zu ziehen.

Mustafa maß den Sohn Eliesers mit den Blicken und unterzog ihn, den er von Ansehen schon früher kannte, einem kurzen Verhör. Das Ergebniß mußte ein befriedigendes sein; denn an alle Unterbefehlshaber erging die gemessene Weisung, dem Sendling Mohammed Sokollys zur Vollstreckung der ihm ertheilten Befehle jeglichen Beistand zu gewähren. Simon selbst erhielt das Kommando über eine Abtheilung von hundert Mann, die er sich aus den zuchtlosen Horden der Renner und Brenner wählen durfte.

Am liebsten hätte der Sohn des Rabbi sich unverzüglich damit auf den Weg gemacht, um Joseph Nassy aufzusuchen; allein die Eroberung Nicosias war Mustafas höchstes Ziel. Wie er selbst von jeder Galeere Piales nachträglich noch hundert Waffenfähige ausgehoben hatte, um seine, durch das Feuer

der Feinde und ansteckende Krankheiten erlittenen Verluste zu ergänzen, so forderte er auch Simons Mitwirkung. Erst wenn das feindliche Bollwerk bezwungen war, mochte der Günstling des Großwesirs seine eigenen Pläne verfolgen.

Der Zwang war Simon nicht erwünscht, und wenn er sich auch fügen mußte, sann er im Geheimen um so rastloser, sich ihm zu entziehen. Da schlug ein Name an sein Ohr, der sich mit Flammenschrift in sein Herz gegraben hatte, der Name Niccolo Dandolos! Mit der erschütternden Erinnerung an seine verrathene Liebe kam dem Sohn Eliesers der heiße Drang nach Rache an dem Verführer und Verderber Mirjams. Der Proveditore Nicosias mußte mit Jenem eine Person sein, der Proveditore hatte den älteren Anspruch auf vollgemessene Vergeltung seines schnöden Thuns. Joseph Nassy konnte der Hand Simons ja nicht entgehen; dem Herzog wollte er den venetianischen Wüstling in das Reich der Schatten voraussenden!

Nun blieb Simon, nun blieb er gern! Mit wilder Lust weidete sich sein Auge an der furchtbaren Verwüstung, von welcher die Mauern, wie die Umgebung der Stadt, Zeugniß gaben. Noch immer

trotzte Nicosia, der Unfähigkeit des Proveditore und seines Feldzeugmeisters ungeachtet, den Feinden; Noth und Verzweiflung schienen aus jedem Bürger und Soldaten einen Helden zu machen und rühmlich ersetzten die Kapitäne und Führer der einzelnen Haufen durch aufopfernden Muth, was den obersten Leitern an Umsicht und Thatkraft gebrach. Selbst Mönche und Frauen kämpften mit, entschlossen, lieber zu sterben, als den türkischen Horden zur Beute zu fallen. Jede Aufforderung zur Übergabe wurde abgelehnt; die Hoffnung auf einen Entsatz durch die Flotten Venedigs und seiner Verbündeten hielt die Belagerten in aller Bedrängniß aufrecht.

Da beschloß Mustafa zu Anfang September einen letzten Versuch, die feindliche Veste in seine Gewalt zu bringen. Alle rühmlichen und verwerflichen Eigenschaften seiner Soldaten ließ er durch das Versprechen militärischer Ehren, durch den Hinweis auf ungeheure Beute, auf die bereits in die Mauern Nicosias gelegten Breschen, künstlich steigern. Dann theilte er seine gewaltige Macht in vier Heerhaufen, denen er die vier Bastionen Podocataro, Costanza, Davila und Tripoli als Angriffsziel bezeichnete. Die nächste Nacht war zum Sturm bestimmt; wie ein Raubthier wollte er die Feinde im Schlaf überfallen, kein Zurück-

weichen der Seinen sollte gestattet, Sieg oder Untergang die Losung sein!

Die letzten Vorbereitungen wurden schweigend getroffen, friedlich sank die Nacht zu Thal; unter ihrem Schutz rückten von vier Seiten vier bewegliche Heeressäulen verderbendrohend gegen Nicosia heran. Doch die Besatzung war auf der Hut, wie sehr auch der mangelnde Schlaf und die übermenschlichen Anstrengungen die Wachen erschöpft hatten. Bevor die Bastionen von den Türken erklommen waren, heulten die Sturmglocken, donnerten die Signalschüsse; ein vernichtendes Feuer empfing die Horden Mustafas und warf sie immer wieder von den Wällen zurück. Die Laufgräben füllten sich mit Erschlagenen und Verwundeten; grimmig tobte der Serasker, in wildem Zorn schickte er Befehl auf Befehl an die Führer der einzelnen Abtheilungen und ließ ihnen einschärfen, daß Nicosia fallen müsse und jeder Zurückweichende seinen Kopf verwirkt habe.

Dennoch schien der Sieg auch dieses Mal wieder den Christen verbleiben zu sollen; von sämmtlichen Bastionen wurden die Angreifer abgeschlagen, Mustafa selbst mußte sich, um seine decimirten Scharen neu zu ordnen, mit ihren aufgelösten Linien zurückziehen. Von den Bollwerken, Schanzen und Wällen erschallten

die Siegesrufe der Venetianer und Cyprioten und in unbegreiflicher Verblendung wandte sich der Vertheidiger Podocataros, der Graf von Rocas, dem es gelungen war, den Angriff Hassans, des Paschahs von Karamanien, abzuweisen, in die Stadt zurück.

Knirschenden Mundes und zornflammenden Auges sprengte Hassan durch seine regellosen Scharen; die blitzende Damascenerklinge in der Rechten, trieb er die Fliehenden zusammen, doch langsam nur wollte es ihm gelingen, sie zum Halten zu bewegen. Da eilte Simon an seine Seite! Im Geleit Hassans hatte er den Angriff auf das Bollwerk mitgemacht, aber in seinem Haß ausdauernder und im Zurückweichen bedächtiger, als die schnell entmuthigten Osmanen, bald erkannt, daß keine Feindestruppe sie verfolge. Und mehr noch! Von einem erhöhteren Standpunkt entdeckte er im Lichte der aufgehenden Sonne die Entfernung der Vertheidiger aus dem eben erst geretteten Werk, frohlockend theilte er dem Paschah die überraschende Kunde mit. Sie konnte mancherlei Gründe haben; trotzdem zweifelte Hassan an der Richtigkeit der Meldung, bis ihm dieselbe aus anderem Munde bestätigt wurde.

Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht durch die Reihen der Flüchtenden; Hassan selbst stellte sich an

ihre Spitze, neben ihm Simon mit dem Rest seiner mord- und beutelustigen Horde. Der große Haufe folgte dem Beispiel des entschlossenen Führers und was Niemand zuvor gelungen war, gelang jetzt: die Janitscharen erklommen die von wenigen Wachen besetzten Mauern, tödteten die erschöpften Vertheidiger und erzwangen sich und den Nachfolgenden den Weg in die Veste.

In gedrängten Massen folgten die Anderen; ein Theil unter dem Paschah fiel der Besatzung der nächsten Bastion in den Rücken, worauf auch dort die Thore geöffnet wurden und immer neue Osmanen-Schwärme eindrangen, — ein anderer mit Simon schlug den Weg in die Stadt ein. Zu spät hatte hier der Graf von Rocas seinen Fehler entdeckt; ihn zu sühnen, warf er sich mit all' seinen Begleitern den Feinden entgegen, doch nur, um in der nächsten Minute, von türkischen Waffen durchbohrt, die Seele auszuhauchen. — —

Die Feuerschlünde der Belagerten waren verstummt; an ihrer Statt erfüllte das betäubende Geschrei der in Mord und Raub schwelgenden Sieger das unglückliche Nicosia. Doch nicht nach Raub und Beute lüstete es den Sohn des Rabbi; nur einen Einzigen trachtete er zu sehen, von ihm Rechenschaft

zu fordern für sein gemordetes Lebensglück! Nicht wo heldenhaft um Sieg oder Untergang gerungen wurde, suchte er Niccolo Dandolo. Aus dem Munde der Gefangenen hatte er vernommen, daß der Proveditore im Regierungspalast die Feinde erwarte; dorthin trieb es mit Dämonengewalt den Günstling Sokollys.

Er gebot seiner Schar, ihm zu folgen; doch sein Gebot verhallte im Winde. Offen standen schon die Paläste der Reichen und Vornehmen und der fuhr am Besten, der von den Schätzen die kostbarsten an sich raffte, von Weibern und Kindern die schönsten zu Sklaven machte, bevor die lodernde Flamme die Häuser und Insassen mit all' ihrer Habe in Asche verwandelte.

Voll unsäglicher Verachtung sah Simon den Enteilenden nach; sie konnten seine Rache verzögern, aber nicht aufheben. Mit bewaffneter Hand strebte er weiter, immer weiter, bis ihm eine Reihe schwerer Geschütze das Vordringen unmöglich machte. Aber es waren osmanische Kanonen und das Ziel, gegen welches sie Kugeln und Flammen spien, der Palast Dandolos!

Mustafa selbst gebot hier. Krachend schlugen die Geschosse gegen die Marmorwände, mit jedem dumpfen Knall jauchzte es in der Brust Simons, denn die

Minute kam näher, in welcher der Proveditore den Widerstand aufgeben und, wenn ihn ein eherner Ball nicht schon zerschmettert hatte, die Gnade des Siegers anrufen mußte.

Die Gnade des Siegers! O, der Wüstling sollte in dieser Stunde erfahren, was es hieß, am Rande des Abgrundes umsonst den verzweifelten Hülfeschrei auszustoßen! —

Da verstummten plötzlich die Kanonen; mit verhaltenem Athem verfolgte Simon die Vorgänge in seiner Nähe. Er sah einen gefangenen Mönch von der Seite des Seraskers auf den Palast zuschreiten und durch dessen zerschossene Thore im Eingang verschwinden; er sah nach Ablauf einiger Frist die Besatzung mit entblößten Häuptern und waffenlos ihre letzte Zuflucht verlassen.

Schärfer spähte der Sohn Eliesers, — da, — dort zeigte sich Niccolo Dandolo selbst! Fahl war sein Antlitz Simon in jener Nacht erschienen, als er Mirjam mit Gewalt raubte, — fahler noch erschien es heute. Prächtige Gewande umhüllten seine Gestalt, aber unsicher war sein Gang, sein Haupt gebeugt, sein Blick zur Erde gesenkt. Auf den Arm des Mönches gestützt, vermochte er sich kaum aufrecht

zu halten, — ein klägliches Jammerbild, aller Mannesstärke, allen Stolzes bar!

Während aus der Ferne der Jammer der Gefangenen, das Wimmern der Sterbenden herüberschallte, empfing Mustafa den Proveditore mit eisigem Schweigen. Nur ein hämisches Zucken um den Mund des Seraskers deutete an, daß er nicht aus Menschlichkeit das Feuer hatte einstellen lassen. Doch bevor er das Schweigen brach, erschallte, Allen unerwartet, die Stimme Simons, der mit einem heiseren Schrei den Namen Dandolos ausstieß und, bevor ihn Jemand hindern konnte, auf den Verhaßten zueilte und ihm den Dolch tief in die Brust stieß.

Die anwesenden Paschahs wollten den Rasenden zur Verantwortung ziehen; aber sein Beispiel hatte schon die in den Soldaten kaum beschwichtigte Mordlust geweckt. Wie auf ein allgemeines Gebot fielen sie über die Begleiter Dandolos her und keiner von ihnen blieb am Leben.

Achselzuckend sah Mustafa auf die entsetzliche Scene; seinen Augen war sie ein Genuß, nach dem er lange gelechzt hatte, und darum wehrte er seinen Untergebenen nicht. Doch als die Agas Simon ergreifen und vor das Angesicht des Seraskers schleppen wollten, schüttelte dieser verneinend das Haupt; er selbst trat

zu dem Günstling Sokollys hin, er hörte noch die Worte, welche Simon knirschend ausstieß: „Sieh mich an, Niccolo Dandolo, bevor Dein Auge bricht, — höre mich, bevor Dein Ohr sich auf ewig verschließt: Der Hebräer, dem Du zu Venedig sein Liebstes raubtest, steht vor Dir, der Sohn Eliesers rächte mit diesem Stoß den Raub Mirjams und seine eigene Ehre!“

„Mirjam, — Mirjam!“ Leis wiederholte es der Proveditore; seine Lippen bewegten sich noch, allein kein verständlicher Laut vermochte sich denselben mehr zu entringen. Da zog Simon die Klinge aus der Brust des Todten; und die Waffe in ihrer Scheide bergend, murmelte er vor sich hin: „Auge um Auge, Zahn um Zahn, Leben um Leben! — Noch einmal dasselbe Werk, dann ist mein Amt erfüllt, dann mag die Hand, die sich mit Mord befleckt hat, erstarren, dann mag das Herz, das so wild nach Rache schreit, zu schlagen aufhören, dann mag der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs mich richten!“

Die türkischen Horden waren inzwischen in den Regierungspalast gedrungen. Was sich hier an Kostbarkeiten vorfand, wurde herausgeschleppt; nur Simon betheiligte sich nicht an der gierigen Jagd nach Beute. Ein Schauer faßte ihn, ein Entsetzen, wie nie zuvor. Seine Hand hatte Blut vergossen; „Mörder!“ —

rief er sich selbst zu, — „nicht besser als Jene, die in wildem Zerstörungstriebe keines Wesens schonen!“ — Wenn sein Vater Eliezer ihn so geschaut hätte! — Es war ein Feind, den der tödtliche Stahl getroffen hatte, aber nicht im ehrlichen Kampf, sondern wehrlos wie ein Opferthier. Wohl hatte Dandolo selbst vor Zeiten nicht anders gehandelt, als er Mirjam aus der Gondel Simons raubte, — wohl hatte der Anblick des Verhaßten jeden anderen Gedanken, als den der Rache, weit von hinnen gescheucht. Und doch erbebte Simon immer aufs Neue; ihm war, als ob eine unüberbrückbare Kluft ihn fortan von allen besseren Menschen scheide, als müsse er selbst in dieser Kluft rettungslos versinken!

Aus seinem Grübeln riß ihn seine Umgebung rasch; es war die Stimme Mustafas, welche ihm plötzlich zurief: „Sieh dorthin, Hebräer! Dort naht Joseph von Naxos!“

Joseph von Naxos! — Der Name durchzuckte Simon, wie die Berührung versengender Lohe; dennoch blickte er ungläubig umher, er hatte so wenig, wie der Serasker, den Neffen Gracias nahe gewähnt. Nun aber sah er ihn mit eigenen Augen, von einer Abtheilung seiner bewaffneten Dienerschaft umgeben,

welche eine Anzahl Kinder, Mädchen und Jünglinge in ihrer Mitte führten.

Der Anblick der Letzteren stach bedeutend von dem der übrigen Gefangenen ab. Auch die von den Untergebenen Josephs Gehüteten jammerten und klagten; trotzdem sahen sie mit einer gewissen Zuversicht zu dem Herzog empor, als erwarteten sie von ihm allein Rettung aus qualvollstem Untergang.

Vergebens suchten der Serasker und Simon sich die plötzliche Anwesenheit Josephs zu erklären; die Rechte des Fanatikers zuckte unwillkürlich nach dem Dolchgriff, doch gebieterisch rief ihm Mustafa zu: „Nicht jetzt, nicht vor meinen Augen!“ — Auf seinem Schlachtroß wollte der Sieger weitertraben, der Sohn des Rabbi sich still fortschleichen, — da stürzte aus dem Palast des Proveditore eine schreiende Schar. Es war die Dienerschaft Dandolos, Pagen und Mägde, neue Beute der Türken, lebendige Waare für den Sklavenmarkt!

Gleichgültig streifte Mustafa sie mit den Blicken, Simon wandte sich geflissentlich ab, um Joseph nicht zu begegnen; aber aus der Mitte der Mägde eilte jetzt eine weibliche Gestalt auf Nassy zu. Sich vor ihm zu Boden werfend, rief sie, die Arme flehend erhoben, in hebräischen Lauten: „Du bist meines

Volkes, ich lese es in Deinem Angesicht! O, so erbarme Dich einer Unglücklichen, rette mich aus den Händen der Blutlechzenden, — rette mich, — rette mich!"

Krampfhaft umklammerte sie die Knie Josephs, und als einer der Janitscharen sie mit roher Hand zurückreißen wollte, wehrte ihm der Neffe Gracias und sprach mild zu der Zitternden: „Wer Du auch seiest, Du sollst meinen Schutz nicht umsonst angerufen haben. Begieb Dich unter Diese, die mir vertrauen, wie Du; nicht gegen Weiber und Kinder führt Sultan Selim Krieg!"

Ungern, mit vernehmlichem Murren, ließen sich die Plünderer solche Schmälerung ihrer Beute gefallen; nur die Nähe des Seraskers hielt sie davon ab, sich dem Herzog zu widersetzen. Doch Mustafa selbst fand das Benehmen Nassys so befremdlich, daß er sein Pferd auf ihn zulenkte und mit schneidendem Hohn sprach: „Ich wähnte den Herzog der Cycladen unter den Palmen bei Famagusta lustwandeln; was treibt Euch an, plötzlich in Nicosia zu erscheinen, an dem Morgen, da wir es dem Islam wiedergewannen, — was berechtigt Euch, meinen Tapferen, denen Ihr Euren Arm nicht liehet, die Beute vorzuenthalten?"

Von den herrischen Worten unbeirrt, entgegnete

Joseph: „Es war eine Jüdin, die meinen Schutz erflehte; Ihr wißt, daß Selim mir gestattet hat, das Königreich Cypern einst mit Genossen meines Glaubens zu bevölkern!“

„Doch Jene, — und die Hand Mustafas deutete auf die übrigen, um Joseph gescharten Gefangenen, — sind sie alle auch Abkömmlinge Deiner Erzväter?“

Joseph erkannte die Falle, die in dieser Frage lag; doch sie konnte ihn nicht abhalten, dem Serasker zu antworten: „Den Ruhm des Siegers habe ich Mustafa nicht streitig machen wollen; mir ist der Lorbeer, den Ihr hier erranget, zu tief in Blut getaucht. Aber als ich vernahm, daß Ihr den letzten Sturm auf Nicosia beschlossen hattet, war auch mein Entschluß gefaßt; wo Ihr und die Euren in Raub und Mord schwelgtet, wollte ich als ein Tröster nahen und aus der allgemeinen Vernichtung Kinder und Schuldlose zu retten suchen. Wenig habt Ihr mir übrig gelassen, — und doch freue ich mich dieser Wenigen! Ich frage nicht, ob sie zu Jehovah, zu dem Gott der Christen, oder zu Allah beten; so riesengroß ist das Elend und der Schmerz, daß meine Brust zu eng wurde für die Schranken, mit denen Andere die Menschheit umschnürten!“

Dem Serasker gebrach es an der Fähigkeit, auf diese Äußerungen Josephs zu antworten; selbst sein rohes Gemüth fühlte, daß hier ein ihm geistig tausendfach überlegener Charakter vor ihm stand. Dem sonst so Herrischen mangelte in diesem Augenblick der Muth, das Thun des Herzogs zu verbieten; doppelt willkommen waren ihm die Meldungen seiner Paschahs, die ihn zu neuen Schreckensscenen von hinnen riefen, und mit einem halblaut gemurmelten „Du Thor!" sprengte er von dannen.

Doch ein Zeuge des Gespräches war noch nahe, Simon, der mit lauschendem Ohr den Hülferuf der Israelitin vernommen hatte. Von dem Ton ihrer Stimme in tiefster Seele getroffen, von unbezwinglichem Verlangen und bangem Ahnen erfaßt, und dennoch mit geheimem Widerstreben, mußte er den Blick zu ihr hinwenden, bis er endlich ihre Züge erkannte, bis sein Mund den Namen „Mirjam!" tonlos ausstieß. Ja, sie war es, sie mußte es sein, die Geliebte, die von Dandolo Entführte und dem Erschlagenen erst durch dessen Tod Entrissene! Sie war es, deren Verlust den Sohn Eliesers in die Nacht der Zweifel und des Leides gestürzt hatte; und nun, nun lebend vor seinem Angesicht, lebend, aber in Gefahr von den Fäusten der Janitscharen oder schlimmerer Horden

getödtet, entehrt oder verkauft zu werden, wenn nicht Joseph Nassy durch sein Machtwort sie gerettet hätte!

O, daß Simon wenigstens gewußt hätte, ob sie ihm die Treue gebrochen, oder ob sie, eine Beute ruchloser Gewalt, gleich ihm in jahrelanger Pein schuldlos geduldet hatte! Als eine Treulose war sie und ihr ganzes Geschlecht von ihm verflucht worden, ohne daß Simon ein Wort der Aufklärung aus ihrem Munde gehört hätte; bei ihrem Anblick in Jammer und Erniedrigung ergriff ihn mit stärkerer Macht das Gefühl der alten Liebe, als das der Befriedigung über ihr furchtbares Geschick.

Er hätte auf sie zueilen, sie anreden, sich ihr zu erkennen geben mögen; aber in einem Licht, das ihm nie zuvor geleuchtet hatte, stand die Gestalt Josephs zwischen ihm und Mirjam. Im Kopfe Simons kreuzten sich stürmischer die Gedanken; er konnte dem Manne, den er zu verderben ausgezogen war, nicht vor Augen treten, ihm nicht danken, — er konnte seine eigenen Bahnen nicht verfolgen, ohne Mirjam zuvor gesprochen zu haben. Weh ihr, wenn sie seinen Fluch verdiente, — weh ihm selbst! — Doch wenn sie schuldlos war? — O, auch dann gab es kein Glück und Heil mehr für den Sohn Eliesers. Der Glaubenshaß, die blutige Gewaltthat, standen zwischen

ihm und Mirjam; sie mußte vor dem Entsetzlichen zurückbeben, der seine Hand in Menschenblut getaucht hatte, sie konnte Demjenigen nicht vertrauen, der ihren hochherzigen Retter in leidenschaftlichem Eifer schmachvoll verrathen hatte und seinen Tagen ein frühes Ziel zu setzen gedachte.

So sann und grübelte der sonst so schnell Entschlossene, und konnte seines Grübelns kein Ende finden. Ihm war, als dürfe er den Blick nicht mehr aufschlagen, als sei alle Thatkraft in ihm gelähmt und sein Platz in Zukunft dort, wo kein Menschenantlitz ihm begegnen und ihn erinnern konnte an das, das hinter ihm lag. An ihm vorüber schleppten die Plünderer Beute ohne Ende, ganze Scharen gefangener Christen wurden durch die Gassen getrieben, Gatten, Eltern und Kinder unter dem Hohnlachen der entmenschten Feinde von einander getrennt und wer sich widersetzte, erbarmungslos niedergemetzelt. Nur hin und wieder gelang es Joseph Nassy, noch ein verwaist umherirrendes Kind, um das sich Niemand kümmerte, aufzugreifen; dann gebot ihm die Sorge für die Geretteten die Stadt zu meiden, in welcher die vom Siege trunkenen Barbaren ihre furchtbaren Orgien zu feiern begannen.

Aus gemessener Ferne sah der Sohn Eliesers

dem Herzog nach; doch nicht in das Lager Mustafas nahm der Tröster und Retter seinen Weg. Er hatte, seit er im Zwiespalt von dem Serasker schied, in der fruchtbarsten Gegend des cyprischen Hochgebirges die verlassenen Häuser eines Dorfes entdeckt; seine Einwohner, ein friedliches Hirtenvolk, waren vor den das Land durchstreifenden Horden der Osmanen in die Einsamkeit entflohen. Hier wollte Joseph den Unglücklichen aus Nicosia eine Zufluchtsstätte bieten, hier, wo die Frucht des Feldes schon in den Scheunen aufgespeichert lag, wo am Obstbaum und am Rebstock die schwellende Frucht nur der pflückenden Hand harrte, sollten sie vorerst Schutz und Frieden finden, bis sie zu besseren Behausungen niedersteigen konnten.

Langsam bewegte sich der traurige Zug durch die verwüstete Stadt und ihre Umgegend. Schaudernd schloß Joseph die Augen vor den Greueln, die ihm auf Schritt und Tritt begegneten; nur zu trösten beflissen, gewahrte er nicht, daß ihm der Sohn Eliesers unablässig nachstrebte und ängstlich trachtete, die Spur der Davonziehenden nicht zu verlieren. Mit magischer Gewalt zwang Simon der Gedanke an Mirjam, ihren Pfaden zu folgen. Wohin sie auch führen mochten, — er mußte desselben Weges ziehen, mußte die Tochter Rechas sprechen!

Stundenweit wanderten sie, nicht innehaltend, bevor die Gluth der Mittagssonne ihnen Rast gebot. Da war auch Simon zu rasten gezwungen, bis das Tagesgestirn seine Strahlen schräger niedersandte und er aufs Neue mit geschärften Sinnen und doch voll Vorsicht, um nicht entdeckt zu werden, hinter der Schar der Geretteten einherschlich.

Ein schnell hereinbrechender Abend endete den Tag voll Schrecken und Joseph beschloß, in einem Pinien-Walde zu lagern. Aus der Ferne leuchtete, eine blutrothe Fackel, das brennende Nicosia durch die Nacht, den Flüchtlingen ein Anblick voll unsäglichen Jammers. Aber mit ermuthigender Zurede durchschritt Joseph die Reihen, ließ durch seine Diener Lebensmittel unter die Hungernden vertheilen und suchte sie, so gut er vermochte, mit ihrem traurigen Geschick zu versöhnen. Manchen konnte er nun erst erklären, daß sie nicht seine Gefangenen seien, daß er sich ihrer nicht erbarmt habe, um ihnen das gleiche Loos zu bereiten, welches die Türken den Anderen zudachten.

So wunderbar die Nachricht klang, — sie wurde geglaubt, weil der Mund, der sie aussprach, zum Glauben zwang. Das war die trostreiche Kunde, die einen Theil des Leides zu lindern vermochte, die mit

der vorschreitenden Nacht den Klagemüden erquickenden Schlummer brachte.

Auf dem unebenen Boden, bald gegen moosbewachsene Felsen gelehnt, bald in kleinen Grotten und Vertiefungen, die eine natürliche Lagerstatt bildeten, ruhten die Armen, während Untergebene Josephs abwechselnd Wache hielten. Dieser selbst hatte sich unter den überhängenden Zweigen eines dichtbelaubten Busches das Lager gerüstet, allein noch floh ihn der Schlummer. Fühlbar hatte ihm dieser Tag seinen Zwiespalt mit dem Serasker vor Augen geführt; und doch vermochte die Erinnerung daran den Neffen Gracias nicht niederzudrücken. Die Gewißheit, eine Anzahl Unschuldiger vor sicherem Untergang bewahrt zu haben, erhob seine Seele und erfüllte sie unter den Stürmen, die ihn bedrohten, mit einem wohlthuenden Frieden!

Unweit von dem Herzog ruhte die von ihm gerettete Israelitin. Niederes Gesträuch entzog sie den Blicken des Retters; noch hatte er sie nicht über ihre Herkunft befragt, die Achtung vor dem Unglück ihm vielmehr rücksichtsvolles Schweigen auferlegt. Und dennoch bewegte ihn ihr Anblick, ihr Schicksal mächtig! Wie kam sie, die Nichtkatholikin, in den Palast des Proveditore? — Niccolo Dandolo hieß dieser; war

es nicht ein Dandolo, dessen Name Simon vor Zeiten unter Verwünschungen genannt hatte, als er dem ehemaligen Freunde die tragische Geschichte seiner jungen Liebe vertraute?

Fast hätte Joseph gewünscht, den Sohn des Rabbi in seiner Nähe zu haben, um aus dem Munde desselben Gewißheit zu erlangen; aber er mußte Simons als eines unversöhnlichen Feindes gedenken, der fern, fern von ihm in leidenschaftlichem Grimm gegen ihn ankämpfte. Der Brust Nassys entrang sich ein Seufzer; o, daß es niemals so weit gekommen wäre! Und doch konnte er in seinem Thun keinen Fehler erblicken, doch konnte er —

Ein eigenthümliches Geräusch, dem Heranschleichen eines Thieres ähnlich, unterbrach die Stille der Nacht und den Gedankengang Josephs. Er hatte den Wachen in seiner Nähe geboten, sich neben den Geretteten zum Schlaf auszustrecken, denn kein reißendes Wild machte die Fluren und Berge Cyperns unsicher. Alles ruhte fest und tief; um so aufmerksamer suchte Joseph selbst zu erspähen, was die Ursache jenes Geräusches sein könne.

Mit halb aufgerichtetem Leibe bemühte er sich, durch eine Lücke im Laub den Blick dorthin zu lenken, woher das Knistern laut wurde. Da gewahrte er in

undeutlichen Umrissen eine menschliche Gestalt, welche sich langsam und mit Vorsicht vorwärts schob. Ob sie Gutes oder Böses plane, war nicht zu erkennen; aber ihr Nahen war befremdlich genug, um das Dazwischentreten des Herzogs zu fordern.

Er hatte sich allmählich ganz aufgerichtet; schon stand er im Begriff, aus seinem Versteck vorzutreten, als er das Wort „Mirjam!" leis, aber doch vernehmlich, flüstern hörte. Die Stimme kannte er nur zu gut, es war diejenige Simons; doch wie kam der Wilde nach Cypern, was trieb ihn in diese Abgelegenheit. — Joseph errieth das Hauptsächlichste mühelos; die Gerettete mußte Mirjam, die geraubte Tochter Rechas sein, — alles Andere, so räthselhaft es schien, galt jetzt wenig!

Wenn er noch gezweifelt hätte, konnte ihn das Beginnen Simons aller Zweifel entheben. Der Sohn Eliesers war bis nahe an die unruhig Schlummernde gelangt; jetzt erhob er den Oberkörper, durch die Wipfel der Pinien fiel ein Mondenstrahl schräg in sein Antlitz und Joseph erkannte die scharfen Züge des Fanatikers, die Augen, die mit einem seltsamverzehrenden Ausdruck auf der Geliebten ruhten. Lange starrte Simon sie an, — „Mirjam" wiederholte er bebenden Mundes, — da fuhr sie in die

Höhe, die Lider weit aufreißend, während ein schwacher Angstschrei ihren Lippen entschlüpfte. Doch rasch legte ihr Simon die Hand auf den Mund, mit gedämpfter Stimme raunte er ihr zu: „Mirjam, ich bin es, — Simon, dem die Feinde Dich raubten, der gekommen ist, Dich zu befreien, — Dich, Mirjam!"

Bei seinen Worten kam ihr erst das volle Bewußtsein und sie stieß seinen Namen aus, mehr erschrocken, als freudig. Er aber flüsterte ihr zu: „Still, — sei still! Der Wald hat Ohren, Mirjam!" — Dann, wie von plötzlich erwachender, leidenschaftlicher Gluth ergriffen, umschloß er sie mit den Armen und zog sie an seine Brust, als ob er sie ersticken wollte.

Sie duldete seine Küsse, ohne sie zu erwidern; doch als er sie nun mit sich fortzuziehen trachtete und ihr zurief, ihm ungesäumt zu folgen, entrang sie sich seinen Armen und schüttelte stumm das Haupt. Und als er ungestümer in sie drang, als er zu wissen begehrte, warum sie verweilen wolle, als er von ihr mit leidenschaftlichen Worten ein Bekenntniß forderte, ob sie ihn vor Zeiten im Einverständniß mit den Entführern oder gezwungen verlassen habe, ob sie ihn noch liebe oder treulos geworden sei, da entgegnete sie, tief erschauernd, mit klangloser Stimme:

„Frage nicht, Sohn Eliesers! Gewalt riß mich einst von Deiner Seite; durch das Thor der Verzweiflung, durch Noth und Elend bin ich bis an die Pforte der Verlockung geführt. Und als ich auf ihrer Schwelle stand, war Niemand, dessen starke Hand mich zurückgehalten hätte. Ungehört verhallte mein banger Schrei, — Niemand vermochte Mirjam zu retten!“

Ihre Worte erstarben in einem krampfhaften Schluchzen; Simon aber schlug sich mit der Hand vor das Antlitz und in unsäglichem Schmerz wiederholte er „Niemand!“ —

Eine Pause folgte den Worten. Furchtbar gährte es in der Seele Simons, furchtbar war sein Grimm und doch fühlte er, daß er kein Recht habe, für seine betrogene Liebe an Mirjam Rache zu nehmen. O, entsetzlicher konnte ihn die Vergeltung für seine That an Joseph nicht treffen! Was er in frevlem Hohn der Tochter Vincentios gewünscht hatte, war Mirjam geschehen! —

Der Gedanke fraß an seinem Herzen wie höllisches Feuer und der Stoß, mit welchem er das Leben Dandolos gekürzt hatte, dünkte ihm nun eine allzu gelinde Strafe. — Gewaltsam raffte er sich endlich auf, mit dem Ruf: „Fahrwohl, unseligste der Töchter Israel!“ wollte er enteilen.

Das Vorüberschreiten einer Wache in der Ferne zwang ihn niederzuducken und sich eine Zeitlang dem Boden nah zu bergen. In Verzweiflung versunken, weilte unfern die Tochter Rechas; ihr stummes Leid zerschnitt Simon das Herz. Er wußte, daß ihr im Geleit Joseph Nassys kein Heil beschieden sei und ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, lieh er der Stimme des Mitleids Gehör. Noch einmal beugte er sich zu Mirjam hinüber und sprach, ihre Hand erfassend: „Nicht unbefleckt durften wir Beide durch das Leben schreiten; dennoch bliebst Du schuldloser, als ich. Darum folge mir ohne Scheu! Lieber tagtäglich die Qual Deines Anblicks, als die schlimmere Qual, Dich in den Händen des Mannes, der Dich rettete, zu wissen!“

Kopfschüttelnd sah ihm Mirjam in das gramentstellte Angesicht, leis entgegnete sie: „Was that Dir der Hochherzige, dessen Worte mich vor neuer Schmach bewahrten?“

Simon fuhr auf: „Was er mir that?“ — Aber dumpf und gepreßt lautete seine Erwiderung: „Frage nicht, sondern folge mir. Die Minuten sind kostbar, — auf, Mirjam!“

Doch diese machte keine Miene, sich von der Stelle zu bewegen. Und als der Sohn Eliesers immer

dringender mahnte, sprach sie: „Unendlichen Dank schulde ich meinem Retter; auch Du, wenn das Bild jener Mirjam, welche Dir einst Alles galt, noch in Deinem Herzen lebt, schuldest ihm Dank, Simon!“

„Dank?“ — Das Antlitz des Fanatikers verdüsterte sich noch mehr und bitter schallte es von seinen Lippen: „Dank und Fluch, — Liebe und Haß, — Du könntest das Ungeheure nicht begreifen, Tochter Rechas, — wohl Dir, daß Du es nicht könntest! — Dein Retter ist Joseph Nassy, dem wir zu Venedig Fahne und Schwert des letzten Resch Glutha vertraut haben, den Sultan Selim zum Herzog von Naxos ernannte, der sein Volk verrieth um einer Christin willen, über den im Tempel zu Constantinopel der Bann verhängt wurde, — den ich zu tödten gekommen bin!“

„Zu tödten, — ihn, — den Einzigen, dessen Brust menschlich fühlte, wo ein Heer von Barbaren in Mord und Raub schwelgte? — Und inmitten dieser Barbaren willst Du mich führen?“ —

„Sie sind die Werkzeuge des zürnenden Jehovah, welcher durch sie Rache nimmt an den Venetianern, die unser Volk knechten, unsere Männer foltern, unsere Bräute entführen und verderben! Joseph Nassy aber hat noch Schlimmeres gethan; er, ein Jude, hat

das Gesetz umstoßen wollen, darum ist er verworfen von unserem Volk und dem Gott Israels. Schon sinkt sein Stern, er kann auch Dich nicht vor dem Untergang bewahren. Darum folge mir, folg mir, Mirjam, ehe es für Dich zu spät sein würde!“

In schwerem Seelenkampf stand die Tochter Rechas, endlich fragte sie mit unsicherer Stimme: „Lebt meine Mutter noch? — An ihrem Herzen allein fände ich Trost in meinem Jammer!“

Doch Simon schüttelte das Haupt und anwortete: „Sie starb aus Gram um Dich, — wohl ihr, daß sie ohne Kunde Deines Schicksals blieb!“

„Sie starb um mich!“ — Tonlos wiederholte es Mirjam, dann sank sie auf den Waldboden hin, ihr Angesicht verhüllend.

Unschlüssig starrte der Sohn Eliesers auf sie nieder, — da theilten sich die Zweige und zu den Beiden trat Joseph Nassy. Sein unerwartetes Nahen verwirrte Simon und zwang Mirjam vom Boden empor; Jener aber sprach, die Blicke voll Ernst auf die Beiden richtend: „Was säumest Du, Tochter Rechas? — Der Weg steht Dir offen, wenn Du dem Sohn Eliesers vertrauen willst! — Und Du, Simon, der Du aus einem Freunde Joseph Nassys sein furchtbarster Gegner geworden bist, vollende

schnell Dein Werk! Waffenlos steht Dir der Mann gegenüber, welchem ihr Alle Verderben geschworen habt. Wenn Du mit meinem Blut ein Opfer zu bringen glaubst, das Jehovah wohlgefällt, — hier bin ich! Dir rufe ich nur zu: Erbarme Dich der Schuldlosen, die meine Stimme um mich sammelte; und wie ich Mirjam schützte, so schütze Du, wenn die furchtbare Stunde für Famagusta kommt, schütze Leonore!"

Wie brennende Geißelhiebe trafen die Worte Josephs den Sohn Eliesers; er fühlte seine wilde Kraft schwinden, er kam sich klein und immer kleiner vor, er hätte sich dem Neffen Gracias an die Brust werfen, seine Verzeihung, seine Freundschaft aufs Neue erbitten mögen. Wieviel höher als alle Gottesverehrung der rabbinischen Eiferer stand hier die lebendige That Josephs, wieviel mächtiger, als alle Lehren des frommen Jacob Margoles, erschütterte Josephs Seelengröße das Herz Simons! Aber ihm fehlte der Muth zur Selbstanklage, er hatte sich selbst die Fessel geschmiedet, die ihn gewaltsam von Joseph fernhielt, er hatte jene schlimmere Kette vollenden helfen, welche den Herzog immer verderblicher umschnüren und endlich in den Abgrund reißen sollte.

Diese Kette sprengen wollen, hieß sich selbst

opfern, ohne Jenem zu nützen, hieß dem eigenen Volk tiefere Wunden schlagen, als die, welche durch den Sturz Nassys abgewendet werden sollten. Ohne es zu beabsichtigen, hatte Simon den Schleier schon von den Schrecknissen der Zukunft gezogen; jedes weitere Wort machte ihn zum Verräther der Partei, der er seine Dienste geliehen hatte.

Zögernd entgegnete er endlich: „Was Ihr Mirjam thatet, entwaffnet meinen Arm gegen Euch. Wenn Ihr mehr gehört habt, als für Euch bestimmt war, sucht es zu vergessen! Zu Widersachern hat uns der Wille eines Höheren werden lassen; aber von dieser Stunde an werde ich Euch auf ewig zu meiden wissen. Vollendet Eure Bahn; o, daß wir nicht die gleiche wandeln durften!“

Mit diesem schmerzlichen Ausdruck wandte er sich von Joseph ab. Einige Augenblicke lang schien er auf Mirjam zu warten, aber sie vermochte nicht, ihm zu folgen. Da rief er ihr ein gramvolles Lebewohl zu; während sie leiddurchtobt in ihrem Schmerz zu erstarren schien, schritt er von dannen, den Blicken Nassys schnell entschwindend.

Zwölftes Capitel.

Die Kunde von dem erschütternden Fall Nicosias durchlief die ganze Insel; ein einziger, ungeheurer Weheschrei war ihr Echo. Wenn das feste Nicosia sich des türkischen Ansturmes nicht zu wehren vermocht hatte, wo sollte dann dem Grimm der Barbaren ein Ziel gesteckt werden? — Paphos, Limasol, Larnaka, Cercine und die anderen Städte Cyperns waren an Macht und Größe mit der Hauptstadt nicht entfernt zu vergleichen; nur auf Famagusta blickten Venetianer und Cyprioten noch, Famagusta war ihre letzte Hoffnung, das Bollwerk, mit dessen Untergang der Stern Venedigs und das Banner des heiligen Marcus sanken, während der Halbmond Selims siegend aufging!

Die Männer, in deren Hände Venedig die Vertheidigung Famagustas gelegt hatte, waren sich ihrer hohen Aufgabe vollbewußt, Marc' Antonio Bragadino nicht minder, wie die von ihren Wunden genesenen Brüder Quirini sammt den übrigen Befehlshabern:

Baglione, Martinengo und Tiepolo. Kriegserfahrener, als Rocas und Dandolo, hatten sie mit ungleich geringeren Mitteln ihre Mauern und Bastionen nach Kräften verstärkt und wenig vermochte das Beobachtungscorps ihnen zu schaden. Ja, es war Marcus Quirini, dem sein kühner Thatendrang keine Rast hinter festen Wällen gestattete, wiederholt gelungen, die türkische Blokade zu brechen und nach Venedig Kunde der feindlichen Übermacht und ihrer Erfolge zu bringen, sowie dort schleunige und reichliche Hülfe zu fordern.

Lebensmittel und Kriegsbedarf hatte er nach Famagusta geschafft, gute Rathschläge und Versprechungen in Menge, — aber umsonst warteten die Vertheidiger auf die Erfüllung der Letzteren. Wohl hatte der Brand des Arsenals Venedigs Macht empfindlich geschwächt; aber noch mehr schwächte sie die Uneinigkeit und Verzagtheit des großen Rathes, wie der verbündeten christlichen Mächte. Um den gemeinsamen Schlag gegen Selims Flotte sicher zu führen, zögerten sie überlang; mit diplomatischen Verhandlungen verloren sie die kostbarste Zeit und gaben mehr preis, als sie in blutigen Schlachten zurückerobern konnten.

Sorgenvoll erkannte Bragadino, daß auf Hülfe

und Entsatz von Seiten des Mutterstaates so bald nicht zu rechnen sei. Zwar hatte er zu Befürchtungen keinen Grund, so lange Mustafa vor Nicosia lag; aber in der Stunde, in welcher einzelne, dem Blutbad entronnene Flüchtlinge an die Thore Famagustas pochten, wußte der General-Capitän, daß er dem Nahen des furchtbaren Bedrängers binnen Kurzem entgegensehen müsse.

Da ließ Bragadino die Bevölkerung der Stadt noch einmal zählen, — dann berief er seine Unterbefehlshaber zu ernster Berathung. Unter den fünfzehntausend Einwohnern Famagustas, — so kündete er Jenen, — seien nur siebentausend streitbare Männer; der aus Greisen, Weibern und Kindern, Siechen und Gebrechlichen bestehende Rest zehre nur von den Vorräthen, lähme die Bewegungen der Waffenfähigen und sei daher ein Übel, dessen man sich schleunigst zu entledigen habe. Hart und unmenschlich scheine sein Rath; er schließe aber das einzige Mittel in sich, Famagusta so lange zu halten, bis die gesammte Christenheit zu seiner Rettung ausziehe. — Mit der Bitte an die Übrigen, ihre Meinung offen auszusprechen, schloß der General-Capitän seine Ansprache.

In tiefem Schweigen hatten die Anwesenden sie vernommen, keiner davon mehr betroffen, als

Giovan' Antonio. Denn was der Allgemeinheit galt, das bezog sich auch auf seine Schwester, auf Leonore! Nicht ihm zur Freude war sie vor Monden nach Famagusta und unter seine Obhut gebracht worden. Seit jenem Kampf auf offener See, seit jener Stunde, in welcher Leonore sich, dem Fluch ihrer Brüder trotzend, auf das türkische Fahrzeug hatte tragen lassen, war jedes Band geschwisterlicher Zusammengehörigkeit zerrissen, — Giovan' Antonio empfand es nur allzu sehr!

Aber er hatte auch Zeit gehabt, die Schuld der Schwester und die eigene ehrlich abzuwägen, und er war zu milderen Schlüssen gekommen, als Marcus. Konnte auch, wie er wähnte, keine Liebe mehr zwischen ihnen keimen, so nöthigte ihm doch die Fassung, mit welcher Leonore ein schweres Geschick ertrug, unwillkürlich Theilnahme und Achtung ab. Stumm weilten sie in den ersten, kurzen Stunden ihres Beisammenseins nebeneinander; aber den Bann des Schweigens hatte die Zeit gebrochen und manches Wort verrathen, daß nicht auf immer der bittere Groll herrschen werde.

Und nun, da sich die leidgeprüften Herzen einander näherten, nun sollte er die Schwester aus Famagusta scheiden, einem Schicksal entgegenführen sehen, das jede Hoffnung ausschloß? — Giovan'

Antonio fühlte die ganze Schwere dieses Opfers; er konnte und wollte keine Ausnahme für Leonore fordern, aber sein Mannesstolz lehnte sich gegen den Gedanken auf, durch Verstoßung so vieler Wehrlosen für sich selbst eine längere Frist zu gewinnen. Und er sprach zu den Anderen:

„Wir Alle wissen, daß unser nur der Untergang harrt, wenn uns nicht bald über das Meer Hülfe naht. Aber dünkt es Euch würdig, jenes Los hinauszuschieben und eine Spanne Zeit zu erkaufen um einen Preis, der uns heißer im Herzen brennen müßte als jede Wunde, von Türkenhand geschlagen?! — Jammer und Verzweiflung wird das Geschick Jener sein, die Ihr ausstoßen wollt; in Blut und Flammen wird Famagusta untergehen. So gönnt Euch selbst und den Armen den Trost eines gemeinsamen Endes; nicht werth ist Venedig, daß wir ihm, dem unthätigen, die Ruhe unserer Gewissen opfern! Denn erst, wenn das Schlimmste geschehen und ganz Cypern verloren ist, wird Venedig sich aufraffen, wird die Christenheit einig werden und uns, die es nicht zu retten vermochte, vielleicht zu rächen suchen!"

Ihm entgegnete Ettore Baglione: „Lästert nicht das Mutterland, das uns gern hülfe, wenn es dazu im Stande wäre! Bedenkt vielmehr, daß den Aus-

gestoßenen leicht ein freundlicheres Schicksal winkt, als den Zurückbleibenden. In der Wuth des Kampfes schonen die Barbaren keines Alters und Geschlechtes; laßt die Bevölkerung Famagustas sich in kleinen Abtheilungen über die fruchtbaren Gefilde Cyperns zerstreuen, so finden sie hier und dort Unterkunft und weniger Opfer wird die Beutelust der Ungläubigen von ihnen fordern!“

Doch ihm widersprach Giovan' Antonio: „Der edle Baglione will uns glauben machen, was er selbst bezweifelt. Der Beute- und Sinnenlust unserer Feinde würden die Töchter Venedigs und Cyperns anheimfallen —“

„Sie würden es in Famagusta nicht minder!“ fiel Martinengo ein.

„Doch unsere Dolche würden sie vor Schmach zu bewahren wissen!“ ergänzte Quirini.

Da hob Tiepolo an: „Umsonst hadert Ihr, Waffengenossen! Auch mein Herz blutet unter der Vorstellung, die Armen und Unglücklichen, die Greise, Frauen und Kinder von hinnen weisen zu müssen. Aber jeder Tag, den wir Famagusta länger gegen die Horden Selims beschirmen, ist ein Gewinn für Cypern, für Venedig, für die ganze Christenheit! Noch ist die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß die

vereinte Macht Spaniens, der Republik und des Pabstes uns Hülfe bringt, wenn wir auszuharren vermögen; dann winkt Rettung auch Jenen, denen wir jetzt scheinbar fühllos die Thore öffnen!"

„Und wenn wir vorher unterliegen?" — Wehmüthig fragte es Giovan' Antonio.

Ihm antwortete Bragadino: „Dann haben wir unsere Pflicht gethan, dem Vaterlande ein doppeltes Opfer gebracht! O, meine Freunde, glaubet nicht, daß ich Euch leichten Sinnes vor die furchtbare Entscheidung gestellt habe! In schlummerlosen Nächten rang ich mit mir selbst und der grausamen Erkenntniß; doch immer zeigte sich mir derselbe schmerzliche Weg, zu meiden unmöglich, zu betreten schwer. So laßt uns denn entschlossen vollziehen, was keinen Aufschub duldet! Verbergt die Qualen, die Ihr selbst leidet; ertragt die Verwünschungen der Schuldlosen. Um Desjenigen willen, der ihnen und uns ein Erlöser sein will, laßt sie nicht sehen, wie unsere Herzen bluten!"

Der Rath Bragadinos wurde angenommen, der dritte Tag zu seiner Ausführung bestimmt. Ein Wehklagen ging durch Famagusta, doch es wich endlich der stummen Ergebung in das Unabänderliche. Still wurde die bewegliche Habe zusammengepackt und

ein Vorrath für die nächsten Tage angewiesen; die Frühe des kommenden Morgens sollte den Ausziehenden zur Wanderung in die ungewisse Zukunft leuchten.

Auch Leonore hatte die Kunde vernommen, — mit stockenden Worten war ihr dieselbe von dem Bruder mitgetheilt worden. Besser, als die Mehrzahl der Übrigen, begriff die Schwester des Rentmeisters die Nothwendigkeit; ohne Klage rüstete sie ein Weniges ihrer Habseligkeiten für die Ausfahrt, — sie meinte nicht vieler Dinge mehr zu bedürfen. Da traf bei ihr eine Botschaft des General-Capitäns und Oheims ein, des Inhalts, daß Leonore mit einer Anzahl anderer Frauen, und zwar einer aus jedem Hause, erkoren sei, in Famagusta zurückzubleiben.

Fragend sah sie auf den Bruder, leise sprach ihr Mund: „Ist das Dein Werk, Giovan' Antonio?“

Der Angeredete verneinte; Bragadino selbst, der bald darauf in den Palast des Rentmeisters trat, schüttelte auf die Frage das Haupt und entgegnete: „Die Gesammtheit der Befehlshaber hat es beschlossen; manche Gründe sprechen dafür, darum kann ich Dich nur bitten: Bleib mit Denen, welche das Los zu Theilnehmerinnen unserer Kämpfe in Famagusta bestimmt!“

Allein von den Lippen Leonorens erschallte jetzt

ein lautes „Nein!“ Und als Bruder und Oheim befremdet auf sie blickten, sprach sie mit hochgerötheten Wangen: „Gewaltig muß das Gebot der ehernen Nothwendigkeit Euch gemahnt haben, bevor Ihr jenen Entschluß faßtet, der achttausend Wehrlose der Willkür unserer Feinde überliefert; aber keinen Dank weiß ich Denjenigen, welche mich und einige Andere zurückhalten wollen! Mit Fingern müßten auf uns die Übrigen deuten, unsere Namen mit Verachtung aussprechen und Unheil über uns und Euch herabwünschen. Nein, es ziemt mir, deren Geschick sich in Nacht verliert, den Scharen Jener voranzuschreiten. Dem finsteren Lose sind wir Alle geweiht; laßt mich den Schwestern zeigen, wie man im Angesicht des Feindes furchtlos stirbt!“

Kein Widerspruch des Bruders frommte, kein Einwand des Oheims. Giovan' Antonio verstand, was unausgesprochen die Brust Leonorens bewegte; er fühlte, daß alle Gründe, die er noch hätte äußern können, in Nichts zerfielen vor dem deutlich verkündeten Willen der Schwester. Um ihre Ehre zu retten, hatte er ihr einmal schon die tödtliche Waffe gesandt; aber Leonore war auf Umwegen damals endlich doch in den Schutz des geliebten Mannes gelangt, und wie sehr der Rentmeister den Herzog auch haßte, —

die Hoffnung war nicht ausgeschlossen, daß derselbe auch jetzt nahe und die Tochter Vincentios zu retten bemüht sein werde.

Der Gedanke, so bitter er war, enthielt ein geringes Maß des Trostes für Giovan' Antonio. Aber schlaflos verbrachte er die Nacht, während Leonore fest zu ruhen schien; und als sie mit dem grauenden Morgen vor ihn trat, um Abschied zu nehmen, da blieb sein Auge trocken, doch ihm war, als ob ein Riß durch sein ganzes Dasein gehe, als ob mit der Schwester der letzte Hoffnungsschimmer, die letzte Lust am Leben von ihm scheide!

Wenn etwas den Muth der Ausziehenden heben konnte, war es der Umstand, daß die Heerhaufen des Serasker̃s noch nicht vor Famagusta eingetroffen waren. Hinter sicheren Verschanzungen außerhalb Schußweite der Festung lagerte die zur Beobachtung der Letzteren entsandte Abtheilung; kein Anzeichen verrieth, daß sie auf die Vorgänge an den entgegengesetzten Thoren achte. Ängstlich mieden die Flüchtlinge alle Wege, welche Famagusta mit Nicosia verbanden, und so gelang, was sie selbst und die Zurückbleibenden kaum zu hoffen gewagt hatten: ohne Nachstellungen erreichten Jene das Hochgebirge und

damit wenigstens leidliche Sicherheit vor schlimmstem Geschick. —

Mittlerweile wälzte sich das Heer des Seraskers immer drohender gegen die Hafenstadt heran. Eine volle Woche lang hatte Mustafa Nicosia plündern lassen und von dort kleinere Abtheilungen ausgesandt, bei deren Erscheinen Paphos, Limasol, Larnaka und Cereine zitternd ihre Thore öffneten. Nun nahte er selbst, der Unersättliche, mit reicher Beute beladen; sein Vorläufer und Bote war der Beglerbeg von Meraasch, der als Aufforderung zur Übergabe dem General-Capitän den Kopf Niccolo Dandolos zusandte.

Das Mittel erregte Abscheu und Entsetzen, doch zu schrecken vermochte es keinen der zum Äußersten entschlossenen Vertheidiger. Fest und würdig lautete die Antwort, welche Bragadino den Feinden ertheilen ließ; und als der Serasker selbst eintraf, erkannte er bald, daß es hier mindestens der gleichen Anstrengungen, wie vor Nicosia, bedürfe.

Mustafa hatte gehofft, daß er dem Boten, welcher Selim den Fall der Hauptstadt melden sollte, zugleich die Nachricht von der Übergabe Famagustas einhändigen könne; er hatte den Schiffen voll Beute für den Sultan, Mohammed Sokolly und Ebusuud noch einige weitere zugesellen wollen. Nun mußte er sich

knirschenden Mundes zu einer zweiten, zeitraubenden Belagerung entschließen und seinen Gesandten ohne die zweite Siegesbotschaft, welche der anderen erst die volle Bedeutung verleihen sollte, nach Stambul senden.

Die Fahrzeuge lagen bereit, als Simon dem Serasker nahte und die Bitte an ihn richtete, sich mit dem Boten einschiffen zu dürfen. Verwundert sah Mustafa den Sohn Eliesers an, mißtrauisch begann er: „Was sinnst Du, Hebräer? — Noch hast Du nicht erfüllt, was der Großwesir von Dir erwartet; wie kannst Du wähnen, daß ich so toll sein werde, Dich vorher heimkehren zu lassen!“

Gepreßt antwortete Simon: „Leicht findet der Serasker einen anderen Arm, welcher rasch und sicher vollbringt, was Mohammed Sokolly wünscht!“

„Meinem Wink gehorchen Tausende, doch lüstet es mich, den jüdischen Herzog durch einen Hebräer tödten zu sehen. Du wirst Dich dieser Pflicht nicht entziehen, — so lieb Dir Dein eigenes Leben ist!“

Tief empfand Simon den Hohn, der in diesen Worten lag; sein Stolz bäumte sich unter dem überlegenen Auftreten des Seraskers, doch er zwang sich zur Unterwürfigkeit und sprach demüthig: „Treu habe ich Euch vor der feindlichen Hauptstadt gedient; meinem Eifer verdankt Hassan Pascha den Ruhm,

der Erste innerhalb der Mauern Nicosias gewesen zu sein. Seid dessen eingedenk, wenn ich Euch heute bitte, mir Urlaub zu geben und den Mord an Joseph Nassy einer festeren Hand, als der meinen, aufzutragen!"

Aber wenn Simon gemeint hatte, durch Bitten den Sinn des Serasters wenden zu können, sollte er seines Irrthums bald inne werden. Das immer rege Mißtrauen Mustafas steigerte sich nur; er empfand, daß etwas Außergewöhnliches den zuvor so entschlossenen, rachedürstenden Sohn des Rabbi beeinflußt haben müsse, und lauernden Blickes warf er das Wort hin: „Du fürchtest Dich, Hebräer?"

„Furcht, Serasker?" — Stolz richtete sich Simon empor; doch er fühlte, daß ihm hier vor Allem Mäßigung Noth that und gefaßt fuhr er fort: „Kannte Derjenige Furcht, welcher sich den Proveditore inmitten seiner Umgebung zum Opfer erkor?" —

„So beweise das Gegentheil und bringe mir das Haupt Nassys! Er weilt mit dem Häuflein seiner Geretteten im Hochgebirge, ein König über Kinder und Krüppel. Ich gebe Dir einen vollen Monat Frist; bis er verstrichen ist, erwarte ich Dich mit dem Beweis des vollbrachten Werkes in meinem Zelt! — Nun aber hebe Dich von hinnen; ein

Menschenleben ist der Worte nicht werth, die ich heute um den Herzog verloren habe.“

Da warf sich der Sohn Eliesers vor Mustafa nieder und rief diesem in gewaltiger Erregung zu: „Nehmt Euer Gebot zurück oder tödtet mich; ich kann an Joseph Nassy nicht zum Mörder werden!“

„Du kannst nicht?“ — Der aufsteigende Zorn färbte das Antlitz Mustafas mit dunkler Röthe und scharf erwiderte er: „In den Gassen Nicosias mußte mein Wink Deine Rachelust zügeln; wenn Du auf eine Gewähr Deiner Bitte hoffst, so bekenne, was Deinen Sinn so plötzlich zur Lammessanftmuth umwandelte!“

Simon zögerte; wie durfte er auf Verständniß bei dem entmenschten Orientalen rechnen! Er erwartete Nichts als Spott, wenn er gestand, was sich zwischen ihm, Mirjam und Joseph ereignet hatte, wenn er seine geheimsten Herzenskämpfe ehrlich enthüllte. Und dennoch mußte er gehorchen, den Versuch wenigstens wagen, den einzigen Weg, auf welchem Rettung möglich war, betreten.

Mit zuckender Lippe, in abgebrochenen Sätzen, begann er zu erzählen, welches geheime Band ihn mit Mirjam einte; sein furchtbarer Haß auf Dandolo wurde dem Serasker nun klar, und endlich erfuhr

Dieser auch den Grund, aus welchem Simon sich unvermögend erklärte, Joseph Nassy aus dem Wege zu räumen.

Noch einmal faßte der Sohn Eliesers in eine flehende Bitte zusammen, was seine Brust bewegte; schon hoffte er den Sinn Mustafas gerührt zu haben, als ein rauhes Lachen ihn eines Anderen belehrte und der Serasker fühllos entgegnete: „Nicht um Deinetwillen rettete Joseph von Naxos die Buhle des Proveditore. Du warst ein Pflichtvergessener, daß Du ihm nicht den Dolch ins Herz stießest, als er Dir gegenüber trat, — Du warst ein Thor, daß Du ihm Mirjam ließest! Nun wird der Herzog von Naxos fortsetzen, was der Venetianer begann —"

Wie ein vom Pfeil getroffener Falke kreischte Simon auf; doch seine ganze Ohnmacht wurde ihm klar, als Mustafa streng und kalt fortfuhr: „Darum wirst Du Jenen tödten, — kein Wort des Widerspruchs mehr!"

Stöhnend entgegnete Simon: „Ich kann es nicht, — lieber nimm mein Leben!" Aber ihm wurde nur die Antwort: „Dich wird Mustafa zu zwingen wissen, trotziger Hebräer!"

Auf einen Ruf des Seraskers entwaffneten seine Leibwachen den Sohn Eliesers; eherne Ketten wurden

ihm um Hand- und Fußgelenke gelegt und als ihn Jene abführten, schallte ihm die Stimme Mustafas nach: „Die Stunde, welche Dich meinem Willen fügbar macht, nimmt Dir die Fesseln ab, keine frühere! Sorge, daß ich Dich der Freiheit bald wiedergeben kann!“ — —

Während Simon in seinen Banden knirschte, während die Horden des Seraskers in hitzigen Stürmen Famagusta berannten und von dem Heldenmuth seiner Vertheidiger mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen wurden, hatte Joseph Nassy mit der Schar der Geretteten die gesuchte Unterkunft gefunden. So sehr der neue Aufenthalt Jener sich von ihrem früheren unterschied, so dankbar blickten Alle doch zu ihrem großmüthigen Beschützer auf; mit Eifer vollzogen sie seine Befehle und manches thränenvolle Auge glänzte heller und hoffnungsreicher, manche blasse Wange verschönte ein Schimmer frischen Lebensmuthes. Treu stand Mirjam dem Neffen Gracias zur Seite; sie schien in reger Arbeit den Schmerz, der ihre Brust durchbebte, bekämpfen zu wollen. Offen hatte sie Joseph aus ihrer Vergangenheit enthüllt, was diesem noch verborgen war; er mußte sie tief beklagen, — verdammen konnte er sie nicht!

Doch lange durfte seine Abwesenheit aus dem

Lager des Seraskers nicht dauern. Als Joseph durch seine Boten vernahm, daß Mustafa gegen Famagusta aufgebrochen sei, litt es ihn nicht länger in der Einsamkeit des Hochgebirges; sein Herz zog ihn dorthin, wo Leonore weilte. Umsonst hatte er wochenlang zuvor eine Kunde von ihr zu erhalten gesucht, umsonst getrachtet, sich ihrem Bruder zu nähern; keinem Unterhändler waren die Thore geöffnet worden, kein Verkehr zwischen der Besatzung Famagustas und dem Beobachtungscorps möglich gewesen. Um so dringender hielt Joseph seine Rückkehr jetzt geboten. Schwerlich ließ der Fall der Hafenstadt so lange auf sich warten, wie der Nicosias; wie der Herzog hier im entscheidenden Augenblick als ein Retter seiner Glaubensgenossin eingetroffen war, so, hoffte er, werde es ihm gelingen, als Schirm und Beschützer Leonorens und der Ihren zu wirken, wenn die Stunde gekommen sein werde!

Zum Schutz der Geretteten ließ er die Hälfte seiner Dienerschaft zurück; mit der anderen Hälfte schlug er den Weg bergab ein. In Gedanken versunken ritt er dahin, als seine Aufmerksamkeit auf eine Schar von Weibern und Kindern gelenkt wurde, die, von seinem Nahen aufgeschreckt, schreiend zu enteilen suchten. Einige seiner Untergebenen riefen den

Entfliehenden nach, keine Furcht zu haben, Joseph selbst spornte sein Roß und näherte sich rasch einer älteren Frau, welche gefaßter, als die übrigen, ihr Schicksal zu erwarten schien.

Allein bevor er ein Wort an diese richten konnte, trat hinter einem Fels, dessen gigantische Formen den Blick in die Ferne hemmten, Diejenige hervor, um deretwillen er gen Famagusta ziehen wollte. Die Hand vor den Augen, um dieselben gegen die Strahlen der Sonne zu schützen, spähte sie nach der Ursache der Beunruhigung aus; dennoch erkannte sie der Geliebte, sprang vom Pferde und eilte auf sie zu, die sich bei seinem plötzlichen Anblick, wie zu Stein erstarrt, an den Felsen lehnen mußte.

In der Tiefe ihres Herzens hatte Leonore wohl die Hoffnung gehegt, daß Joseph sich unter den türkischen Scharen befinde, daß eine Begegnung mit ihm nicht zur Unmöglichkeit gehöre. Und nun war sein Anblick ihr doch so überraschend, daß sie, nach Athem ringend, vor freudigem Schreck erbebte und nicht fähig war, in die Arme des liebsten Mannes zu eilen. Er aber fing die Wankende auf, wortlos, in namenloser Seligkeit, zog er sie an seine Brust, bis sich der Bann endlich löste, bis ihre Lippen sich bewegten und seinen Namen wieder und wieder flüsterten.

Erstaunt und neugierig, doch in ehrerbietiger Entfernung, umstanden die Begleiterinnen Leonorens die seltsame Scene. Sie mochten von den Untergebenen des Fremden Auskunft über das Räthsel erbitten, welches sich ihren Augen so plötzlich darbot. Für Joseph aber hatte sich mit einem Schlage Alles geändert! Nicht Famagusta lockte ihn mehr; die Geliebte war geborgen, die Armen und Hülflosen, denen er dort ein Retter hatte sein wollen, befanden sich schon außerhalb des Bereichs der Kämpfenden. Bisher war Leonore die Führerin Jener gewesen; ein besserer Hort nahte ihnen in dem Herzog von Naxos, und dieser hegte den festen Willen, des hehren Amtes, das ihm hier ungesucht beschieden worden war, voll Hingebung und Eifer zu walten. Wohl erfüllte vor Allem das Glück, Leonoren wiedergefunden zu haben, seine ganze Seele; aber seine Liebe erschöpfte sich nicht in dieser Einen, sein edles Herz umfing voll Mitgefühl und thatkräftiger Lust zum Helfen alle Jene, welche der Tochter Vincentios gefolgt waren.

So sammelte er denn um sich die Verstoßenen alle, verhieß ihnen seinen Schutz und forderte sie auf, sich seiner Führung anzuvertrauen. Der mahnenden Einwände seiner Leibwächter ungeachtet, schlug er den Rückweg in das Hochgebirge ein; zur Freude Mirjams

und der Anderen brachte er Scharen auf Scharen, bei deren Ankunft die vorhandenen Räume sich über und über füllten.

Allein das schreckte Joseph nicht! In den Bergen gab es Baumstämme genug und bald erschallte der Klang der Axt, Stamm um Stamm sank zu Boden, Hütte an Hütte erhob sich, Herd an Herd. Mit Fleiß wurde eingeheimst, was die an Fruchtbarkeit unvergleichliche Gegend ringsum bot; Frauen und Kinder faßten mit an, neues Erdreich wurde urbar gemacht, neue Saat der Erde anvertraut. Anordnend und fördernd wirkte der Geist Josephs, tröstend und ermuthigend, Gesetzgeber und Richter, Arzt und Berather in einer Person! So ungleich Diejenigen waren, welche hier unter seiner Hand ein neues Leben begannen, — sein Wille hielt sie zusammen, hielt sie unter den mancherlei Entbehrungen, welche der ungewohnte Aufenthalt mit sich brachte, aufrecht und getrosten Muthes.

Es war seine eigenste Schöpfung, armselig und dürftig genug, unter Noth und Fährlichkeiten entstanden, der Anfang seines Regimentes auf der Insel, die einst nach seinen Wünschen zu einem Königreich des Friedens werden sollte. Freudig stand ihm in seinem segensreichen Wirken Leonore zur Seite; sie

begehrte ja nicht nach der Herrlichkeit eines Königspalastes, ihr war des Glückes Fülle, wo Joseph weilte. Sie sagte sich, daß ihr Aufenthalt hier oben nicht allzu lange dauern könne; gar Vieles mußte sie entbehren, an das die Tochter des üppigen Venedig wie an Alltägliches gewohnt war. Und dennoch hätte sie gewünscht, die Stätte mit ihrer Friedensstille gegen keinen anderen Ort der Welt vertauschen zu müssen!

In den Ruinen eines Tempels des erithischen Phöbos war ihr die Wohnstatt errichtet. Der Sage nach hatte die trauernde Göttin der Liebe den verlorenen Adonis hier gefunden. Es war, als ob die Heiligkeit des Ortes noch um die zerfallenden Säulen wehe, als ob ein Hauch jener Seligkeit, welche die heidnische Aphrodite beim Anblick des ihr Wiedergeschenkten empfand, auch auf Leonore übergegangen sei. — Nur der Gedanke an die Brüder und ihr hoffnungsloses Ringen erfüllte das Herz Leonorens mit Trauer; nur die mütterliche Freundin, welche im fernen Constantinopel weilte, fehlte der Tochter Vincentios.

Aber das Geschick hatte ihr in Mirjam einen theilweisen Ersatz gewährt. Die Tochter Rechas diente der Braut Josephs voll Liebe und Hingebung; sie vermochte jenen Haß Simons nicht zu fassen, und

wenn sie auch seine Quelle kannte, — vor der Erscheinung Leonorens, vor ihrem reinen und hohen Sinn, meinte sie, müsse aller Haß verstummen!

Mirjam hätte dem Sohn Eliesers darum zürnen können; doch auch in ihrem Herzen war die alte Neigung, die niemals ganz geschlummert hatte, machtvoll wieder erwacht. Dennoch blickte sie sonder Neid auf das Glück Leonorens; für sie selbst gab es ja keines mehr, und so heiß sie ein Wiedersehen mit Simon ersehnte, so sehr fürchtete sie ein solches.

Doch die Stunde war näher, als sie und Andere dachten! Allzu lange weilte Joseph in der Einsamkeit; sein Fernbleiben mußte den Argwohn des Serasker erregen. Im Lager vor Famagusta ging das Gerücht, daß der Herzog von Naxos im Gebirge eine neue Stadt gründe und befestige, bewaffnete Scharen um sich sammle und mit kluger Berechnung die Herrschaft über das offene Land an sich zu reißen strebe. Eine wachsende Eifersucht bemächtigte sich Mustafas; nimmermehr sollte Joseph von Naxos ohne Schwertstreich der Preis werden, nach welchem Mustafa, trotz seines heißen Ringens, die Hand nicht ausstrecken durfte. Ohne lange zu prüfen, wieviel Wahres jene Kunde enthalte, beschloß der Letztere, allen Herrscher-Anwandlungen Josephs ein entschiedenes Ende zu bereiten.

Aber auch jetzt verleugnete der Hinterlistige seine Art nicht. Keine Drohungen sollten den Herzog einschüchtern und zur Vorsicht mahnen, keine Gewalt angewendet werden, denn noch immer war ein neues Schwanken Selims zu Gunsten des vielgewandten Hebräers möglich. Eine Abordnung von wenigen Bewaffneten suchte Joseph auf und überbrachte ihm ein Schreiben des Seraskers, welches den Herzog in der höflichsten Form einlud, der friedlichen Übergabe Famagustas beizuwohnen.

Erstaunt las Nassy Zeile um Zeile. Er war in bewußten Widerspruch zu den Plänen Mustafas getreten; sollte die Nachricht eine Falle sein, welche ihm der Zerstörer Nicosias legte, um ihn sicher und ohne Aufsehen in seine Gewalt zu bringen? — Joseph befragte die Boten; sie alle bestätigten, daß die weiße Fahne auf den Bastionen Famagustas wehe. Da konnte er nicht länger zweifeln; und so sehr ihn die Kunde befremdete, erfreute sie ihn. Denn nun durfte er, durfte Leonore hoffen, Giovan' Antonio und Bragadino nebst den anderen tapferen Vertheidigern der Hafenstadt unversehrt aus unendlichen Kämpfen und Leiden hervorgehen zu sehen. Der Blutdurst Mustafas schien gesättigt zu sein; mochte er an Beute soviel mitschleppen, wie seine Horden und Schiffe zu

tragen fähig waren, — Cypern blieb immer noch reich genug durch sich selbst, durch die Schätze seines Bodens, welche kein Mustafa ihm rauben konnte. Und wenn mit Famagusta das letzte Bollwerk Venedigs gefallen, wenn Mustafa und Piale mit ihren Scharen abgesegelt waren, dann wollte Joseph sein Reich ausbreiten und durch die Kraft der Cyprioten und all Jener, welche ihm zuströmten, die herrliche Insel zu neuer Blüthe heben!

In freudiger Erregung theilte er der Geliebten den Inhalt des Briefes mit, freudig vernahm ihn die Tochter Vincentios. Die tröstliche Aussicht auf Rettung der Ihren machte auch ihr Herz rascher schlagen und gern folgte sie dem theuren Mann, ob ihr Weg sie auch zu trübseligem Anblick führen sollte. Aber nicht minder gönnte sie einer Anderen Antheil an der Freude, die sie selbst bewegte; Mirjam sollte sie begleiten, Mirjam Zeugin ihres Glückes sein!

Umsonst bat diese, sie im Gebirge zurück zu lassen. Leonore ließ nicht ab, in die Freundin zu dringen; sie kannte deren Vergangenheit nur zum kleinsten Theil, sie wußte nicht, daß Simon im Lager Mustafas sei, sie ahnte nicht, in welch nahen Beziehungen der Sohn Eliesers und die Tochter Rechas standen.

Der Zuspruch Josephs entschied endlich; er wünschte

Leonore eine Genossin im Männerlager, er hoffte vielleicht in der Stunde, die so Vieles sühnen sollte, noch eine Aussöhnung zwischen Simon und Mirjam herbeizuführen.

So traten die Drei auf Rossesrücken den Marsch gen Famagusta an. Kurz war der Abschied, manches Auge schwamm in Thränen und Joseph selbst fühlte sich seltsam bewegt, als ihm Greise mit zitterndem Munde ihren Segenswunsch nachriefen. Doch er hoffte bald zu ihnen wiederzukehren, wenn ihn auch die Umstände zunächst vor das Antlitz Selims führen sollten, um sich dort bestätigen zu lassen, was der Nachfolger des Propheten mündlich gelobt hatte.

Von den Boten Mustafas geleitet, erreichte er mit seinen Begleiterinnen nach Verlauf zweier Tage die Gegend von Famagusta. Forschend ließ Joseph die Blicke nach der Stadt hinüberschweifen; kein Kanonenschuß dröhnte mehr von ihren zerschossenen Wällen, keine Kugel flog aus dem osmanischen Lager verderbenbringend hinüber. Das Letztere befand sich weiter von der Festung entfernt, als dies zuvor der Fall gewesen sein konnte; auf seine Frage wurde dem Herzog der Bescheid, daß die Kapitulation schon abgeschlossen sei und Mustafa sich aus besonderer

Achtung vor der Tapferkeit der Besatzung soweit zurückgezogen habe.

Als der Neffe Gracias mit Leonore und Mirjam näher kam, sah er einen Zug italienischer und griechischer Söldner, welche, mit ihrer Habe beladen, den Weg an den Strand einschlugen. Dort lag eine Anzahl von Schiffen segelfertig; sie sollten, wie ihm berichtet wurde, die abziehende Besatzung mit kriegerischen Ehren nach Candia bringen. Aber auch im Lager Mustafas sahen Joseph und Leonore manchen Vertheidiger Famagustas, der jetzt ohne Scheu mit den zuvor so furchtbaren Bedrängern verkehrte. Die beiden Serasker mußten außergewöhnlich milde Bedingungen bewilligt haben und Nassy war gern geneigt, die Ermöglichung derselben dem menschlicher gesinnten Piale zuzuschreiben.

Am liebsten hätte sich der Herzog mit Leonore geradenweges in die Stadt begeben, um Giovan' Antonio und Bragadino aufzusuchen; allein die Pflicht gebot, sich zuvor bei Mustafa zu zeigen und ihm für seine Botschaft zu danken.

Der Serasker empfing die erwarteten Gäste in seinem prunkvollen Zelt; seine Dienerschaft brachte reiche Labung, heiteren Mundes plauderte er selbst und berichtete, daß Piale schon mit der Siegesbot-

schaft nach Stambul abgefahren sei. Aber erst am Abend des folgenden Tages, wenn die Söldner Famagusta vollständig geräumt haben würden, gedenke ihr tapferer Befehlshaber die Schlüssel zu überliefern und sich mit seinen Kapitänen und Räthen, unter welchen auch der Rentmeister sich befinde, von Mustafa zu verabschieden um ruhm-, wenn auch nicht sieggekrönt, nach Venedig zurückzukehren. Bis morgen möge die Braut des Herzogs sich gedulden und mit diesem und ihrer Begleiterin im türkischen Lager vorlieb nehmen!

Voll Verlangen, den so wunderbar geretteten Bruder noch einmal zu sehen, fand sich Leonore schwer in die Forderung des Seraskers. Nur die Freundlichkeit und das Wohlwollen, mit welchen Mustafa sie und Joseph wie Mirjam behandelte, beschwichtigte ihre Ungeduld und erfüllte sie mit einem trügerischen Gefühl der Sicherheit für sie und all die Ihren.

Es war schon später Abend, als ein Bote erschien, welcher dem Serasker meldete, daß ein Zelt für den Herzog und die beiden Frauen gerüstet sei. Mit grinsender Miene bot ihnen Mustafa gute Nacht, — von seinen Wachen begleitet, erreichten sie ungefährdet ihr neues Obdach. Aber kaum befanden sie sich unter demselben, kaum hatten die Begleiter sich

entfernt, als Mirjam mit gedämpfter Stimme zu Joseph sprach: „Traut dem Serasker nicht! Ich sah hinter dem Lächeln seines Mundes die Schlangen der Arglist und Rachsucht; er gedenkt Euch und uns zu verderben, — traut dem Verworfenen nicht!"

„Du siehst Gefahren, wo keine sind!" entgegnete Joseph. „Mustafa wird nicht wagen, seine Hand feindselig gegen uns zu erheben."

„Ich weiß nicht, was er wagen kann und wird, — ich weiß nur, daß ihm Tücke und Mordlust im Antlitz geschrieben stehen. O, daß wir nicht geblieben sind, wo wir zuvor waren! Nun wird uns der Grausame vernichten, uns und unzählige Andere; darum laßt uns fliehen, flieht mindestens ihr Beide und laßt mich allein dem Geschick die Stirn bieten!"

Die Worte Mirjams weckten einen neuen Sturm in Leonore und Joseph bedurfte langer Zeit, bis es ihm gelang, die Frauen zu beschwichtigen; aber langsam nur senkte sich tröstender Schlummer auf die Geliebte herab, während die Tochter Rechas wachte und nicht zu bewegen war, nur für eine kurze Frist der Ruhe zu pflegen.

Auch Joseph wachte, im Geist durchlebte er die Ereignisse seit seiner Sendung nach Venedig bis auf die gegenwärtige Stunde. Es war ein Wandel über

Höhen und durch Tiefen gewesen, an Prüfungen reicher als an Freuden; aber nun, nun endlich war die Palme des Friedens errungen, nun sollten auf sonniger Höhe die geistigen Güter gedeihen, um die er in Venedig, Constantinopel und auf Cypern wie ein Mann gestritten hatte. Stolze Träume durchwogten sein Gehirn, alles Große und Hohe, das er gedacht und empfunden hatte, erfüllte seine Seele, — da weckte ihn aus seinem Sinnen ein leiser Schrei Mirjams.

Er fuhr empor, sein Blick folgte den Bewegungen ihrer Hand, welche bebend auf den Zelt-Eingang deutete, und erkannte im Lichte der Ampel, welche das Innere erhellte, das Antlitz Simons, das zwischen den Teppichen sichtbar wurde. Im nächsten Augenblick hatte auch Joseph sich aufgerichtet, entschlossen trat er auf den Sohn Eliesers zu, auf den Lippen die Frage, ob Jener gekommen sei, die Arglosen im Auftrage Mustafas zu tödten.

Doch Simon legte bedeutsam die Finger an den Mund, und erst, als er nahe bei Joseph stand, flüsterte er ihm zu: „Euch zu beseitigen, sandte mich der Serasker; der Mord an Euch ist der Preis, um den ich selbst die Freiheit wiedererlangte, die Mustafa mir grausam raubte. Aber mein Herz sinnt Anderes.

Wenn Ihr mir vertraut, folgt mir! Absichtlich lassen uns die Moslemin den Weg an das Gestade offen; er sollte Euch in das Verderben führen, — laßt es meine Sorge sein, Euch die Bahn zu gastlicheren Stätten frei zu machen!"

Erschüttert hörte es Joseph; er konnte den furchtbaren Wandel kaum fassen, während Mirjam nur die Bestätigung ihrer bangen Ahnungen vernahm. Sollte er dem Serasker, sollte er Simon mehr trauen? — Der Sohn Eliesers hatte ihm die schwersten Wunden geschlagen; aber er mußte jener Abschiedsworte Simons gedenken, und sein Glaube an die Aufrichtigkeit Mustafas sank tiefer und tiefer.

Noch schlummerte Leonore; bekümmert trat Joseph an ihr Lager, — sollte er die Unselige wecken, ihr die drohende Gefahr enthüllen, oder standhaft erwarten, was die Tücke des Osmanen gegen ihn unternehmen werde? — Der Neffe Gracias konnte und wollte nicht mehr an ein jähes Ende glauben, jetzt nicht mehr, da ihm die Zukunft eine Stunde lang verheißungsvoll gelächelt hatte. Aber auch sein Hoffen war gering; alle Hülfe Simons erschien ihm wie ein schwankes Fahrzeug, das gegen Sturm und Klippen umsonst ankämpfte. Und diesem Fahrzeug sollte er Leonore, Mirjam und sich selbst anvertrauen?

Rathlos zögerte Joseph, doch mit furchtbarer Bestimmtheit drängte der Sohn des Rabbi. Da neigte sich Jener zu der Schlummernden nieder und flüsterte ihr leise zu: „Leonore, erwache!“ Und als sie erschreckt aufblickte, umschlang er sie mit liebenden Armen und sprach bebenden Mundes: „Wir müssen fliehen, Leonore! Komm, sei stark und stumm und folg ihm, der uns retten will!“

Er deutete auf Simon, doch Leonore wandte schaudernd das Haupt und stieß die Worte aus: „Der —, der —? Was will der furchtbare Sohn des Rabbi? — Nicht ihm vertraue, Joseph, nicht ihm, der mich schon einmal Dir entriß. An all sein Thun haftet sich das Böse; er kann Dir und mir kein Heil bringen!“

Angstvoll klammerte sie sich an den Arm des Geliebten. Aber nun trat Simon auf sie zu und beschwörend lauteten seine Worte: „Ich weiß, daß ich schwer gegen Euch gefehlt habe; doch das gehört der Vergangenheit an. Denkt daran nicht heute, nicht in dieser Stunde, der letzten, die Euch zur Rettung geblieben ist. Ich schwöre Euch bei dem Gott meiner Väter, daß ich mein Leben einsetze, um das Eure zu erhalten. Darum folgt mir schnell, keine Minute mehr ist zu verlieren!“

Joseph fühlte, daß Simon Wahrheit sprach; mit

milden Worten suchte er Leonore zu beruhigen und den Arm um sie legend, erklärte er sich bereit, dem Sohn Eliesers zu folgen.

Nur Mirjam zögerte; aber Simon ergriff ihre Hand und schritt mit ihr den beiden Anderen voran in die dunkle Nacht hinaus. —

Stille herrschte im türkischen Lager; so geräuschlos, wie möglich, legten die Drei ihren Weg zurück und gelangten endlich bis an den Strand hinab. Nur hin und wieder hatte eine Schildwache den Kopf nach ihnen umgewendet, ein Schlaftrunkener sich vom Wachtfeuer erhoben, um im nächsten Augenblick wieder seine alte Stellung einzunehmen.

Am Meeresufer lag ein geräumiges Boot; Simon hieß die Drei hineinsteigen und als Joseph ihn fragte, was nun geschehen solle, erwiderte Jener: „Seht Ihr das Fanal auf der Galeere drüben? — Dorthin sollte ich Euch locken, unter dem Vorwand, Euch retten und der Obhut Piales anvertrauen zu wollen. Aber Piale ist längst mit vollen Galeeren nach Constantinopel gesegelt; dort drüben erwartet Euch Mustafa selbst. Vor seinen Augen sollte mein Dolch Euch treffen und das verschwiegene Meer Euch zum Grab werden!“

Ein Schauer überlief die Drei, mit Grauen starrten

sie auf das Licht hin, welches röthlich durch die Nacht flammte. Simon aber fuhr fort: „Die erste Hälfte meines Auftrages habe ich vollbracht; Schmach über mich, wenn ich fähig wäre, auch die zweite auszuführen! Mit euch suche ich mein Heil auf der Salzfluth; wir wagen das Äußerste und vielleicht winkt uns nie die rettende Küste. Doch jedes Los ist besser, als aufs Neue in die Hände des Tigers Mustafa zu fallen!“

Ernst drückte Joseph dem Sohn Eliesers die Hand, gefaßt sprach er: „Du hast Recht, Simon! Laß diesen Händedruck Dir sagen, wozu uns jetzt die Zeit mangelt. — Komm, meine Leonore, — folge uns, Mirjam! — Und nun fahrwohl, du cyprisches Gestade! Mit hochschwellendem Herzen hab ich dich einst begrüßt, als ein armer Flüchtling muß ich dich meiden, — fahrwohl, — fahrwohl!“

Schon befand sich auch Simon an Kahnesbord. Ein Geräusch am Ufer ließ ihn einen Moment säumen; im nächsten tauchte er die Ruder in die Fluthen und begann in das Meer hinauszufahren. Doch er lenkte sein Fahrzeug nicht in der Richtung des Leuchtfeuers, er strebte vielmehr, die Galeere im Bogen zu umschiffen, soweit die übrige Flotte dies gestattete. Zitternd an die Brust Josephs gelehnt,

saß Leonore, während Mirjam festen Blickes die Entfernung zwischen dem Boot und dem Fanal maß.

Das Wagniß war gelungen, unbemerkt hatte Simon die Galeere umrudert, größer wurde die Weite zwischen ihm und den Gegnern und freier athmete seine Brust. Da erschallte ein gellender Ruf über die Wogen, aus einem Geschütz an Bord der Galeere flammte ein rother Blitz und im nächsten Augenblick schwirrte eine Kugel über die Köpfe der Fliehenden dahin. Ein Angstschrei Leonorens antwortete, mit einer Verwünschung rief Simon: „Sie haben uns entdeckt, nun sei uns der Ewige gnädig!“ Dann bat er den Neffen Gracias, eines der Ruder zu ergreifen, denn jetzt vermöge nur noch Kraft und Ausdauer Rettung zu bringen!

Hastig befolgte Joseph den Rath, mit verzweifelter Anstrengung mühten sich die Beiden, — aber es war umsonst. An Bord der Galeere hatte man scharfe Wacht gehalten, ein Boot um das andere stieß ab und es begann ein wildes Jagen auf die Flüchtigen. Kugel um Kugel wurde ihnen nachgesandt, bis die türkischen Boote in die Nähe Jener gelangten und die Minute, in welcher sie eingeholt und umzingelt sein mußten, nicht fern war.

Noch wenige Bewegungen, — dann ließ Simon

sein Ruder fahren, und sich zu der Tochter Rechas niederbeugend, flüsterte er ihr zu: „Diese Stunde, Mirjam, tilgt alle Schuld und eint uns auf ewig. Nimm den letzten Kuß, Mirjam; kein Moslem soll fortan über Dich triumphiren!“ — Bevor sie ein Wort erwidern konnte, stieß er ihr den Dolch mit fester Hand in das Herz und lautlos sank sie zusammen.

Dann aber ergriff Simon die Rechte Josephs und mit zuckender Lippe sprach er: „Wir müssen scheiden; doch bevor unser Geschick sich vollendet, Fürst Joseph, verzeih mir, dem Sinnlosen, dem Unseligen, dem aus Liebe und Glaube nur Noth und Haß erwachsen sollte. Schaudernd erbebt meine Seele vor mir selbst; Du warst der Größere und Edlere. O daß all Dein Hochsinn keine Frucht für Israel tragen sollte!“

Mit einem dumpfen Stöhnen barg er sein Antlitz in den Händen. Da fühlte Joseph, daß seine letzte Stunde gekommen sei. Auch er bedurfte keines Ruders mehr; stumm überließ er das Werkzeug dem Spiel der Wellen, mahnend erklang in seinem Inneren das Wort Gracias, das Wort von jenem ungeschriebenen Gebot. Nun sollte es dennoch Wahrheit werden!

Und er neigte seine Wange an die Wange der

Geliebten, gefaßt hob er an; „Leonore, die Ewigkeit thut ihre Pforten auf; bist Du stark genug, mit mir die Qualen dieser Erde hinter Dich zu werfen?“

Sie antwortete nicht, fester umschlang sie den theuren Mann. Da preßte er den Mund zu einem letzten Kuß auf ihre Lippen, dann hob er sie auf den Bord des Kahnes, der sich langsam zur Seite neigte, stumm glitten sie hinab und rauschend schlugen die Wogen über ihren Häuptern zusammen. — —

Simon blickte auf, Joseph und Leonore waren v.rschwunden. Nicht so hatte es der Sohn Eliesers erwartet; aber die entschlossene That Josephs weckte auch in ihm einen neuen Gedanken. Er ergriff den Leichnam Mirjams und versenkte ihn in die Fluth, dabei murmelnd: „Schlaf sanft, Du Schuldige, neben der Reinen, — trag sie zur ewigen Ruhe, du rastlose Welle! Ich habe noch eine letzte Pflicht zu erfüllen, dann, Mir‚am, folge ich Dir!“ —

Als die Feinde zur Seite des Kahnes anlegten, fanden sie nur den Sohn des Rabbi aufrecht darin stehen. Ohne Widerstand zu üben, ließ er sich gefangen nehmen, aber umsonst verlangte man von ihm Auskunft über die Flüchtigen, umsonst suchte man ihre Spur. Gleichmäßig zogen die Wasser über die Stelle hin, wo sich das feuchte Grab über zwei edlen Herzen

geschlossen hatte; nur ein schnell verschwindender, rother Fleck zeigte an, wo die Tochter Rechas versunken war. —

Als Simon bald darauf an Bord' der Galeere vor Mustafa stand, schnob ihn Dieser grimmig an; doch kühl entgegnete der Sohn Eliesers, dem Serasker den blutigen Dolch reichend: „Mit diesem Stahl erfüllte ich Dein Gebot; was forderst Du mehr?"

„Du lügst, Vermessener, Du wolltest fliehen mit dem Herzog von Naxos und seiner Buhle!"

„Fliehen?" — Simon schüttelte das Haupt und erwiderte: „Denkst Du so klein von Deiner Macht, Bezwinger Cyperns? — Wer vermöchte Dich zu täuschen, wer Deinem Grimm zu entgehen! — Simon liebt eigene Wege; Du laß Dir genügen, daß Joseph Nassy, Leonore und Mirjam nicht mehr unter den Lebenden weilen!"

„Schwöre es bei dem Gott Deiner Väter!"

Simon gehorchte und Mustafa antwortete: „Es ist gut; morgen soll Dir Dein Lohn werden." — Dann befahl er, ihm das Boot zur Rückfahrt in sein Lager bereit zu legen und ertheilte dem Kapitän der Galeere noch die Weisung, ein wachsames Auge auf den Hebräer zu haben und denselben am nächsten Tage gefesselt an das Land zu bringen.

Der Türke gelobte es, Simon mit den Blicken suchend; aber er schien verschwunden, Niemand wußte zu sagen, wohin. Mit dem verschärften Befehl strengster Befolgung seiner Anordnungen war Mustafa in sein Boot gestiegen; schon hatte er das Ufer fast erreicht, als ein furchtbares Krachen an sein Ohr schlug. Er wandte sich um und sah, wie das Schiff, das er vor Kurzem erst verlassen hatte, in die Luft flog; ein Feuermeer brach aus ihm hervor, alles Lebende verderbend, alle Beute verzehrend. Simon hatte sein letztes Werk vollbracht, — doch die Rache den Verderber Cyperns nicht getroffen! —

* * *

Der Abend des nächsten Tages sah Bragadino mit Giovan' Antonio, Baglione, Martinengo und den übrigen Vertheidigern Famagustas im Lager Mustafas. Freundlich, wie der Empfang Joseph Nassys, war der ihre; dennoch war Leonore glücklich zu preisen, daß sie keine Zeugin des furchtbaren Endes sein mußte, welches der Unmensch Mustafa seinen Opfern bereitete.

Als er bald darauf neue Boten nach Stambul sandte, brachten diese die Köpfe der tapferen Venetianer als Beweis der Henkersarbeit, welche der Se=

rasker verrichtet hatte. Ungeheure Beute wurde dem Sultan, Ebusuud und Mohammed Sokolly; auf die gleichgültige Frage nach Joseph von Naxos erhielt Selim die Antwort, daß Jener sammt Leonore Quirini spurlos von Cypern verschwunden sei.

Wenig bekümmerte der Bescheid den Nachfolger des Propheten; längst war Joseph von ihm vergessen, der Mufti, der Großwesir und Rabbi Salomo Aschkenasi beherrschten ihn vollständig. Glänzende Siegesfeste wurden gefeiert, glänzende Moscheen zum Andenken an den Erfolg der osmanischen Waffen aufgeführt. Erst ein Jahr später vergalt die vereinigte Seemacht der Christenheit die Greuel der Osmanen; bei Lepanto vernichtete Don Juan d'Austria die türkische Flotte, rächte Marcus Quirini Bruder und Oheim, fand Mustafa seinen Tod! —

Umsonst erwartete Frau Gracia von Woche zu Woche, von Monat zu Monat die Heimkehr ihres Neffen. Als er ausblieb und keine Nachricht von ihm eintraf, begab sie sich in das Serai; aber auch hier wurde ihr nur ungewisser Bescheid. Da fühlte sie, daß sie den Theuren niemals wiedersehen werde, und tief und schmerzlich, wie eine Mutter, trauerte sie um ihn und Leonore.

Ein einziger Trost wurde der edlen Frau in ihrem

Kummer; von Rabbi Elieser begleitet, kam ihre Schwester Abigail reuevoll und Verzeihung erflehend nach Constantinopel. Mit Gracia beweinte der Rabbi den Zwiespalt Simons und Josephs, das tragische Geschick Beider.

Elieser, Nathan, Isaak Akrisch und die übrigen Treugebliebenen waren jetzt die Berather und Werkzeuge Gracias. Unbehelligt lebte sie in Constantinopel weiter im unangetasteten Besitz ihrer Reichthümer. Mit voller Hand, wie ihr Neffe, spendete sie ohne Aufhören, spendete selbst Denen, die es nicht um sie verdient hatten. Aber sie vermochte den Zerfall ihres Volkes im osmanischen Reich nicht aufzuhalten. Jammervolle Zerklüftung im Inneren, osmanischer Hochmuth und Haß ließen es schnell tiefer sinken, als je zuvor; den Retter hatte es verkannt und verstoßen, den Einzigen, der mit starker Hand und hohem Sinn seine Zukunft hätte fördern können. Wohl gewannen Einzelne auch ferner Ehre und Ansehen am Hof der Sultane; aber keiner war unter ihnen, der gestrebt hätte, hochherzig und aufopfernd, wie Joseph Nassy!

Druck von C. W. Vollrath in Leipzig.

Wildenradt, Johann von

Joseph Nassy Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Von Johann v. Wildenradt

Leipzig [1888]